



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





LIBRARY *of the*  
OHIO STATE  
UNIVERSITY









Insel-Almanach

1932-33

.....  
OHIO STATE  
UNIVERSITY LIBRARY



STATE OF CALIFORNIA  
COUNTY OF LOS ANGELES

**INSEL-ALMANACH**

“

**AUF DAS**

**GOETHEJAHR**

**1932**

**IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG**

**874615**

Digitized by Google

PN 14  
I 5  
1932-33

# KALENDARIUM

Alles geben die Götter, die unendlichen,  
Ihren Lieblingen ganz,  
Alle Freuden, die unendlichen,  
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.



# JANUAR



1 Neujahr <span style="float: right;">☾</span>	11 Montag	22 Freitag
2 Sonnabend	12 Dienstag	23 Sonnabend <span style="float: right;">☽</span>
3 Sonntag n. Neujahr	13 Mittwoch	24 Septuagesima
4 Montag	14 Donnerstag	25 Montag
5 Dienstag	15 Freitag <span style="float: right;">☽</span>	26 Dienstag
6 Mittwoch	16 Sonnabend	27 Mittwoch
7 Donnerstag	17 2. Sonntag n. Ep.	28 Donnerstag
8 Freitag <span style="float: right;">●</span>	18 Montag	29 Freitag
9 Sonnabend	19 Dienstag	30 Sonnabend <span style="float: right;">☾</span>
10 1. Sonntag n. Ep.	20 Mittwoch	31 Sexagesima
	21 Donnerstag	



# FEBRUAR



1 Montag	12 Freitag	22 Montag <span style="float: right;">☽</span>
2 Dienstag	13 Sonnabend	23 Dienstag
3 Mittwoch	14 Involavit <span style="float: right;">☽</span>	24 Mittwoch
4 Donnerstag	15 Montag	25 Donnerstag
5 Freitag	16 Dienstag	26 Freitag
6 Sonnabend <span style="float: right;">●</span>	17 Mittwoch	27 Sonnabend
7 Estomihi	18 Donnerstag	28 Oculi <span style="float: right;">☾</span>
8 Montag	19 Freitag	29 Montag
9 Dienstag	20 Sonnabend	
10 Mittwoch	21 Reminiszere	
11 Donnerstag		



# MÄRZ



1 Dienstag	12 Sonnabend	22 Dienstag <span style="float: right;">☽</span>
2 Mittwoch	13 Jubila	23 Mittwoch
3 Donnerstag	14 Montag	24 Gründonnerstag
4 Freitag	15 Dienstag <span style="float: right;">☽</span>	25 Karfreitag
5 Sonnabend	16 Mittwoch	26 Sonnabend
6 Lätare	17 Donnerstag	27 Osterfonntag
7 Montag <span style="float: right;">●</span>	18 Freitag	28 Ostermontag
8 Dienstag	19 Sonnabend	29 Dienstag <span style="float: right;">☾</span>
9 Mittwoch	20 Palmarum	30 Mittwoch
10 Donnerstag	21 Montag	31 Donnerstag
11 Freitag		



## APRIL



<p>1 Freitag 2 Sonnabend</p> <hr/> <p>3 Quasimobogenitt 4 Montag 5 Dienstag 6 Mittwoch ● 7 Donnerstag ● 8 Freitag 9 Sonnabend</p> <hr/> <p>10 Misericord. Dom.</p>	<p>11 Montag 12 Dienstag 13 Mittwoch 14 Donnerstag ● 15 Freitag 16 Sonnabend</p> <hr/> <p>17 Jubilate 18 Montag 19 Dienstag 20 Mittwoch ⊕ 21 Donnerstag</p>	<p>22 Freitag 23 Sonnabend</p> <hr/> <p>24 Kantate 25 Montag 26 Dienstag 27 Mittwoch € 28 Donnerstag 29 Freitag 30 Sonnabend</p>
--	---	--



## MAI



<p>1 Rogate 2 Montag 3 Dienstag 4 Mittwoch 5 Himmelfahrt ● 6 Freitag 7 Sonnabend</p> <hr/> <p>8 Trudi 9 Montag 10 Dienstag 11 Mittwoch</p>	<p>12 Donnerstag 13 Freitag ● 14 Sonnabend</p> <hr/> <p>15 Pfingstsonntag 16 Pfingstmontag 17 Dienstag 18 Mittwoch 19 Donnerstag 20 Freitag ⊕ 21 Sonnabend</p> <hr/> <p>22 Trinitatis</p>	<p>23 Montag 24 Dienstag 25 Mittwoch 26 Donnerstag 27 Freitag € 28 Sonnabend</p> <hr/> <p>29 1. Sonntag n. Tr. 30 Montag 31 Dienstag</p>
--	---	--



## JUNI



<p>1 Mittwoch 2 Donnerstag 3 Freitag 4 Sonnabend ●</p> <hr/> <p>5 2. Sonntag n. Tr. 6 Montag 7 Dienstag 8 Mittwoch 9 Donnerstag 10 Freitag 11 Sonnabend ●</p>	<p>12 3. Sonntag n. Tr. 13 Montag 14 Dienstag 15 Mittwoch 16 Donnerstag 17 Freitag 18 Sonnabend ⊕</p> <hr/> <p>19 4. Sonntag n. Tr. 20 Montag 21 Dienstag 22 Mittwoch</p>	<p>23 Donnerstag 24 Freitag € 25 Sonnabend</p> <hr/> <p>26 5. Sonntag n. Tr. 27 Montag 28 Dienstag 29 Mittwoch 30 Donnerstag</p>
---	---	--



# JANUAR



1 Neujahr <span style="float: right;">☾</span> 2 Sonnabend	11 Montag 12 Dienstag 13 Mittwoch 14 Donnerstag 15 Freitag <span style="float: right;">☉</span> 16 Sonnabend	22 Freitag 23 Sonnabend <span style="float: right;">☾</span>
3 Sonntag n. Neujahr 4 Montag 5 Dienstag 6 Mittwoch 7 Donnerstag 8 Freitag <span style="float: right;">●</span> 9 Sonnabend	17 2. Sonntag n. Ep. 18 Montag 19 Dienstag 20 Mittwoch 21 Donnerstag	24 Septuagesima 25 Montag 26 Dienstag 27 Mittwoch 28 Donnerstag 29 Freitag 30 Sonnabend <span style="float: right;">☾</span>
10 1. Sonntag n. Ep.		31 Sexagesima



# FEBRUAR



1 Montag 2 Dienstag 3 Mittwoch 4 Donnerstag 5 Freitag 6 Sonnabend <span style="float: right;">●</span>	12 Freitag 13 Sonnabend 14 Involavit <span style="float: right;">☉</span> 15 Montag 16 Dienstag 17 Mittwoch 18 Donnerstag 19 Freitag 20 Sonnabend 21 Reminiszere	22 Montag <span style="float: right;">☾</span> 23 Dienstag 24 Mittwoch 25 Donnerstag 26 Freitag 27 Sonnabend 28 Oculi <span style="float: right;">☾</span> 29 Montag
---	---	---



# MÄRZ



1 Dienstag 2 Mittwoch 3 Donnerstag 4 Freitag 5 Sonnabend	12 Sonnabend 13 Jubila 14 Montag 15 Dienstag <span style="float: right;">☉</span> 16 Mittwoch 17 Donnerstag 18 Freitag 19 Sonnabend 20 Palmarum 21 Montag	22 Dienstag <span style="float: right;">☾</span> 23 Mittwoch 24 Gründonnerstag 25 Karfreitag 26 Sonnabend 27 Osterfonntag 28 Ostermontag 29 Dienstag <span style="float: right;">☾</span> 30 Mittwoch 31 Donnerstag
6 Lätare <span style="float: right;">●</span> 7 Montag 8 Dienstag 9 Mittwoch 10 Donnerstag 11 Freitag		



## APRIL



<p>1 Freitag 2 Sonnabend</p> <hr/> <p>3 Quasimodogeniti 4 Montag 5 Dienstag 6 Mittwoch ● 7 Donnerstag 8 Freitag 9 Sonnabend</p> <hr/> <p>10 Misericord. Dom.</p>	<p>11 Montag 12 Dienstag 13 Mittwoch 14 Donnerstag ● 15 Freitag 16 Sonnabend</p> <hr/> <p>17 Jubilate 18 Montag 19 Dienstag 20 Mittwoch ⊕ 21 Donnerstag</p>	<p>22 Freitag 23 Sonnabend</p> <hr/> <p>24 Kantate 25 Montag 26 Dienstag 27 Mittwoch € 28 Donnerstag 29 Freitag 30 Sonnabend</p>
--	---	--



## MAI



<p>1 Rogate 2 Montag 3 Dienstag 4 Mittwoch ● 5 Himmelfahrt 6 Freitag 7 Sonnabend</p> <hr/> <p>8 Traudi 9 Montag 10 Dienstag 11 Mittwoch</p>	<p>12 Donnerstag 13 Freitag ● 14 Sonnabend</p> <hr/> <p>15 Pfingstsonntag 16 Pfingstmontag 17 Dienstag 18 Mittwoch 19 Donnerstag 20 Freitag ⊕ 21 Sonnabend</p> <hr/> <p>22 Trinitatis</p>	<p>23 Montag 24 Dienstag 25 Mittwoch 26 Donnerstag 27 Freitag € 28 Sonnabend</p> <hr/> <p>29 1. Sonntag n. Tr. 30 Montag 31 Dienstag</p>
---	---	--



## JUNI



<p>1 Mittwoch 2 Donnerstag 3 Freitag 4 Sonnabend ●</p> <hr/> <p>5 2. Sonntag n. Tr. 6 Montag 7 Dienstag 8 Mittwoch 9 Donnerstag 10 Freitag 11 Sonnabend ●</p>	<p>12 3. Sonntag n. Tr. 13 Montag 14 Dienstag 15 Mittwoch 16 Donnerstag 17 Freitag 18 Sonnabend ⊕</p> <hr/> <p>19 4. Sonntag n. Tr. 20 Montag 21 Dienstag 22 Mittwoch</p>	<p>23 Donnerstag 24 Freitag 25 Sonnabend €</p> <hr/> <p>26 5. Sonntag n. Tr. 27 Montag 28 Dienstag 29 Mittwoch 30 Donnerstag</p>
---	---	--





## JULI



1 Freitag 2 Sonnabend	11 Montag <span style="float: right;">③</span> 12 Dienstag 13 Mittwoch 14 Donnerstag 15 Freitag 16 Sonnabend	22 Freitag 23 Sonnabend
3 6. Sonnt. n. Tr. ● 4 Montag 5 Dienstag 6 Mittwoch 7 Donnerstag 8 Freitag 9 Sonnabend	17 8. Sonnt. n. Tr. ④ 18 Montag 19 Dienstag 20 Mittwoch 21 Donnerstag	24 9. Sonntag n. Tr. 25 Montag € 26 Dienstag 27 Mittwoch 28 Donnerstag 29 Freitag 30 Sonnabend
10 7. Sonntag n. Tr.		31 10. Sonntag n. Tr.



## AUGUST



1 Montag 2 Dienstag ● 3 Mittwoch 4 Donnerstag 5 Freitag 6 Sonnabend	12 Freitag 13 Sonnabend 14 12. Sonntag n. Tr. 15 Montag 16 Dienstag ④ 17 Mittwoch 18 Donnerstag 19 Freitag 20 Sonnabend	22 Montag 23 Dienstag 24 Mittwoch € 25 Donnerstag 26 Freitag 27 Sonnabend
7 11. Sonntag n. Tr. 8 Montag 9 Dienstag ③ 10 Mittwoch 11 Donnerstag	21 13. Sonntag n. Tr.	28 14. Sonntag n. Tr. 29 Montag 30 Dienstag 31 Mittwoch ●



## SEPTEMBER



1 Donnerstag 2 Freitag 3 Sonnabend	11 16. Sonntag n. Tr. 12 Montag 13 Dienstag 14 Mittwoch ④ 15 Donnerstag 16 Freitag 17 Sonnabend	22 Donnerstag 23 Freitag € 24 Sonnabend
4 15. Sonntag n. Tr. 5 Montag 6 Dienstag 7 Mittwoch ③ 8 Donnerstag 9 Freitag 10 Sonnabend	18 17. Sonntag n. Tr. 19 Montag 20 Dienstag 21 Mittwoch	25 18. Sonntag n. Tr. 26 Montag 27 Dienstag 28 Mittwoch 29 Donnerstag 30 Freitag ●

M

## OKTOBER



1 Sonnabend	11 Dienstag	22 Sonnabend ☾
2 19. Sonntag n. Tr.	12 Mittwoch	23 22. Sonntag n. Tr.
3 Montag	13 Donnerstag	24 Montag
4 Dienstag	14 Freitag ☽	25 Dienstag
5 Mittwoch	15 Sonnabend	26 Mittwoch
6 Donnerstag ③	16 21. Sonntag n. Tr.	27 Donnerstag
7 Freitag	17 Montag	28 Freitag
8 Sonnabend	18 Dienstag	29 Sonnabend ●
9 20. Sonntag n. Tr.	19 Mittwoch	30 23. Sonntag n. Tr.
10 Montag	20 Donnerstag	31 Montag
	21 Freitag	

†

## NOVEMBER



1 Dienstag	12 Sonnabend	22 Dienstag
2 Mittwoch		23 Mittwoch
3 Donnerstag	13 25. Sonnt. n. Tr. ☽	24 Donnerstag
4 Freitag	14 Montag	25 Freitag
5 Sonnabend ③	15 Dienstag	26 Sonnabend
6 24. Sonntag n. Tr.	16 Bußtag	27 1. Advent
7 Montag	17 Donnerstag	28 Montag ●
8 Dienstag	18 Freitag	29 Dienstag
9 Mittwoch	19 Sonnabend	30 Mittwoch
10 Donnerstag	20 Totenfest	
11 Freitag	21 Montag ☾	

Z

## DEZEMBER



1 Donnerstag	11 3. Advent	22 Donnerstag
2 Freitag	12 Montag	23 Freitag
3 Sonnabend	13 Dienstag ☽	24 Sonnabend
	14 Mittwoch	
4 2. Advent ③	15 Donnerstag	25 1. Weihnachtstag
5 Montag	16 Freitag	26 2. Weihnachtstag
6 Dienstag	17 Sonnabend	27 Dienstag ●
7 Mittwoch		28 Mittwoch
8 Donnerstag	18 4. Advent	29 Donnerstag
9 Freitag	19 Montag	30 Freitag
10 Sonnabend	20 Dienstag ☾	31 Sonnabend
	21 Mittwoch	



## JULI



1 Freitag 2 Sonnabend	11 Montag 12 Dienstag 13 Mittwoch 14 Donnerstag 15 Freitag 16 Sonnabend	22 Freitag 23 Sonnabend
3 6. Sonnt. n. Tr. ● 4 Montag 5 Dienstag 6 Mittwoch 7 Donnerstag 8 Freitag 9 Sonnabend	17 8. Sonnt. n. Tr. ⊕ 18 Montag 19 Dienstag 20 Mittwoch 21 Donnerstag	24 9. Sonntag n. Tr. 25 Montag ☾ 26 Dienstag 27 Mittwoch 28 Donnerstag 29 Freitag 30 Sonnabend
10 7. Sonntag n. Tr.		31 10. Sonntag n. Tr.



## AUGUST



1 Montag 2 Dienstag ● 3 Mittwoch 4 Donnerstag 5 Freitag 6 Sonnabend	12 Freitag 13 Sonnabend 14 12. Sonntag n. Tr. 15 Montag 16 Dienstag ⊕ 17 Mittwoch 18 Donnerstag 19 Freitag 20 Sonnabend	22 Montag 23 Dienstag 24 Mittwoch ☾ 25 Donnerstag 26 Freitag 27 Sonnabend
7 11. Sonntag n. Tr. 8 Montag 9 Dienstag ● 10 Mittwoch 11 Donnerstag	21 13. Sonntag n. Tr.	28 14. Sonntag n. Tr. 29 Montag 30 Dienstag 31 Mittwoch ●



## SEPTEMBER



1 Donnerstag 2 Freitag 3 Sonnabend	11 16. Sonntag n. Tr. 12 Montag 13 Dienstag 14 Mittwoch ⊕ 15 Donnerstag 16 Freitag 17 Sonnabend	22 Donnerstag 23 Freitag ☾ 24 Sonnabend
4 15. Sonntag n. Tr. 5 Montag 6 Dienstag 7 Mittwoch ● 8 Donnerstag 9 Freitag 10 Sonnabend	18 17. Sonntag n. Tr. 19 Montag 20 Dienstag 21 Mittwoch	25 18. Sonntag n. Tr. 26 Montag 27 Dienstag 28 Mittwoch 29 Donnerstag 30 Freitag ●



## OKTOBER



1 Sonnabend	11 Dienstag	22 Sonnabend ☾
2 19. Sonntag n. Tr.	12 Mittwoch	23 22. Sonntag n. Tr.
3 Montag	13 Donnerstag	24 Montag
4 Dienstag	14 Freitag ☽	25 Dienstag
5 Mittwoch	15 Sonnabend	26 Mittwoch
6 Donnerstag ③	16 21. Sonntag n. Tr.	27 Donnerstag
7 Freitag	17 Montag	28 Freitag
8 Sonnabend	18 Dienstag	29 Sonnabend ●
9 20. Sonntag n. Tr.	19 Mittwoch	30 23. Sonntag n. Tr.
10 Montag	20 Donnerstag	31 Montag
	21 Freitag	



## NOVEMBER



1 Dienstag	12 Sonnabend	22 Dienstag
2 Mittwoch		23 Mittwoch
3 Donnerstag	13 25. Sonnt. n. Tr. ☽	24 Donnerstag
4 Freitag	14 Montag	25 Freitag
5 Sonnabend ③	15 Dienstag	26 Sonnabend
6 24. Sonntag n. Tr.	16 Bußtag	27 1. Advent
7 Montag	17 Donnerstag	28 Montag ●
8 Dienstag	18 Freitag	29 Dienstag
9 Mittwoch	19 Sonnabend	30 Mittwoch
10 Donnerstag	20 Totenfest	
11 Freitag	21 Montag ☾	



## DEZEMBER



1 Donnerstag	11 3. Advent	22 Donnerstag
2 Freitag	12 Montag	23 Freitag
3 Sonnabend	13 Dienstag ☽	24 Sonnabend
	14 Mittwoch	
4 2. Advent ③	15 Donnerstag	25 1. Weihnachtstag
5 Montag	16 Freitag	26 2. Weihnachtstag
6 Dienstag	17 Sonnabend	27 Dienstag ●
7 Mittwoch		28 Mittwoch
8 Donnerstag	18 4. Advent	29 Donnerstag
9 Freitag	19 Montag	30 Freitag
10 Sonnabend	20 Dienstag ☾	31 Sonnabend
	21 Mittwoch	





Goethe von G. M. Klauer  
(Terrakotta; um 1790)



Es gibt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet – nicht die deutsche Literatur bloß, Deutschland selbst, den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der viele sich aufrichteten, wie ein Pharos, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und in dessen Herzen Deutschland für alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange – Goethe – lebte.

\*

Friedrich Wilhelm Schelling am 28. März 1832



FRIEDRICH GUNDOLF  
GOETHE'S KINDHEIT

Wenn Gedenkfeste mehr sein sollen als Geschäft oder Beschäftigung, so müssen sie Gestalten beschwören, die uns zu entschwinden drohen und deren wir noch bedürfen. Jedes Zeitalter bringt außer den neuen Geräten seiner Not auch neue Andachten hervor, um sich zu retten von seinem eigenen Druck oder sich zu betäuben über seine eigenen Liden. Seit der Mensch zum Selbstbewußtsein erwacht ist (oder wie es in der Bibel heißt: seit er sah, daß er nackt war), hat er immer wieder sein eigen Bild verherrlichen wollen und Gott nach seinem Bilde geschaffen. Die Dinge, womit er sich umstellt, hatten den doppelten Sinn, ihn selbst zu erhalten, zu schützen, zu stärken und als Gleichnis, Opfer und Ruf seine Götter zu bannen. Das Wort Erinnerung bewahrt einen Hauch des Schauders, die Angst, daß wir einbüßen, was droben, draußen wandelt, das Verlangen nach dem Entwichenen.

Niemand schien dem Deutschen notwendiger für den eigenen Bestand als Goethe. Kein Name ist seit mehr als hundert Jahren einhelliger und vielfältiger gefeiert, eben erinnert worden als der seine, obgleich viele leidenschaftlicher und ungeduldiger. In seinem langen Leben hat er mehr Saiten zum Schwingen gebracht als untre mächtigeren Führer, und zwar nicht wie Luther, Friedrich, Bismarck, Schiller, Kant, Beethoven, Mozart und Wagner als der Wegbahner von Gesamtheiten, Stämmen oder Staaten, Schulen oder Parteien, sondern als der leise Bildner unzähliger einzelner. Und kein zweiter hat auf dem gleichen einsamen Weg so viele Einzelseelen aus anderen Völkern dem Deutschtum geweckt und geworben. Viele Gegner, Taube oder Stumpfe, haben ihn wie jeden anderen Gewaltigen begleitet und überlebt, aber bis jetzt war er der gewissste Besitz unserer Bildung, ein Maß des Rechten und Schönen. Das ist heute vorbei. Ich sage das nicht klagend, doch auch nicht, um Goethe beizusetzen in den ehrwürdigen

Grüften der Historie und unsere Schüler zu entlassen aus seinem Licht. Niemals war Goethe nötiger als heute, da man glaubt seiner entraten zu müssen, weil Staat, Wirtschaft und Kirche, Gesellschaft und Verkehr heftigere Sorgen haben als den Zauber und das Bild und deren größten deutschen Bewahrer. Aus dem Glauben an ein ewiges Menschtum über alle gegenwärtige Haß und Bürde hinaus rufen wir Goethe, der die Erbschaft der Griechen und Römer, katholische und protestantische, Renaissance- und Barockvermächtnisse eingedeutscht wie kein zweiter. Was aus Homer erschien und mit Nietzsche sich verstieg, das will heut enden: der freie, ganze Mensch . . das wohlgeratene Geistesgewächs, das den Mut hat zum eigenen Dasein und Sosein, hilfreich, edel und gut aus lebendigem Herzen, nicht aus Geboten von Anstalten, Zwecken und Verbänden.

Über die Rebarbarisierung, über das blinde Tosen rechts und links, das Gezappel von Interessengruppen jeder Schicht, deren es immer gab, doch nie so hoffnungslos ohne Gegengewicht getrieben, über die romantische, russische und amerikanische Panik hinweg, über die dünnen und die fetten Herden wollen wir den reinen Menschensinn ehren und seinen weisesten Kunder: Goethe – einerlei, ob er dauert oder dunkelt.

Da Goethes hundertster Sterbetag durch die Laune des Kalenders naheliegt dem zweihundertsten Geburtstag seiner Mutter, wollen wir beiden gemeinsam huldigen und rückschauen auf den gemeinsamen Lebenskreis beider, auf seine Kindheit, da er aus der mütterlichen Hege und durch sie erwachte zum eigenen Genius. Erzählt hat er das selbst unerreichbar in den ersten Büchern von „Dichtung und Wahrheit“ . . wir können heute nur besinnen, was er gezeigt.

Weil Goethe der geseglichste Mensch unseres Volkes ist, ist er auch Kind gewesen richtiger und reicher als wir andern. Jedes Kind erschafft die Welt dumpf witternd, gierig tastend und grenzenlos empfänglich von neuem. Daß wir diese Gabe von Jahrfünft zu Jahrfünft abstumpfen und immer weniger Organe des Wahr-

nehmens behalten, das macht uns aus genialen Geschöpfen zu dürftigen. Wem bis ans Ende jede neue Wahrnehmung ein neues Organ erschließt (nach Goethes Wort), wer die Fülle des Kindes in die Geisteshülle des Erwachsenen rettet, das fromme Staunen in das wache Schauen, die triebhafte Sicherheit in die willentliche Gewißheit, der verwirklicht wie Goethe das Schöpfertum, das Gott uns allen zugedacht hat. Zu den glücklichen Verhängnissen seiner Geburt gehört seine Mutter, deren Kind er auch als Mann ihr Leben lang geblieben ist nach eigenem Geständnis – mehr als seines Vaters. Seine sinnbildlichen Züge wiederholen mehr die Mutter als den Vater. In das Wachstum, wodurch eine wackere Bürgersfrau dem ungeheuren Genius ähnelt, dringen wir nicht. . . Abkunftsgeschichten verwirren mehr, als sie erklären.

Eine doppelte Bedeutung hat die Frau Kat, eine geschichtliche als die Mutter eines der Weltwunder, und eine natürliche als das schlichte Durchschnittswesen, drin er seine erste Form empfing. Die Erinnerung hat ihr von dem Glanz ihres Sohnes mit rückwirkender Kraft geliehen. Sie teilt seinen Ruhm als eine der großen Frauen der Geschichte: mit Recht, sofern seine Wirkung, die ohne sie undenkbar ist, ihr durch solche symbolische Ehre mitgedankt werden darf. . . mit Unrecht, wenn man sie als ein Individuum feiert, losgelöst von ihrem Sohn. Die Mütter von Heilanden oder Helden sind schwer von der Mythe zu trennen, auch wenn ihr genaues Bild überliefert ist und nicht Schöpfungsmysterien das Nichtwissen ausfüllen. Keine solche Mutter kennen wir genauer als die Goethes, aus vielen eigenen Äußerungen und aus dem ergiebigen Bericht ihres Sohnes. Doch die vielen Anekdoten, Briefe und Zeugnisse von Zeitgenossen, die uns, ohne den Namen der Frau Kat oder der Frau Usa, ein bezaubernd liebes, tüchtiges und gescheites Weib zeigen würden, wie wir deren Duzende kennen, wachsen durch ihren Ruhm zu Legenden einer genialen Wunderfrau. Dasselbe Geschick ist ja auch den Geliebten Goethes widerfahren, deren keine außer Marianne von Willemer erstaunlich

war und deren jede von seinem Wort dessen eigene Dauer und Strahlkraft empfing. So werden die Beatricen und Julien aus flüchtigen Zufällen ewige Sagen. Goethes Selbstbiographie, worin die Frau Kat zuerst der weiten Welt erschien, spendet ihr über die Wahrheit hinaus den Glanz der Dichtung, nicht durch poetische Zutaten, sondern durch den Zauber, der jedem Meisterbild innewohnt. Wir sehen Goethes eigene Pracht in diejenigen Gesichter hinein, die er mit Liebe malt. (Wie derselbe Mann, von Tizian und von einem Durchschnittsmaler gefaßt, etwa Karl V., doppelt erscheint, obwohl beide ihn ehrlich genau angeschaut haben.)

Vom Elternpaar Goethes ist die Mutter in Goethe selbst als Geist und als Charakter so unvergleichlich wirksamer geblieben, daß man mit Mühe den Vater mitfieht, trotz der Formel, worin er ihm „Statur“ und „ernstes Führen“ dankt. Was Goethe be- gnadet und verherrlicht, die Freude und die Phantasie, mangelten ihm, und nur die Tugenden des Geheimrats, ohne die aus dem Stürmer und Dränger kein Olympier hätte werden können, Zucht, Fleiß und Ordnung – nur diese Grenzeigenschaften und Selbstbeschränkungen hatte der Vater ihm vererbt, ohne ihrer selbst so zu bedürfen wie der überschwengliche Sohn. Er war ein verdienstvoller und gnadenloser Mensch, unfähig des Rauchs und der Liebe, befangen in den vorgefundenen Ordnungen des gewissenhaften Verstandes und nur wie die meisten starken, aber freudlosen Gemüter bedroht von jähem Zorn und stockigem Unmut. Wir denken an die Szene aus „Dichtung und Wahrheit“, wie er sich durch unbeherrschten Ausbruch gegen den einquartierten Königsleutnant gefährdet. Man merkt an der gesamten Schilderung seiner Art und seines Treibens in „Dichtung und Wahrheit“, ja noch in den Dankreimen, wie sehr Goethe aus Pietät und Gerechtigkeit des Vaters Mängel in Tugenden, seine Grenzen in Sicherungen umgedeutet hat. Liebe spricht nicht daraus, nichts vom Glück der Erkenntlichkeit. Auch in dem Bericht über die Klopstock-Lektüre Wolfgangs und Corneliens, dem ersten

Dämmern neuer Dichtung im Goethischen Haus, meint man am Ton die Fremdheit zu vernehmen, die den Dichter vom Spießler trennt. Der Vater gehörte nach Geschmack und Sinn noch in die Zeit des Opiz, da man im berechenbaren Alexandriner- vers, im nachweisbaren Reim die Solidität des Poesiegewerbes verbürgt hatte. Das Kindergeschrei von Hexametern aus dem Nebenzimmer, während der Vater gerade rasirt wird, ist nicht nur eine pudige Schnurre, sondern fast ein Geschichtszeichen, was Goethe vom Vater her als Poet mitbekam und was er abschütteln mußte. Goethe schuldet dem Vater, außer dem recht- schaffenen Vollauf der Ernährungs- und Erziehungspflichten, die Blutskraft, das feste, zähe Gewächs, kurz das, was er mit dem Worte „Statur“ bildhaft bezeichnet, und die daraus folgende Willensspannung, den langen Atem seiner Vorsätze, den Schutz des Verstandes gegen Stimmungen, die Wahrheitsliebe, die Goethe als erste Pflicht auch vom Genius fordert, die Zucht und die Sauberkeit, kurz, „des Lebens ernstes Führen“, Verdienste, die bei Goethes Vater das Richtige sind, bei Goethe selbst zu Überschuss und Gnade werden. Die Gefahren, wovon Goethe stündlich bedroht war, schon als Kind, noch als Greis, den Einsturz aller Vernunftmauern und -dämme unter dem Anprall der Leidenschaft, den Einbruch der Herzensmächte in das Hirnge- hege hatte der Vater nicht zu fürchten. Seine Natur ist nicht aufgewacht zu ihrem eigenen Geist, sondern schlief unter der wackeren Obhut der zweckmäßigen Gedanken, womit man im Jahrhundert Voltaires (oder in Deutschland im Jahrhundert von Opiz bis Gottsched) den Menschen zu erziehen meinte. Goethe selbst erwachte, und in Faust- und Prometheuskämpfen obsiegte er der Sphinx am Rande des Abgrunds.

Den Vater hat er auch innerlich lebenslang gesiezt, die Mutter, trotz der altfränkischen Redesitte, die ihm auch der räumliche Ab- stand später erleichterte, innerlich geduzt. Er hat sie herzlich geliebt nicht nur aus warmer Gewohnheit, sondern aus Wahlverwandt- schaft. Wenn er dem Vater verpflichtet war für die heilsamen

85  
Stors ultima linea rerum.

Projecti Francorum  
ad Florenum.  
D. 11 Aug. MDCCCLXIV.

Hæc, in sui sem-  
piternam memori-  
am, huic inserere  
voluit libello

Goethe



Sicherungen seines Wesens, so huldigte er der Mutter als der Spenderin seines Überschusses. Bloße Tugenden, Tauglichkeiten zu einem Zweck, Amt, Geschäft sind ihre Vermächtnisse ihm nicht geworden, sondern freie Strahlen eines unbekümmerten Lichts, nochmals: Gnaden. In seinem Altersreim, worin Goethe die Urgenie-Ansprüche der Stürmer und Dränger, der Romantik des deutschen Baccalaureus wegspottet, indem er sich selbst die Originalität abspricht, nennt Goethe die Elemente der Mutter launig „Frohnatur“ und „Luft zu fabulieren“. In seiner eigenen gleichartigen, nur unendlich gesteigerten Natur wirken die Geschenke der Frankfurter Bürgersfrau – ihm so eines und so anders wie der Same dem Baum und dem Wald – als Freude und Schöpferlust. Denn alle Gaben durchreichen alle Grade der Natur und wandeln nur ihren Sinn und danach ihr Wort in jedem neuen Empfänger, wie der Genius selbst jeden Stand und jeden Charakter ergreifen und ermächtigen kann, ohne die niedern Züge zu vernichten, aber auch ohne die unsterbliche Leistung zu verringern – ich erinnere nur an Cicero, Luther, Rousseau. So durchwirkt auch die Lebenskraft, auch der Lebensgeist die menschlichen Stufen, mehr oder minder sichtbar nach der Größe des Trägers . . . doch ein Goldkörnchen ist einem Goldberg verwandter als ein Sandberg einem Goldberg. Die kleine Frau Kat gehört ganz zum großen Goethe, wenn auch er nicht ganz zu ihr.

Das sind jedoch nur Elemente des Goethischen Daseins, die Grundkräfte, worin er lebt und webt, wodurch er leuchtet und düstert. Von der Mutter bekam er aber auch die ganz besondere Anlage mit, durch die er als der Erneuerer des Griechentums – nicht als ein Nachahmer, sondern als der Erneuerer – waltet: die Augenblickserfülltheit, das Glück, in dem jeweiligen Nu resolut zu leben, ganz da zu sein. Er sagt einmal von ihr: seine Mutter habe alles ertragen können, nur nicht die Sorge. Aus ihrer Todesstunde berichtet man, sie habe eine Besucherin abweisen lassen: „Die Frau Kat hat jetzt kei' Zeit, sie muß sterben.“ In der



Bemerkung ihres Sohnes und der Schlußanedote erkennen wir geheimnisvoll-fröhlich das Goethische Wunder wieder. Im „Faust“ wehrt sich der Titan gegen die Sorge: im schönen Augenblick stirbt er, nachdem er ein Leben lang das All als Augenblick zu fassen und als immer strebender Sterblicher jeden schönen Augenblick durchzufahren gedrängt war. Wie sehr sein gesamtes Schaffen von dieser Spannung bestimmt wurde, und wie sehr gerade seine Lebensbeichten Totenfeiern der schönen Augenblicke sind, das ist anderswo gezeigt. Wir sind durch Goethes Vorbildlichkeit und Allgegenwart in der deutschen Atmosphäre vielleicht etwas abgestumpft dafür, wie neu und selten solche Empfängnis- und Schaffensart bei uns war und immer noch ist.. wie sehr zumeist die deutsche Literatur, wenige Volkslieder ausgenommen, eine Literatur der zerknirschten oder eitlen Rückschau oder der sehnsüchtigen und selbstgerechten Zukunftshoffnung war, eine Literatur der Reue und der Sorge bis in die Liebe hinein, eine augenblicksferne, ja feindliche Lehre, ein bild- und zauberfremder Gottesdienst. Goethes sogenanntes Heidentum ist weniger ein sittlicher Gegensatz, weniger sogar ein mythischer Gegensatz gegen die christlichen Zeichen, Gebote, Weissagungen, ein Antichristentum im Sinne Nietzsche's, als die augenfreudige Hier- und Jetzt-Hörigkeit in jedem deutschen Werden und durch jedes deutsche Werden hindurch. Seitdem der Wandergott Odin entschwunden ist und sein Forst für Burgen, Klöster, Kirchen der Bibelgläubigen gerodet, waren in Deutschland (mehr als in den romanischen Ländern) die scheuen und gierigen Augen in das unsichtbare Jenseits, in das kommende Himmelreich oder Höllenreich gerichtet.. Sprüche, Gebete, Mären, Sänge beschworen das Ferne und Andre, das Noch-nicht und Nicht-mehr, die Ewigkeit über dem windigen Tag. Von der Völkerwanderung über die Kreuzzüge, von den Reformationskriegen bis zu den Aufklärungszwisten und den Romantikerträumen – eines ist allen Sägern gemein, so verschieden ihre Zeichenwahl, ihre Glaubensformeln, ihre Stimmungen sein mögen: sie warten auf etwas, das da

Kommen soll. Sie sind überall heimischer als in ihrem eigenen Wesen, sobald sie aufhören leidend oder handelnd ihrer Not zu fröhnen: Erwerb, Buhlschaft, Herrschaft.. sobald sie den Mund aufzutun oder die Feder ansetzen, um von ihrem „Eigentlichen“ zu reden. Das Schönste aus unsrer vogoethischen Dichtung sind keine Gegenwartsfeste, sondern Fahrten- und Gralslegenden wie Wolframs „Parzival“, der das Erscheinende als den Trug überwindet.. wie Grimms Hausens „Simpler“, der Schmutz und Blut des verwüsteten Vaterlandes durchwatet, um in der abgesehenen Siedelei sich zu „entbilden“. Oder es sind Kirchenlieder aus einer festen Burg, die nicht von dieser Welt ist, oder es sind Klagen über den schattenhaften Schwund des Lebens, Abschied vom Wahn wie Walthers unheimlichstes Gedicht, unheimlich im nächsten Sinne des Worts und im fernsten. Heimlos sind all unsre Weisen und Sänger gewesen hienieden vor Goethe, und selbst unsre Heimatfeiern stammen weniger aus dem gläubigen Stolz als aus der verzweifelten oder grimmen Sehnsucht: von Walthers über Hutten bis Fleming und Heinrich von Kleist. Auch Klopstocks hoher Ton preist mehr die Sprecher der Sprache, worin er seine Messias dichten konnte als ein vorhandenes Volk.

Nun, Goethe hat den Augenblick geheiligt, von seinen kleinen Liebchaften und Amtsplagen bis zum gotterfüllten Wiederfinden des Du, wovon kein Werde ihn mehr trennt. Diesen frommen Wirklichkeitsinn gab ihm die Mutter mit. In der rauscheligen Frankfurter Näh und Frische hat sie viele ihresgleichen, Unbezeugte, Verschollene.. ihre trauten Züge erscheinen in die Welt erweitert durch ihr Gewächs. Die Dinge mußte sie nehmen, wie sie sich geben, das Beste draus machen, nicht mit dem Leben hadern, weil „dabei nichts herauskommt“, rastlos und hastlos das Nächste erledigen, Küche und Keller betreuen mit eifrigem Fleiß und zugleich mit schwebender Spielfreude, eine rüstige Schaffnerin bis ans Ende und ein neckischer Kobold. Was ich meine, wird vielleicht noch deutlicher, wenn ich sie neben ihre Prophetin halte, die im spätrömischen Zeitalter

und auch im Ausland mehr zu ihrem Ruhm beigetragen hat als selbst Goethes „Dichtung und Wahrheit“, weil sie ihr Bild mit verführerischer Schwärmerei aufgeschönt hat: Bettina von Arnim. Die war genial, doch neben der Frau Rat, die es nicht war, wirkt sie wie ein Feuerwerk neben einem Sonnenaufgang, wie ein Vogelstimmen-Imitator neben einem Maien-gezwitzcher, kurz: erstaunlich, glänzend, „fabelhaft“, aber unrichtig und unwahr. Sie hatte alle Fabuliertugenden der Frau Rat gesteigert, geheißt, gemimt. Sie hatte auch etwas von der Frohnatur, der Hilfsbereitschaft und der quicken Behendigkeit. Doch sie wußte zu viel davon und machte, gut romantisch, aus ihrem Dasein ein Theater. Gerade das Goethische der Frau Rat, das Leben im eignen, wirklichen, geglaubten Augenblick, statt in einem ersehnten, vor- oder nachgespielten, gebrach ihr völlig. Ich sage das nicht, um die prächtige romantische Here herabzusetzen, sondern um Goethes Mutter klarer zu zeigen, indem ich ihre warme, helle, rechtschaffene Gestalt abhebe von den bunten Wolken ihrer Impresaria. Sie war keine Frau der schönen Ausflüge und Ausflüchte, und Bettina war beinahe nichts anderes. Frau Rat hatte Herz, Mund, Hand auf dem rechten Fleck, ganz hiesig und bei aller Regsamkeit ohne Hang zu irgend etwas, wobei sie nichts zu tun hatte. Bei ihrem Sohn setzte sich das Schauen ins Schaffen um, und auch er, der sehensdurftige Lynkeus, mied wahrzunehmen, wo er nicht wirken konnte. Was ihm nicht einging in Gesicht und Tat, das hielt er sich vom Leibe so lange wie möglich: Revolutionen und Restaurationen. Seine Mutter war nicht so besessen von Gesichtern: sie antwortete jedem Anspruch und Anruf des Zufalls mit der Munterkeit der berechtigten Einwohnerin, Innerwohnerin. Wenn sie bei der Auf- führung des Goethischen „Clavigo“ die Schauspieler ermuntert: „Macht 's nur gut, ich schreib's auch mei'm Sohn!“ ist das ein harmloser Ausbruch des Frankfurter Mutterstolzes, doch auch ein Zeugnis ihres Dabeiseins, das keine Betrachtung, immer ein Mitmachen war und wie bei ihrem Sohn ein Mitfreuen, Mit-

leiden, Mitschwingen. So sehr sie ihren Sohn liebte, so stark war ihre Eingefessenheit im bewirkbaren Bereich, so gering ihre Weitenphantasie, die müßige Neugier, die poetische Ferndelei, die romantische Sehnsucht: sie konnte sich nicht einmal entschließen, ihn zu besuchen. Sie entriet aller Züge, welche das literarische Massenkennzeichen der früheren Goethezeit ausmachen, des spielerischen Geschmäckeltums und des empfindsamen Schwelgens. Alles, was Goethe mit seinen großen Werken überwand, lag ihr von vornherein weitab. Kein Wesen aus Goethes Kindheit war ihm konzentrisch wie seine Mutter, und von den Wesen, die ihn nährten, erzogen und erbildeten, ist sie bis in die Tage Herders weitaus am wichtigsten, so leis und unmerklich sie ihn hegte.

Je älter Goethe wurde, desto mehr war er darauf bedacht, das Menschentum, das ihm von seinem Erwachen bis zu seinem Ende der höchste, ja der einzig wahre Gegenstand des Sinnens blieb, zu erforschen und zu verkünden als ein Gewirke der gesamten Weltkräfte. Auch sein eigen Leben und dessen wichtigste Bildner in seiner Frühzeit, also Mutter und Vater, hat er später gezeigt, samt dem Drum und Dran von den Gestirnen bis zum Geräusch des Hauses am Hirschgraben. Das Buch, worin er dies vollbracht hat, die künstlerisch vollkommenste Autobiographie, hat auch die Literaturwissenschaft verführt, seinen Genius, ja jeden Genius zu deuten als ein Gebäck aus tausend Einflüssen und Zutaten, und zu vergessen, wie sehr jeder Mensch ein unwiederholbares Einzelwesen, wie sehr jeder Schöpfer eine Form-umformende Mitte ist, auch als Geschöpf. Was wir wahrnehmen von Milieu, Umwelt, Stämmen, erfahren wir erst aus den Einzelnen, von denen sie offenbart werden. Goethes „Dichtung und Wahrheit“, kraft deren wir sein Kindesstum erkennen, inniger und genauer als aus Akten, welche uns die Teile in die Hand geben, kommt her von der Herderschen Vision des werdenden Mikrokosmos: wie sein Lehrer Geschichte der Menschheit beschrieb, die Geschichtskunde des Späthumanismus mit neuplatonischen Emanationslehren durchdringend, so wollte Goethe das ihm zu-

gängliche Menschtum zeigen als eine „entelechische Monade“, die nach und nach aus der Welt ihren Wandel empfängt durch Anverwandlung, Einverleibung der Umwelt. Dieser Versuch hat auch eine pädagogische Wendung (und damit eine willentliche Erzähltechnik). Dem spätidealistischen Ichrausch der Romantiker, der Fichteaner, welche die Welt für ein Spiel des freien Geistes hielten und noch Roman und Drama in lyrische Gemütswolken zerflederten oder in selbstgenugsame Denktänze zerbüpfen, wollte er klar machen, wie selbst sein Leben (ihnen vorbildlich oder übergewaltig) das geseglich leise Reifen eines stillen Kraftkeims sei, durch die fördernden oder hemmenden Wachstümer eines raumzeitlichen Weltganzen hindurch. Er hat mit der Muße eines alten Malers nachdrücklich die mannigfaltigen Sachen und Räume, die Nicht-Iche, geschildert, denen er sein Ich mit zu schulden meinte. Ja, er hat das Ich, um dessentwillen er sich er-innerte, absichtlich unscheinbarer, hintergründlicher gehalten als die Umgebungen, worin es sich entwirkte. Damit wollte er sagen: was ich bin, bin ich durch Welt. Daß durch diese erzieherische Bescheidenheit sein Werk sich liest als die Geschichte eines gediegenen Durchschnittskindes und -jünglings: das dankt er der Richtigkeit, der Normalität seines Menschtums, über der man die Riesigkeit vergißt. Die Enttäuschung mancher Zeitgenossen über das Buch kam daher: sie erwarteten eine Wundergeschichte und bekamen ein Musterbeispiel. Das Richtige ist aber nicht das Häufigste, sondern das Allerfeltenste. Auch diese Lehre wollte Goethe den Zeitgenossen vermitteln, nachdem ihnen Rousseaus berühmte Bekenntnisse den Gaumen gereizt mit abnormen Ehrlichkeiten. Zudem bebte Europa damals von Napoleon, der alle Maße verrückte und dessen Anderssein man irrig seiner Ungeheuerlichkeit zuschrieb, statt seiner Dimension.

Aus pädagogischer Ironie, aus dichterischem Zeichenglauben und aus dem Vorsatz, sein heimeliges Leben unerforschlichen Weltgesetzen anzuvertrauen, beginnt Goethe die Geschichte seiner Kindheit mit seinem Horoskop. Die Mischung von Schalkheit und

Schauder würzt sein Leben wie sein Sinnen darüber. Macht und Liebe winkten freundlich mit ihren Sternenstrahlen . . der Gott der Wohlfahrt, Merkur, wohlwollend, und die Zerstörer blickten neutral . . nur der Mond widersetzte sich der Geburt, doch nicht dem Leben des Kindes. Sogar dieser Widerstand brachte Segen durch behördliche Besserung der Frankfurter Entbindungskunst. Auch dies eine tiefsinnige Schelmerei: im astrologischen Gleichnis lehnt Goethe gleich am Beginn seines Berichtes den Dank ab für mancherlei Segen, den er gebracht, und wälzt den glückseligen Gestirnen zu, was ihm als fragwürdigem Säugling schon gelang. Vielleicht gibt solch ein Anfang mit dem abschbaren, doch unerforschlichen Sternenstand noch einen anderen Wink für die Historiker, Zeichendeuter und Ursachenforscher. Um ein einzig Ding ganz zu verstehen, müßte man schlechthin alles wissen. Was verschlägt es, aus den Billionen und aber Billionen unergründbarer Wirknisse einige faßbare, sichere, deutliche herauszulesen. Die Qual des unersättlichen Faust, daß wir nichts wissen können, und der ruhevolle Verzicht im Himmel, begegnen sich auch am Eingang von „Dichtung und Wahrheit“.

Die Gestirne, die dies einmalige Leben bestimmen, sind ein Gleichnis der wunderbaren Gelassenheit und Muße, worin Goethes Kindheit wandelt trotz Qualen und Stürmen. Unser keiner kann sich mehr zurückversetzen in die empfängliche Stille dieser Zeit, worin Kinderzwise und Liebesfieber, Brände und Umbauten, Kaiserkrönungen und Jahrmärkte, ja sogar Erdbeben und Krieg den sicheren Gottes- und Weltgrund überspielten, ohne ihn zu erschüttern. Wir alle, auch die Gläubigsten, auch die Behaglichsten, leben noch mit unsren Gewißheiten in Sturz und Schüttern, und das Wanken selbst ist der Grund, dem unsre Erkenntnisse entwachsen. Als Goethe in Wezlar durchbrach zu seinem Weltschmerz und Deutschland damit verwirrte und entzückte, entwich er zum ersten Male einem Geheg, einem Behagen, worin seine Mitbürger ihren Geist mästen konnten. Noch die damaligen Zweifel, der Voltairesche, der Friderizianische, gaben

mehr Halt als unser Glauben, soviel Leidensmasse – Seuchen, Foltern, Elend – auch damals bestand. Der misanthropische Gönner des jungen Goethe, Hüßgen, kennzeichnet die Art jener zufriedenen Weltverneinung hinlänglich mit dem Wort: „auch in Gott entdeck ich Fehler“. Darin liegt mehr Gottvertrauen als in den heutigen Fanatismen. Das Kind Goethe erwachte mit seinen natürlichen Schaudern in solch ruhender Ordnung. Die Universalität seines Lernens wäre auch der gleichen Begabung heute nicht mehr möglich, weil zu viele Kräfte verbraucht werden schon zur Sicherung des festen Punkts, von dem aus Welt sich wahrnehmen läßt. Die Art, wie er lernt, Sprachen und Geometrie, Historien und Künste, seine neugierigen Streifzüge in Haus, Stadt und Landschaft, seine Spiele und Fehden: alles vollbringt sich ohne Unrast, mit dem Gleichmaß der Zeit in einem abgesteckten Raum von Ehrfurcht, Zuversicht und Bereitschaft. Eine pflanzenhafte Empfänglichkeit, die mit der Gewißheit des Wurzeln das Vertrauen zur Wirklichkeit der gegebenen Welt aus jeder neuen Kenntnis saugt, und ein aktiver Wissenstrieb, der sich jede neue Erfahrung festhält als Bild, jedes Gelernte in Hand und Fuß verwandelt, steigern einander im jungen Goethe und bewahren ihn vor der starren Polnhistorie der Barockjahrhunderte und vor der fahrigen Methodensucht, Reizgier und Formelrout unsrer Tage. Er durfte lauschig und scheu warten, bis seine Lernstoffe ihn ansprachen und seinem weit offenen Staunen antworteten. Selbst die Dinge, die er auf des Vaters Befehl bis zur Langeweile eingepaukt bekam, heimelten ihn an durch die selbstverständliche Haus- oder Schul- oder Stadtautorität: drum war noch seine Kritik, seine Abwehr eine Form des Aneignens. Goethes berühmte Gerechtigkeit ist kein objektives Getu des gleichgültigen oder feigen Zuschauers, sondern, im Kind schon angelegt: das Gleichgewicht der gesammelten Kraft, die sich offen hält für jeden Einfluß, ja Eingriff, in der Gewißheit ihn zu bewältigen. So las er Reisebücher und Volksbücher ohne geile Ungeduld, doch mit der beschwingten Phantasie, die das Ferne

vergegenwärtigt, weil sie es innehat. So ließ er sich von boshaften Mitschülern gefaßt mißhandeln, bis er schnellkräftig ihnen verzeihen konnte aus gestautem Ingrim. So trug er seine Kinderkrankheiten tapfer, doch nicht aus Pflichtzwang, kaum aus Ehrgeiz, sondern, immer wieder, aus dem steten Ausgleich seiner Wachstumsleiden und seiner Willensstärke. Nur in Gleichnissen läßt sich davon reden: Goethe war eine schöpferische Pflanze, eine Natura, Gewächs mit konzentrischem Geist, der ihre dunkle Empfängnis erkannte und schauend löste. Seine Abwehr jähren Gewalten, des Vulkanismus, der Geschichte, kommt aus seiner Pflanzengeduld . . . und die Geduld reifte in seiner raum- und zeitreichen Kindheit. Auch die größte Erschütterung seiner Knabenjahre, der Siebenjährige Krieg, der selbst den Haushalt entzweite und bedrohte, verdichtete sich ihm aus dem Getümmel zur Ehrfurcht vor der Gestalt, die es aufrührte: Friedrich kümmerte ihn, die Mitte, deren Strahlung er erfuhr. Sein Leben lang blieb ihm Parteinzwist zuwider, und als den einzigen Wert der Geschichte anerkannte er den Enthusiasmus: die Steigerung des Geistes durch Fülle des Herzens. Sein Selbstbewußtsein, eines der stärksten und hellsten (ein Bewußtsein seiner eigenen Kräfte, nicht ein Durst nach Lob oder ein spiegelsüchtiger Größenwahn) reifte durch seine Empfänglichkeit und stieg durch Kampf. Daß er viel leichter lernte als seine Mitschüler, daß er seinen Peinigern überlegen war, vernahm und sah er. Doch zugleich mit diesem Stolz des Andersseins oder Besserseins, zumal in der Werkkunst, kam ihm die Frage nach der Wahrheit, als er die Kameraden im gleichen Glauben stolzieren sah. Aus Selbstbewußtsein ward er früher irr an sich als an der Welt. Seine Kritik entstand nicht aus Neid oder Angst, sondern schon im Kind aus dem Verlangen nach Wahrheit.

Wie er sich selbst sehend abgrenzen wollte gegen die Mitmenschen, so wollte er schon als Kind das unfasßbar oberste Wesen, noch unbewußt, dem Sektenhader von Lehren, Moralien und Stimmungen entziehen, indem er dem Schöpfer des Himmels und der



Erden in dessen Werken huldigte. Eine Gestalt mochte der Knabe der Gottheit nicht geben, doch sichtbare Zeichen ihr widmen: auch hier verwendete er, was er fromm empfangen, tätig zur eigenen Feier des Spenders. Mit einem Altar und allerlei Käu-cherwerk nahte er dem Gotte und richtete damit beinahe ein häusliches Unheil an. Schwerlich hat er als Kind daraus schon die Lehre gezogen, die er als Greis dem Bericht davon nachschickt als Warnung. Im „Vermächtnis altpersischen Glaubens“ aus dem „Westöstlichen Divan“ gibt er die positive Wahrheit dazu.

Ich schweige von Goethes Öhmen und Muhmen, Kameraden und Gästen, deren jeder ihn auf seine Weise necken, bilden, sich anähneln wollte. . von den bunten Festen, Bräuchen, Trachten, die den gemächlichen Dauerzustand seiner Kindheit färbten oder kräufelten als Wellen eines stetigen Stroms. Nur die Käuze aus „Dichtung und Wahrheit“ nenne ich: Uffenbach und Löhn, Heffel und Orth, Ochsenstein und Malapart, Senckenberg und Moser, Ohlenschlager, Reinicke und Hüsgen, und dann den Freund Pylades, den Großvater mit der Gartenzucht und den stöbernswürdigen Papieren, den Weinmarkt und den Kran und all die Stätten, woraus Goethe noch pflanzig wach und dumpf den ersten Bilderschatz entnahm. Die großen Fremdheiten habe ich gestreift, die ruckweise sein Denken öffneten: das Erdbeben von Lissabon, der Friderizianische Krieg, vielleicht auch – nicht so mächtig, doch näher – der Brand in der Judenstadt, wobei Goethe als Wohltäter sich bewährte und Einblick in das Gebaren des unsterblichen Stammes gewann. Die Juden waren ihm damals das Volk der Heiligen Schrift, die Mittler der ältesten Offenbarung und fragwürdige Fremdlinge zugleich, verfemt, bedurft und bestaunt. Ihre seltsamen Sitten und ihre hübschen Mädchen reizten seine Neugier, und schon der Junge hat mitten im Haß oder Hohn der Bürgerschaft sich geweidet am Gucken und vom Auge her Gerechtigkeit geübt, d. h. wahr genommen.

Goethes Kindheit endet mit seiner ersten Liebshaft: dem Frank-

furter Gretchen. Wie alle Goethischen Ereignisse ist auch dies sehnsüchtige Erwachen kein jäher Einbruch, keine wilde Erschütterung, sondern ein lockender Schritt aus dem Spiel des Überschwesses in den bedrohlichen Kampf mit den unentbehrlichen und unfassbaren Gewalten, die er in holden Gestalten zu bannen meint. Zum erstenmal begegnet dem sinnlichen Buben die Versuchung, der er niemals ausgewichen ist: den flüchtigen Nu im schönen Frauenleib zu verewigen. Hier liegt am Übergang aus seinen dumpfen Wachstumsjahren zu seinen hellen Wirkensjahren der Keim zum „Faust“, zu seinem Fausttum überhaupt. Nicht daß dies Gretchen das Modell seines Weltgedichts wäre, sondern er spürte im Dunst und Rauch ihrer Kneipe zuerst schmerzhaft die Spannung, die sein Leben durchzieht: den verzehrenden Zauber der Stunde und die selige Sehnsucht, die er verdirbt und die ihn vernichtet. Daß er diese Spannung zwei Menschenalter lang ausgehalten hat, ohne je gemein zu werden und ohne je ein Schwärmer zu werden, daß er Idee und Liebe zum Abschied als sein Genügen feiern durfte, das danken wir ihm heut und immer.

## AUS DEM PROMETHEUS

Auf Olympus

Jupiter. Merkur

Merkur. Greuel – Vater Jupiter – Hochverrat!

Minerva, deine Tochter,

Steht dem Rebellen bei,

Hat ihm den Lebensquell eröffnet

Und seinen letzten Hof,

Seine Welt von Ton

Um ihn belebt.

Gleich uns bewegen sie sich all

Und weben, jauchzen um ihn her

Wie wir um dich.

O, deine Donner, Zeus!  
 Jupiter. Sie sind! und werden sein!  
 Und sollen sein!  
 Über alles, was ist  
 Unter dem weiten Himmel,  
 Auf der unendlichen Erde,  
 Ist mein die Herrschaft.  
 Das Wurmgeschlecht vermehrt  
 Die Anzahl meiner Knechte.  
 Wohl ihnen, wenn sie meiner Vaterleitung folgen;  
 Weh ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm  
 Sich widersetzen.  
 Merkur. Allvater! du Allgütiger,  
 Der du die Missetat vergibst Verbrechern,  
 Sei Liebe dir und Preis  
 Von aller Erd und Himmel!  
 O, sende mich, daß ich verkünde  
 Dem armen erdgeborenen Volk  
 Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!  
 Jupiter. Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne  
 Wähnt ihre Seele sich göttergleich.  
 Sie werden dich nicht hören, bis sie dein  
 Bedürfen. Überlaß sie ihrem Leben!  
 Merkur. So weis als gütig!

Tal am Fuße des Olympus

Prometheus. Sieh nieder, Zeus,  
 Auf meine Welt: sie lebt!  
 Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,  
 Ein Geschlecht, das mir gleich sei,  
 Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich  
 Und dein nicht zu achten  
 Wie ich!

Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Thal verbreitet. Sie sind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen, sie baden sich im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann. Sieh hier die Bäume,

Wie du sie verlangtest.

Prometheus. Wie brachtest du

Sie von dem Boden?

Mann. Mit diesem scharfen Steine hab ich sie

Glatt an der Wurzel weggerissen

Prometheus. Erst ab die Äste! —

Dann ramme diesen

Schräg in den Boden hier

Und diesen hier, so gegenüber;

Und oben verbinde sie! —

Dann wieder zwei hier hinten hin

Und oben einen quer darüber.

Nun die Äste herab von oben

Bis zur Erde,

Verbunden und verschlungen die,

Und Rasen ringsumher

Und Äste drüber, mehr,

Bis daß kein Sonnenlicht,

Kein Regen, Wind durchdringe.

Hier, lieber Sohn, ein Schuß und eine Hütte!

Mann. Dank, teurer Vater, tausend Dank!

Sag, dürfen alle meine Brüder wohnen

In meiner Hütte?

Prometheus. Nein!

Du hast sie dir gebaut, und sie ist dein.

Du kannst sie teilen,

Mit wem du willst.

Wer wohnen will, der bau sich selber eine.

(Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erster. Du sollt kein Stück  
Von meinen Ziegen nehmen,  
Sie sind mir mein!

Zweiter. Woher?

Erster. Ich habe gestern Tag und Nacht  
Auf dem Gebirg herumgeklettert,  
Mit saurem Schweiß  
Lebendig sie gefangen,  
Diese Nacht bewacht,  
Sie eingeschlossen hier  
Mit Stein und Ästen.

Zweiter. Nun gib mir eins!  
Ich habe gestern auch eine erlegt,  
Am Feuer sie gezeitigt  
Und gessen mit meinen Brüdern.  
Brauchst heut nur eine;  
Wir fangen morgen wieder.

Erster. Bleib mir von meinen Ziegen.

Zweiter. Doch!

(Erster will ihn abwehren, zweiter gibt ihm einen Stoß, daß er umstürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erster. Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus (kommt). Was gibts?

Mann. Er raubt mir meine Ziege! –  
Blut rieselt sich von meinem Haupt –

Er schmetterte

Mich wider diesen Stein.

Prometheus. Reiß da vom Baume diesen Schwamm  
Und leg ihn auf die Wunde!

Mann. So – teurer Vater!

Schon ist es gestillt.

Prometheus. Geh, wasch dein Angesicht.

Mann. Und meine Ziege?

Prometheus. Laß ihn!  
Ist seine Hand wider jedermann,  
Wird jedermanns Hand sein wider ihn. (Mann ab).  
Prometheus. Ihr seid nicht ausgeartet, meine Kinder,  
Seid arbeitsam und faul  
Und grausam, mild,  
Freigebig, geizig,  
Gleichen all euren Schicksalsbrüdern,  
Gleichen den Tieren und den Göttern.

(Pandora kommt.)

Prometheus. Was hast du, meine Tochter,  
Wie so bewegt?

Pandora. Mein Vater!

Ach, was ich sah, mein Vater,  
Was ich fühlte!

Prometheus. Nun?

Pandora. O, meine arme Mira! –

Prometheus. Was ist ihr?

Pandora. Namenlose Gefühle!

Ich sah sie zu dem Waldgebüsch gehen,  
Wo wir so oft uns Blumenkränze pflücken;

Ich folgt ihr nach,

Und, ach, wie ich vom Hügel komme, seh

Ich sie im Thal

Auf einen Rasen hingefunken.

Zum Glück war Urbar ungefähr im Wald.

Er hielt sie fest in seinen Armen,

Wollte sie nicht sinken lassen,

Und, ach, sank mit ihr hin.

Ihr schönes Haupt ersank,

Er küßte sie tausendmal,

Und hing an ihrem Munde,

Um seinen Geist ihr einzuhauchen.

Mir ward bang,  
 Ich sprang hinzu und schrie,  
 Mein Schrei eröffnet' ihr die Sinnen.  
 Arbar ließ sie; sie sprang auf,  
 Und, ach, mit halb gebrochenen Augen  
 Fiel sie mir um den Hals.  
 Ihr Busen schlug,  
 Als wollt er reißen,  
 Ihre Wangen glühten.  
 Es lechzt' ihr Mund,  
 Und tausend Tränen stürzten.  
 Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken  
 Und hielt sie, teurer Vater,  
 Und ihre Küsse, ihre Blut  
 Hat solch ein neues unbekanntes  
 Gefühl durch meine Adern hingegossen,  
 Daß ich verwirrt, bewegt und weinend  
 Endlich sie ließ und Bald und Feld. —  
 Zu dir, mein Vater! sag,  
 Was ist das alles, was sie erschüttert  
 Und mich?  
 Prometheus. Der Tod!  
 Pandora. Was ist das?  
 Prometheus. Meine Tochter,  
 Du hast der Freuden viel genossen.  
 Pandora. Tausendfach! Dir dank ichs all.  
 Prometheus. Pandora, dein Busen schlug  
 Der kommenden Sonne,  
 Dem wandelnden Mond entgegen,  
 Und in den Küssen deiner Gespielen  
 Genoffest du die reinste Seligkeit.  
 Pandora. Unausprechlich!  
 Prometheus. Was hub im Tanze deinen Körper  
 Leicht auf vom Boden?

Pandora. Freude!

Wie jedes Glied, gerührt vom Sang und Spiel,

Bewegte, regte sich,

Ich ganz in Melodie verschwamm.

Prometheus. Und alles löst sich endlich auf in Schlaf,

So Freud als Schmerz.

Du hast gefühlt der Sonne Glut,

Des Durstes Lechzen,

Deiner Kniee Müdigkeit,

Hast über dein verlornes Schaf geweint,

Und wie geächzt, gezittert,

Als du im Wald den Dorn dir in die Ferse tratst,

Eh ich dich heilte.

Pandora. Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Wonn

Und Weh!

Prometheus. Und fühlst an deinem Herzen,

Daß noch der Freuden viele sind,

Der Schmerzen viele,

Die du nicht kennst.

Pandora. Wohl, wohl! – Dies Herze sehnt sich oft

Ach nirgends hin und überall doch hin!

Prometheus. Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,

Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,

Gefürchtet, Pandora –

Das ist der Tod!

Pandora. Der Tod?

Prometheus. Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde

Du ganz erschüttert alles fühlst,

Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,

Im Sturm dein Herz erschwillt,

In Tränen sich erleichtern will

Und seine Glut vermehrt,

Und alles klingt an dir und bebt und zittert,

Und all die Sinne dir vergehn,



Und du dir zu vergehen scheinst  
 Und sinkst,  
 Und alles um dich her versinkt in Nacht,  
 Und du, in inner eigenem Gefühl,  
 Umfassst eine Welt:  
 Dann stirbt der Mensch.  
 Pandora (ihn umhalsend). O Vater, laß uns sterben!  
 Prometheus. Noch nicht.  
 Pandora. Und nach dem Tod?  
 Prometheus. Wenn alles – Begier und Freud und Schmerz –  
 Im stürmenden Genuß sich aufgelöst,  
 Dann sich erquickt in Wonnenschlaf –  
 Dann lebst du auf, aufß jüngste wieder auf,  
 Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

**SALOMONS, KÖNIGS VON ISRAEL UND JUDA**  
**GÜLDNE WORTE**  
**VON DER ZEDER BIS ZUM YSOP**

Es stand eine herrliche Zeder auf Libanon in ihrer Kraft vor dem  
 Antlitz des Himmels. Und daß sie so strack dastund, des ergrimmt-  
 ten die Dornsträuche umher und riefen: Wehe dem Stolzen, er  
 überhebt sich seines Buchses! Und wie die Winde die Macht  
 seiner Äste bewegten, und Balsamgeruch das Land erfüllte,  
 wandten sich die Dörner und schrieten: Wehe dem Übermütigen,  
 sein Stolz braust auf wie Wellen des Meeres; verdirb ihn, Heiliger  
 vom Himmel!

Eine Zeder wuchs auf zwischen Tannen, sie teilten mit ihr Regen  
 und Sonnenschein. Und sie wuchs, und wuchs über ihre Häupter  
 und schaute weit ins Tal umher. Da riefen die Tannen: Ist das  
 der Dank, daß du dich nun überhebest, dich, die du so klein warst,  
 dich, die wir genährt haben! Und die Zeder sprach: Rechtet mit  
 dem, der mich wachsen hieß.

Und um die Zeder stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer und die Art ihr an die Wurzel legten, da erhob sich ein Frohlocken: Also strafet der Herr die Stolzen, also demütigt er die Gewaltigen!

Und sie stürzte und zerschmetterte die Frohlocker, die verzettelt wurden unter dem Reifig.

Und sie stürzte und rief: Ich habe gestanden, und ich werde stehen! Und die Männer richteten sie auf zum Mast im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her, und brachte die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

Eine junge Zeder wuchs schlank auf und schnell und drohte die andern zu überwachsen. Da beneideten sie alle. Und ein Held kam und hieb sie nieder, und stuzte ihre Äste, sich zur Lanze wider die Riesen. Da riefen ihre Brüder: Schade! schade!

Die Eiche sprach: ich gleiche dir Zeder! Tor! sagte die Zeder: als wollt ich sagen, ich gleiche dir.

## SATYROS

*singt*

Dein Leben, Herz, für wen erglühts?

Dein Adlerauge, was ersiehts?

Dir huldigt ringsum die Natur,

's ist alles dein;

Und bist allein,

Bist elend nur!

Hast Melodie vom Himmel geführt

Und Fels und Wald und Fluß gerührt;

Und wonnlicher war dein Lied der Flur

Als Sonnenschein;

Und bist allein,

Bist elend nur!

## VON DEUTSCHER BAUKUNST

*D. M. Ervini a Steinbach. 1773*

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: Anno Domini 1318 XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, töriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besiztümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ichs vermöchte.

Was brauchts dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kummert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auf-türmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: Ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken!

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäcker wirds ewig schwindlen an deinem Kolos, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh ich mein geslicktes Schiffchen wieder auf den Ozean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, siehe, hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf, nicht

ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen ward, voll reiner und unreiner Tiere: so auch voll Blumen, Blüten, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschöpfne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwofung weihe.

## KÜNSTLERS ERDEWALLEN

### Erster Akt. Vor Sonnenaufgang

Der Künstler an seiner Staffelei. Er hat eben das Porträt einer fleischigen, häßlichen, kokett schielenden Frau aufgestellt. Beim ersten Pinselstrich setzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!

Das schändliche, verzerrte Gesicht!

(Er tut das Bild beiseite.)

Soll ich so verderben den himmlischen Morgen!

Da sie noch ruhen all meine lieben Sorgen,

Gutes Weib! kostbare Kleinen!

(Er tritt ans Fenster.)

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd um dich!

Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich,

Und mein Auge wie selig, dir entgegenzuweinen!

(Er setzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffelei.)

Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick

Überdrängt mich wie erstes Jugendglück.

Die ich in Seel und Sinn, himmlische Gestalt,

Dich umfasse mit Bräutigams Gewalt,

Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein:

Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.

Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!

Und ich soll dich lassen für feiles Geld?

Dem Loren lassen, der am bunten Land

Sich weidet, an einer scheckigen Wand?

(Er blickt nach der Kammer.)

Meine Kinder! – Göttin, du wirst sie legen!

Du gehst in eines Reichen Haus,

Ihn in Kontribution zu setzen,

Und ich trag ihnen Brot heraus.

Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur.

Du wohnst bei mir, Urquell der Natur,

Leben und Freude der Kreatur!

In dir versunken

Fühl ich mich selig, an allen Sinnen trunken.

(Man hört in der Kammer ein Kind schrein.)

U! ä!

Künstler. Lieber Gott!

Künstlers Frau (erwacht). 's is schon Tag!

Bist schon auf? Lieber, geh doch, schlag

Mir Feuer, leg Holz an, stell Wasser bei,

Daß ich dem Kinde Koch den Brei.

Künstler (einen Augenblick vor seinem Bilde verweilend). Meine Göttin!

Sein ältester Knabe (springt aus dem Bette und läuft barfuß hervor). Lieber Papppe, ich helfe dich!

Künstler. Wie lang?

Knabe. Was?

Künstler. Bring klein Holz in die Küch.

### Zweiter Akt

Künstler. Wer klopft so gewaltig? Fritzel, schau.

Knabe. Es is der Herr mit der dicken Frau.

Künstler (stellt das leidige Porträt wieder auf).

Da muß ich tun, als hätt ich gemalt.

Frau. Machs nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künstler. Das tut's ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr. Da kommen wir ja zurecht.

Madame. Hab heut geschlafen gar zu schlecht.

Frau. O die Madam sind immer schön.

Herr. Darf man die Stück in der Eck besehn?

Künstler. Sie machen sich staubig.

(Zu Madame.) Belieben, sich niederzulassen!

Herr. Sie müssen sie recht im Geiste fassen.

Es ist wohl gut, doch so noch nicht,

Daß es einen von dem Tuch anspricht.

Künstler (heimlich). Es ist auch darnach ein Angesicht.

Der Herr (nimmt ein Gemälde aus der Ecke).

Ist das Ihr eigen Bildnis hier?

Künstler. Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr. Es gleicht noch ziemlich.

Madame (einen flüchtigen Blick darauf werfend). O gar sehr!

Herr. Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Frau (mit dem Korbe am Arm, heimlich).

Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künstler. Ich hab nichts.

Frau. Dafür kauft man einen Quark.

Künstler. Da!

Herr. Aber Ihre Manier ist jetzt größer.

Künstler. Das eine wird schlimmer, das andre besser.

Herr (zur Staffelei tretend). So! so! da an dem Nasenbug!

Und die Augen sind nicht feurig genug.

Künstler (für sich). O mir! Das mag der Teufel ertragen!

Die Muse (ungesehn den andern, tritt zu ihm).

Mein Sohn, fängst jetzt an, zu verzagen?

Trägt ja ein jeder Mensch sein Joch;

Ist sie garstig, bezahlt sie doch!

Und laß den Kerl tadeln und schwätzen;

Hast Zeit genug, dich zu ergehen

An dir selbst und an jedem Bild,

Das liebevoll aus deinem Pinsel quillt.

Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,  
Wird man die Ruh erst willkommen haben.  
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,  
Daß man sich tut nach der Erde sehnen.  
Dir schmeckt das Essen, Lieb und Schlaf,  
Und bist nicht reich, so bist du brav.

## DES KÜNSTLERS VERGÖTTERUNG

Stellt eine Gemäldegalerie vor, wo unter andern das Bild der Venus Urania in einer breiten goldnen Rahme, wohlgefirnißt, aufgehängt ist. Ein junger Maler sitzt davor und zeichnet, der Meister mit andern steht hinter dem Stuhle. Der Jünger steht auf.

Jünger. Hier leg ich, teurer Meister, meinen Pinsel nieder.  
Nimmer, nimmer wag ich es wieder,  
Diese Fülle, dieses unendliche Leben  
Mit dürftigen Strichen wiederzugeben.  
Ich stehe beschämt, Widerwillens voll,  
Wie vor einer Last ein Mann,  
Die er tragen soll  
Und nicht heben kann.

Meister. Heil deinem Gefühl, Jüngling, ich weihe dich ein  
Vor diesem heiligen Bilde! Du wirst Meister sein.  
Das starke Gefühl, wie größer dieser ist,  
Zeigt, daß dein Geist seinesgleichen ist.

Jünger. Ganz, heilger Genius, versink ich vor dir.  
Meister. Und der Mann war ein Mensch wie wir,  
Und an der Menschheit zugetheilten Plagen  
Hatte er weit schwerer als wir zu tragen.

Jünger. O warum sah ich sein Angesicht,  
Hört' seiner Lippe Rede nicht!

Du Glücklicher kanntest ihn?

Meister. Ja, mein Sohn,

Ich war noch jung, er nahte schon

Dem Grabe. Ich werd ihn nie vergessen.  
Wie oft hab ich zitternd vor ihm dageessen  
Voll von heißem Verlangen,  
Jedes Wort von seinen Lippen zu fangen,  
Und, wenn er schwieg, an seinem Auge gehangen.

## AUS DES EWIGEN JUDEN ERSTEM FETZEN

Der Vater saß auf seinem Thron;  
Da rief er seinem lieben Sohn,  
Mußt zwei- bis dreimal schreien.  
Da kam der Sohn ganz überquer  
Gestolpert über Sterne her  
Und fragt', was zu befehlen.  
Der Vater fragt' ihn, wo er sticht -  
„Ich war im Stern, der dorten blickt,  
Und half dort einem Weibe  
Vom Kind in ihrem Leibe.“  
Der Vater war ganz aufgebracht  
Und sprach: Das hast du dumm gemacht,  
Sieh einmal auf die Erde.  
Es ist wohl schön und alles gut,  
Du hast ein menschenfreundlich Blut  
Und hilfst Bedrängten gerne.

Als er sich nun hernieder schwang  
Und näher die weite Erde sah  
Und Meer und Länder weit und nah,  
Ergriff ihn die Erinnerung,  
Die-er so lange nicht gefühlt,  
Wie man dadrunten ihm mitgespielt.  
[Wie man zu einem Mädchen fliegt,  
Das lang an unserm Blute sog



Und endlich treulos uns betrog.]  
 Er fühlt in vollem Himmels-Flug  
 Der irdschen Atmosphäre Zug,  
 Fühlt, wie das reinste Glück der Welt  
 Schon eine Ahndung von Weh enthält.  
 Er denkt an jenen Augenblick,  
 Da er den letzten Todesblick  
 Vom Schmerzen-Hügel herab getan,  
 Fing vor sich hin zu reden an:  
 „Sei, Erde, tausendmal begrüßt!  
 Gefegnet all ihr meine Brüder!  
 Zum erstenmal mein Herz ergießt  
 Sich nach dreitausend Jahren wieder,  
 Und wonnevolle Zähre fließt  
 Vom nimmer trüben Auge nieder.  
 O mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!  
 Und du, mit Herz und Liebes-Armen  
 Flehst du aus tiefem Drang zu mir.  
 Ich komm, ich will mich dein erbarmen.  
 O Welt voll wunderbarer Wirrung,  
 Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,  
 Du Kettenring von Wonn und Wehe,  
 Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar!  
 Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,  
 Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe.  
 Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,  
 Daraus du dich nach meinem Tage drangst,  
 Die schlangenknotige Begier, in der du bebstest,  
 Von ihr dich zu befreien strebstest  
 Und dann, befreit, dich wieder neu umschlangst –  
 Das rief mich her aus meinem Sternen-Saale,  
 Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn.  
 Ich komme nun zu dir zum zweiten Male,  
 Ich säete dann, und ernten will ich nun.“

Er auf dem Berge stille hält,  
Auf den in seiner ersten Zeit  
Freund Satanas ihn aufgestellt  
Und ihm gezeigt die volle Welt  
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Er sieht begierig rings sich um,  
Sein Auge scheint ihn zu betrügen,  
Ihm scheint die Welt noch um und um  
In jener Sauce tief zu liegen,  
Wie sie an jener Stunde lag,  
Da sie bei hellem, lichten Tag  
Der Geist der Finsternis, der Herr der alten Welt,  
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt  
Und angemast sich ohne Scheu,  
Daß er hier Herr im Hause sei;  
Nicht gut, nicht böß, nicht groß, nicht klein,  
So scheißig, als sie sollte sein –  
Doch wenn ers tät sich feste [?] kopsen[?],  
Das Reich Gottes hinein zu pstopfen.

„Wo!“ rief der Heiland, „ist das Licht,  
Das hell von meinem Wort entbronnen?  
Weh! und ich seh den Faden nicht,  
Den ich so rein vom Himmel 'rab gesponnen.  
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,  
Die weiß aus meinem Blut entsprungen,  
Und, ach, wohin der Geist, den ich gesandt –  
Sein Wehn, ich fühls, ist all verklungen.  
Schleicht nicht mit ewgem Hunger-Sinn,  
Mit halbgekrümmten Klauen-Händen,  
Verfluchten, eingedorrten Lenden  
Der Geiz nach tückischem Gewinn,  
Mißbraucht die sorgenlosen Freuden

Des Nachbars auf der reichen Flur  
Und hemmt in dürren Eingeweiden  
Das liebe Leben der Natur?  
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven  
Sich nicht in jenes Marmorhaus  
Und brütet seinen irren Schafen  
Die Wölfe selbst im Busen aus?  
Ihm wird zu grillenhafter Stillung  
Der Menschen Mark herbeigeschafft,  
Verspricht in ecker Überfüllung  
Von Tausenden die Nahrungskraft.  
In meinem Namen weiht dem Bauche  
Ein Armer seiner Kinder Brot;  
Mich schmählt auf diesem faulen Schlauche  
Das goldne Zeichen meiner Not.“

Er war nunmehr der Länder satt,  
Wo man so viele Kreuze hat  
Und man für lauter Kreuz und Christ  
Ihn eben und sein Kreuz vergift.  
Er trat in ein benachbart Land,  
Wo er sich nur als Kirchfahn fand,  
Man aber sonst nicht merkte sehr,  
Als ob ein Gott im Lande wär.  
Wie man ihn denn auch bald beteuert,  
Aller Sauerteig sei hier ausgescheuert,  
Befurcht er, daß das Brot so lieb  
Wie ein Magkuchen sitzen blieb.

Davon sprach ihm ein geistlich Schaf,  
Das er auf hohem Wege traf,  
Das eine mackliche Frau im Bett,  
Viel Kinder und viel Zehnden hätt,  
Der also Gott ließ im Himmel ruhn  
Und sich auch was zugute tun.

Unser Herr fühlt' ihm auf den Zahn,  
Fing etlichmal von Christo an;  
Da war der ganze Mensch Respekt,  
Hätte fast nie das Haupt bedeckt.

Aber der Herr sah ziemlich klar,  
Daß er drum nicht im Herzen war,  
Daß er dem Mann im Hirne stand  
Als wie ein Holzschnitt an der Wand.  
Sie waren bald der Stadt so nah,  
Daß man die Türne klärlich sah.  
Ach, sprach mein Mann, hier ist der Ort,  
Aller Wünsche sicherer Friedensort,  
Hier ist des Landes Mittelthron;  
Gerechtigkeit und Religion  
Spedieren, wie der Selzerbrunn  
Petschiert, ihren Einfluß ringsherum.

Sie kamen immer näher an,  
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.  
Sein innres Zutraun war gering,  
Als wie er einst zum Feigbaum ging.  
Wollt aber doch eben weitergehn  
Und ihm recht unter die Äste sehn.

So kamen sie denn unters Thor;  
Christus kam ihnen ein Fremdling vor,  
Hätt ein edel Gesicht und einfach Kleid.  
Sprachen: Der Mann kommt gar wohl weit.  
Fragt' ihn der Schreiber, wie er hieß'?  
Er gar demütig die Worte ließ:  
„Kinder, ich bin des Menschen Sohn“,  
Und ganz gelassen ging davon.  
Seine Worte hatten von jeher Kraft,

Der Schreiber stande wie vergafft,  
Der Wache war, sie wußt nicht wie,  
Fragt' keiner: Was bedienen Sie?  
Er ging grad durch und war vorbei.  
Da fragten sie sich überlei,  
Als in Rapport sie's wollten tragen:  
Was tät der Mann Kurioses sagen?  
Sprach er wohl unsrer Nase Hohn?  
Er sagt': er wär des Menschen Sohn!  
Sie dachten lang, doch auf einmal  
Sprach ein branntweinger Korporal:  
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen!  
Sein Vater hat wohl Mensch geheißten.

Christ sprach zu seinem Gleiter dann:  
„So führet mich zum Gottes-Mann,  
Den Ihr als einen solchen kennt  
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt.“  
Dem Herren Pfaff das Krabbeln tät,  
War selber nicht so hoch am Brett.  
Hätt so viel Häut ums Herze ring,  
Daß er nicht spürt', mit wem er ging,  
Auch nicht einmal einer Erbse groß.  
Doch war er gar nicht liebelos  
Und dacht: kommt alles ringsherum,  
Verlangt er ein Viatikum.

Ramen ans Oberpfarrers Haus,  
Stand von uralters noch im Ganzen.  
Reformation hätt ihren Schmauß  
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,  
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,  
Die nur in allem Grund der Sachen  
Mehr schwätzen, wenger Grimassen machen.

Sie klopfen an, sie schellten an,  
 Weiß nicht bestimmt, was sie getan.  
 Genug, die Köchin kam hervor,  
 Aus der Schürz ein Krauthaupt verlor,  
 Und sprach: Der Herr ist im Konvent,  
 Ihr heut nicht mit ihm sprechen könnt.  
 „Wo ist denn das Konvent?“ sprach Christ.  
 Was hilft es Euch, wenn Ihr's auch wißt,  
 Versezt' die Köchin porrisch drauf,  
 Dahin geht nicht eines jeden Lauf.  
 „Möchts doch gern wissen!“ tät er fragen.  
 Sie hätt nicht Herz, es zu versagen,  
 Wie er den Weg zur Weiblein-Brust  
 Von alten Zeiten wohl noch wußt.  
 Sie zeigt's ihm an, und er tät gehn,  
 Wie ihr's bald weiter werdet sehn.

## E I G E N T U M

Ich weiß, daß mir nichts angehört  
 Als der Gedanke, der ungestört  
 Aus meiner Seele will fließen,  
 Und jeder günstige Augenblick,  
 Den mich ein liebendes Geschick  
 Von Grund aus läßt genießen.

## AUS WILHELM MEISTERS THEATRALISCHER SENDUNG

Ich ging soeben, sagte Werner, unsere Bücher durch, und bei der  
 Leichtigkeit, wie sich der Zustand unseres Vermögens überschauen  
 läßt, bewunderte ich aufs neue die großen Vorteile, welche die  
 doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne gewährt. Es ist eine der  
 schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder

guter Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen. Die Ordnung und Leichtigkeit, alles vor sich zu haben, vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben, und wie ein Mensch, der übel haushält, sich in der Dunkelheit am besten befindet und die Summen nicht gerne zusammenrechnen mag, die er alle schuldig ist, so wird dagegen einem guten Wirte nichts angenehmer, als wenn er sich alle Tage das Fazit seines wachsenden Glückes ziehen kann. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschrockt ihn nicht, denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Bruder, fuhr er fort, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften kriegen könntest, so würdest du finden, daß man viele Fähigkeiten des Geistes mit Nutzen und Vergnügen dabei anwenden kann. — Es ist möglich, versetzte Wilhelm, daß ich einige Neigung, ja vielleicht Leidenschaft für den Handel hätte fühlen können, wenn er mir nicht von Jugend auf in seiner kleinlichsten Gestalt bange gemacht hätte. — Du hast recht, versetzte jener, und die Schilderung des personifizierten Gewerbes in einem jugendlichen Gedichte, davon du mir erzähltest, paßt fürtrefflich auf die Krämerei, in der du erzogen bist, nicht auf den Handel, den du kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt hast. Glaube mir, du würdest für deine feurigste Einbildungskraft Beschäftigung finden, wenn du die Scharen rühriger Menschen, die wie Ströme die ganze Welt durchkreuzen, wegführen und zurückbringen, mit dem Geiste erkennen solltest. Seitdem unser beiderseitiges Interesse so nahe verbunden ist, habe ich immer gewünscht, es möchten es auch unsere Bemühungen sein. Ich konnte dir nicht zumuten, in einem Laden mit der Elle zu messen, mit der Waage zu wägen; laß uns das durch unsere Handelsdiener nebenhin betreiben und geselle dich hergegen zu mir, um durch alle Art von Expedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens an uns zu reißen, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führet. Wirf einen Blick auf alle natürliche und künstliche Produkte aller Welttheile, siehe, wie sie wechselsweise zur

Notdurst geworden sind; Welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, was in dem Augenblick bald am meisten gesucht wird, bald fehlt, bald schwer zu haben ist, jedem, der es verlangt, leicht und schnell zu schaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen. Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird. Aber freilich muß man erst in dieser Zunft Genosse werden, das dir wohl schwerlich an diesem Orte geschehen kann. Ich habe schon lange darüber nachgedacht, und es würde dir auf alle Fälle vorteilhaft sein, eine Reise zu tun.

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: Wenn du nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen solltest gesehen haben, so würdest du gewiß mit fortgerissen werden; wenn du siehst, wo alles herkommt, wo es hingehet, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts vor gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von der dein Leben seine Nahrung hat.

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte sich gewöhnet, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte tue als sein sonst verständiger und geschähter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Unreellste von der Welt einen so großen Wert und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen sein. In dieser Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtigt und leben in Herrlichkeit und Überfluß von ihren Früchten. Das kleinste Fleck ist schon erobert und eingenommen, alle Besiztümer befestiget, jeder Stand wird vor das, was ihm zu tun obliegt, kaum und zur Not bezahlt, daß er sein Leben hinbringen kann; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel?



Haben die Fürsten dieser Welt sich der Flüsse, der Wege bemächtigt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn, sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von einigen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfnis, theils der Übermut den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir versichern, wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen; sie führt freilich lieber den Ölweig als das Schwert, Dolch und Ketten kennen sie gar nicht, aber Kronen theilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sei ohne Verachtung jener gesagt, von echtem, aus dem Quelle geschöpften Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat. Wilhelm, ob ihn dieser Ausfall, so gelinde er auch war, gleich ein wenig verdroß, war doch zu gutmütig, darauf zu antworten, und im Grunde konnte er wohl leiden, daß ein jeder von seinem Handwerke auf das beste dachte, wenn man ihm nur dasjenige unangefochten ließ, dem er sich zu widmen wünschte. Er nahm indes die Apokalypse des auf einmal feurig gewordenen Werners mit eben der Gelassenheit auf, wie jener die seinigen aufzunehmen pflegte.

## HOMERS BÜSTE

Tret ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sag ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Haupts ist in der obern, flach gewölbten Höhlung der Stirne, dem Sitze des Gedächtnisses. In ihr ist alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehen sich hinauf, um die lebendigen Gestalten zur sprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben sich diese Augbraunen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten abge sondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit- und nebeneinander.

Es ist Homer!

Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben als im weiten Himmel und der grenzlosen Erde. Hier ist's, wo Achill

*μεγας μεγαλωστι τανυσθεις*

*Κειτο!*

Dies ist der Olymp, den diese rein erhabne Nase wie ein anderer Atlas trägt, und über das ganze Gesicht solche Festigkeit, solch eine sichere Ruhe verbreitet.

Diese eingesunkne Blindheit, die einwärts gefehrte Sehkraft, strengt das innere Leben immer stärker und stärker an und vollendet den Vater der Dichter.

Vom ewigen Sprechen durchgearbeitet sind diese Wangen, diese Redemuskeln, die betreten Wege, auf denen Götter und Heroen zu den Sterblichen herabsteigen; der willige Mund, der nur die Pforte solcher Erscheinungen ist, scheint kindisch zu lallen, hat alle Naivetät der ersten Unschuld, und die Hülle der Haare und des Barts verbirgt und verehrwürdiget den Umfang des Haupt's.

Zwecklos, leidenschaftlos ruht dieser Mann dahin, er ist um sein selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung.

## MONOLOG DES LIEBHABERS

Was nuzt die glühende Natur  
Vor deinen Augen dir,  
Was nuzt dir das Gebildete  
Der Kunst rings um dich her,  
Wenn liebevolle Schöpfungskraft  
Nicht deine Seele füllt  
Und in den Fingerspizen dir  
Nicht wieder bildend wird?

## GOETHE UND DIE NATUR

Als dem sechs- oder siebenjährigen Knaben Goethe zum ersten Male die Ahnung aufging, daß dem Menschen erlaubt und möglich sei, sich einen eigenen Weg zu Gott zu bahnen, erbaute er in seinem Stübchen eine Pyramide, mit Erzeugnissen der Natur geschmückt, mit Räucherkerzchen geziert, und entzündete dem Gotte dieses Altars durch ein Brennglas an den Sonnenstrahlen ein Rauchopfer: die erste Geisteserschöpfung des ganz jungen Goethe war eine Religion. Sie galt dem Allerschaffer, dem Allhalter. Als dumpfe Ahnung drängte so früh der Gedanke zum Lichte, der dann später das ganze Goethische Dasein trug, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen und im Erschauen der Dinge sich zum Göttlichen zu erheben.

Als der Jüngling Goethe in Straßburg durch Herder die Feuer- taufe für sein Schaffen empfing, geschah es im Namen des Evangeliums von der Natur, das von Rousseau kam und durch Herder die Welt des Geistes in seinen schöpferischen Kräften aufschloß. Eine Rückkehr zur Natur war dies für Goethe kaum zu nennen. Es war ein Eintauchen in die Natur als das Bad, aus dem ihm das eigene Wesen in seiner ewigen Jugend emporstieg. Natur bedeutete das Ursprüngliche und Unmittelbare im Gegensatz zu der ganzen Welt vermittelter Formen, die uns von Kindheit an einfangen und in hoffnungsloser Verkünstelung verkümmern und welken lassen. Natur bedeutete das Volk in seiner ungebrochenen Unmittelbarkeit zu Gott und allen Mächten des Schicksals im Gegensatz zu einer Bildung, die die willkürliche Regel an die Stelle der ewigen Notwendigkeiten und Gesetze setzt. Natur bedeutete die Muttersprache, wie sie, nicht als Gebilde der Grammatik ein bloßes Mittel der Verständigung, sondern vielmehr das unmittelbare Wachsen unserer Seele in ihrer Wahrheit und Selbstdarstellung ist. Diese Natur und Ursprünglichkeit war in ihrem innerlichsten Sinne ein Kulturbegriff. Sie wollte das

Leben in seiner Mächtigkeit und Wahrheit an Stelle der bloßen Sitte. Sie wollte die Entfaltung im Eigengesetz einer göttlichen Berufung an Stelle des Fortschlenderns in den Zufallswegen der Bürgerlichkeit. Sie stellte den Menschen unter die Forderung zur Persönlichkeit, die, sich selber Gesetz und Aufgabe, den eigenen Weg zu Gott als einen unbedingten Sinn des Daseins bedeutet. Aber indem die Natur das aus dem eigenen Gesetz Gewachsene in Gegensatz zu allem nach der Regel Gemachten, Gefünstelten und Geformten stellt, faßt sie freilich die Welt des Geistes mit der der natürlichen Dinge unter einem einzigen Gedanken zusammen. Das Wort, das der junge Goethe über Shakespeare spricht, sagt alles: „Die meisten von diesen Herren stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! Nichts so Natur wie Shakespeares Menschen.“ Jeder lebt sein Gesetz, jeder ist seine eigene Notwendigkeit, jeder steht in dieser Notwendigkeit eines eigensten Lebensgefühls vor dem Schicksal und vor Gott.

Der Genius ist der Mensch als Natur in diesem tiefen und erfüllten Sinne des Namens. Der Mensch als Genius ist in Goethe in höchster Reinheit wieder erschienen. Seine Jugendgenossen sagten von ihm: „Was er spricht, ist besser, als was er schreibt, was er lebt, ist besser, als was er spricht.“ Sie fühlten, daß es bei allem, was er tat, widersinnig war, sich auch nur zu denken, er hätte anders handeln können. Dies war die gewaltige Notwendigkeit, die sein Wesen zusammenhielt, — die Notwendigkeit einer aus sich selbst sich bestimmenden und immer wieder neu erschaffenden Natur. So wird denn seine gesamte große Jugenddichtung ein einziges Lied vom Genius als dem Quell alles wahrhaftigen Menschenlebens. Durch den Genius führt er den Menschen zur Natur zurück. Die Natur ist der Inbegriff der schaffenden Gotteskräfte. Daher wird im Genius das Menschsein offenbar als der Anteil am Leben Gottes und seiner Seligkeit. Nur dichtet hier zugleich mit der Erhebung des Menschen zum Göttlichen auch die demüthige Besonnenheit. Der

Mensch, zu göttlichem Schöpfertum aufgerufen, bleibt doch immer in die Endlichkeit der Erde gebunden. Kein Dichter vor Goethe sah Menschentum so sehr zugleich in seinem göttlichem Glück und in seiner irdischen Gebundenheit. Dem Menschen ist in ewigem Zwiespalt bestimmt, gerade in seiner Größe seine Enge und Kleinheit zu erfahren. Aber dem Genius ist gegeben, in aller Enge des Wirklichen die waltenden Kräfte des Göttlichen zu erschauen. Die Natur ist dies Ineinander des Endlichen und des Unendlichen. Die Ahnung der Kindheit beginnt sich selber offenbar zu werden. Wieder bleibt es das Geheimnis des Goetheblicks, die Natur in Gott, Gott in der Natur zu sehen.

„Wo faß ich dich, unendliche Natur?“ Das Wort des Faust steht über allem Schaffen des jungen Goethe. Sein Weg schreitet von Erleuchtung zu Erleuchtung. Aus Ahnen und gewaltig gesteigertem Gefühl bricht das Gesicht heraus, in dem der Erdgeist als lebendige Gegenwart sich offenbart, — der Geist des Erdgeschehens im Fluten der Geschichte, „in Lebensfluten, im Latensturm“. —

Dem großen Menschen ist eigen, daß seine Wesenheit bereits im Unbeginn sich als unvergleichbare Bestimmtheit menschlichen Daseins bekundet. Aber weder er selbst noch alle, die mit ihm leben, ahnen, wie diese Bestimmtheit vielmehr eine unendliche Aufgabe ist. Im Verfehlen oder Erfüllen dieser Aufgabe entscheidet sich sein Geschick. Goethes Fortschritt vom Jüngling zum Manne vollzog sich darin, daß er die Aufgabe erkannte, die in der Bestimmtheit seines Naturgedankens für ihn aufgestellt war. Die Natur blieb nicht länger die Vision, die plötzlich und in Gesichten wunderbarer Erleuchtung stoßweise ihr Inneres offenbarte. Sie wurde der Inhalt unendlicher geduldiger Forschung. Sie war ein Gegenstand des entzückten Staunens für die Stunden der Weihe gewesen. Sie wurde die treue und beständige Geleiterin auf Goethes Wege. Da hieß es lernen und unermüdlich sein in der dienenden Hingabe an die Gegenstände. Die geliebte Erde enthüllte sich nicht mehr als Erdgeist in „schrecklichem Gesichte“.

Sie erzählte im Bergwerk die Geschichte ihres Werdens. Sie legte in den Steinen in ihrer langsamen Emporentwicklung sich auseinander. Sie nährte die Pflanzen an ihrer Brust, — ein unermessliches Reich, das dennoch in seinen anscheinend unübersichtlichen Gestalten Erscheinung eines einzigen Gedankens, des Pflanzengedankens ist. Das Pflanzenreich führt unmerklich in das Tierreich hinüber. Und wieder empfängt uns hier die Unermesslichkeit des Lebens, wieder in aller Unermesslichkeit die Einheit des Gedankens. Endlich steigt über dem Tierreich als seine Krönung der Mensch empor; die Welt des menschlichen Handelns in seiner Willkür muß dennoch auch zuletzt eine Einheit der Gestalt und des Gesetzes sein. Die angeborene geniale Schau Goethes bildet sich in eine Methode bewusster Wissenschaftlichkeit um. Die Methode des Urphänomens deckt in jedem Reich der Natur die letzte schöpferische Urgestalt auf, deren Wiederholungen und Steigerungen die Erscheinungen in all ihrer Mannigfaltigkeit sind. Die Urgestalt begegnet irgendwo in der Sichtbarkeit dem treu suchenden Blick. So wird die Natur das ewig aus sich selbst sich neu erschaffende Leben, die ewige Beweglichkeit des in sich unveränderlichen Daseins, immer unendliche Mannigfaltigkeit, immer dieselbe Einheit, ewiges Rätsel und ewig offenbar. So bleibt die Natur wie für den Genius der Jünglingszeit unmittelbare Anschauung und wird immer neuer Gedanke. Sie wird in dem Erkennenden empfangen und geschaffen, so daß das Empfangen Schaffen, das Schaffen Empfangen ist. Die Urphänomene, die letzten gestaltenden Einheiten, sind die Schöpfungsgedanken Gottes. Wir stehen bei ihnen vor dem letzten Unerforschlichen, das wir nun in unermüdlicher Treue durch die ganze Welt der Erforschlichkeiten verfolgen sollen. In Gott ist Denken und Sein eins im Schauen. Sein schauendes Denken ist Schöpfung. In der schauenden Erkenntnis hat der Genius des Erkennens menschlichen Anteil am göttlichen Schaffen. So bleibt die geniale Urschau des Jünglings bewahrt, indem sie sich ausbreitet in die Demut und Geduld des Forschers, der das Ganze der Natur

erkenntnis sucht. Er schreitet vom Ganzen zum Ganzen, vom Ganzen des Urgefühls, das die Einheit des schaffenden Gedankens in allem Geschaffenen erschaut, zum Ganzen der umfassenden Einsicht in die Natur und die Gesamtheit der Erscheinungen. Mit solch tiefem Gehalt ist nun der Urgedanke erfüllt, der dem Knaben Ahnung, dem Jüngling geniale Schau war. So in der Sicherheit der Wissenschaft wird Gott in der Natur, die Natur in Gott gesehen. Goethes Leben aber ist nun erst auf die Wahrheit gebaut als auf den Granit, der sein ganzes Dasein trägt. Dies Leben hat keinen andern Inhalt mehr, als in der Wahrheit Gott zu finden, der für den Menschen die gestaltende Einheit des ewigen schaffenden Gedankens ist.

Glückliche Tage, da sich in Weimar die kleine Gemeinde zusammenfand, in der Goethe mit beiden Herders und Frau von Stein in Gott den Altar des Naturglaubens errichtete. „Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und der darauf von alters her sich entwickelnden organischen Geschöpfe.“ Herder entwirft seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und gibt auf dem Grunde der Welt- und Naturkunde seine große Völkerpsychologie der Kulturen. Die beiden Freunde ergänzen einander wie durch ein Wunder zur wahrhaftigen Einheit der Erkenntnis, in der die Goethische Bestimmtheit des Naturschauens Herders Werk begründet, die Herdersche Weite des Geschichtsbegreifens Goethes Wissen um Menschenleben und Menschentum bereichert. In dieser Zeit erst wird Spinoza, der früher in das Leben und Denken Goethes trat, der Heilige ihres gemeinsamen Glaubens. Es schien dieselbe Überzeugung von der Einheit der Natur, die die Einheit Gottes ist, in der Notwendigkeit aller ihrer Gebilde. Es schien dieselbe schauende Erkenntnis, die als das Verstehen Gottes in der Natur die Wahrheit ist, und jene Freude zur Welt, die Liebe ist und in der unendlichen Liebe Gott findet und mit ihm eins wird.

Goethe in Italien zieht den Schluß aus der Weimarischen Neu-

schöpfung des eigenen Wesens. Er wird nun selber zu der Natur, die er in Weimar erkannt hat. „Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen.“ Das sind die zwei Seiten der Goethischen Selbstentfaltung: einmal zu Ende kommen mit allem Selbstbetrug, dann sich in der Wahrheit des eigenen Selbst finden. Für beides gibt es dasselbe Mittel der großen Selbsterziehung: die vollendete Sachlichkeit. Nicht dazu ist die Welt uns gegeben worden, daß sie uns ein Spiel der subjektiven Laune werde, sondern an ihrer ehernen Gegenständlichkeit sollen wir die Gediegenheit des eigenen Gehalts an Wahrheit entwickeln. So hoch hatte noch nie ein Mensch das Ziel der eigenen Bildung gesteckt. Der große Gegenstand Italien soll von seinen Naturbedingungen her bis in alle Höhe der Kultur, die er trägt, anschauend verstanden werden, so daß im Ergreifen seiner großen Sachlichkeiten jedes Organ unseres Verstehens zur Entfaltung kommt. „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.“ Die Welt soll Geist werden im schauenden Verstehen, der Geist soll Welt werden im Umgreifen ihrer Fülle. Das Objekt dem Subjekt anzueignen, das Subjekt zum Objekt zu erhöhen – das ist das Ziel, das diese Bildung sich stellt. Selbstbildung wird der Sinn des Lebens. Das Wort aber steht hier genau in dem Sinne, in dem bei Goethe von der Bildung und Umbildung organischer Geschöpfe die Rede ist. Goethe selber wird hinfort ein solches sich bildend-umbildendes organisches Geschöpf sein. In ihm als einem großen Organismus des Geistes wird die Welt noch einmal in Bildung und Umbildung als Gedanke erstehen. Er zeichnet sich die Gebiete dieser zugleich einheitlichen und ins Unendliche der Mannigfaltigkeiten schreitenden Arbeit ab. Es ist, als sähe er sie als ein neuer Weltherrscher des Geistes vom Kapitol als seiner Kaiserburg unter sich liegen. Die Natur wird als die Einheit des Lebens in all ihren Gebilden verstanden sein: zur Urpflanze



führen immer wieder die italienischen Wege Goethes. Die Kunst – das will sagen: die bildende Kunst – wird ebenso vom Urphänomen ihrer Grundgestalten her sich auseinanderlegen. Das Menschentreiben in seinem Zueinander von Willkür und Notwendigkeit wird das wunderbarste aller Naturwesen, das sich so gern eine Natur in der Natur dünkt, als einen Teil der Natur und ihrer ewigen Gesetzmäßigkeiten enthüllen. Der Naturforscher, der Kunstkennner, der Weise wandeln durch das Spiel der Endlichkeiten denselben Pfad ins Unendliche. Für alle noch kommende Arbeit des Lebens stellt der Plan als die Notwendigkeit des Goethedaseins sich durch sich selber fest. Das ist der Fortschritt, den Italien in Goethe zur Reife brachte. Er brachte damit Goethe selbst zur Reife. Er war die eigene Natur geworden, – war selber die innere Notwendigkeit eines Daseins, das in beständiger Selbstbildung und Selbstumbildung den Gedanken der eigenen Wahrheit lebt. „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen. Wir schauen es nur im Abganz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen. Wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsche nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.“ Es ist wie bei Spinoza ein gottgleiches Erkennen und Schauen. Aber in ihm ist sich Goethe der unaufhebbaren Kluft zwischen dem unendlichen und dem endlichen Geiste in derselben Besonnenheit bewußt, die in seiner Jugend ein Wesenszug seiner Genialität war und jetzt in seine Weisheit mit hineingearbeitet ist. Über dem Farbenrausch Neapels steigt das Wort empor: „Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich selbst gleich und gleich, das uns aber so wunderbar vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.“ Die Welt in aller Unendlichkeit ihrer Fülle ist überall nur ein einziger schaffender Gottesgedanke. Wir aber sind nicht der unendliche göttliche Verstand, sondern jeder in die Zufallshöhle seiner Lebensenge eingefangen. So heißt es später in einem Wort zu Sulpiz Boisserée: „Es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott sein. Es gehört nur ein

einzigster Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist.“ Ja, wenn die Schöpfung da ist! Zwischen Gott und uns liegt der unendliche Abstand des schaffenden und des nachbildenden Verstandes, aber im Geschaffenen darf der nachbildende Verstand in die letzte Einfachheit der göttlichen Schöpfungsgedanken eingehen. Die Urform aller Goethischen Wahrheit ist gefunden. Da Goethe nicht mehr nur in die Natur eintauchte, da er Natur im Sinne des eigenen großen Gedankens war, hatte er die Reife des eigenen Wesens erreicht.

Die Reife war eine fast bis zum Hoffnungslosen vertiefte Einsamkeit. Die Einsamkeit wurde überwunden, als in einer wahren Fügung der Gnade Schiller zu Goethe trat. Eine Fügung der Gnade war es ebenso sehr für Goethe wie für Schiller, aber vor allem für die ganze Welt des Geistes. „Er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen.“ Es war doch das Entscheidende, daß Schiller von den Begriffen der Kantischen Philosophie aus der erste und einzige war, der Goethes Geistesart, den intuitiven Genius, völlig verstand und ihn Goethe selber in einer Weise deutete, die für ihn weder mehr noch weniger als eine Offenbarung war. Wohl fand Schiller in der Freiheitslehre Kants die eigene große Natur wieder. Der Mensch, der sich im Bewußtsein der unbedingten Gebote des Sollens selbst bestimmt, erhebt sich als der Bürger der Freiheit über die Natur. Aber gerade ihm ging über der schroffen Begriffskritik Kants das Ideal der sittlichen Vollendung auf. Die Ganzheit des Menschentums, in der die Natur eins wird mit dem Gebot der Freiheit, bringt den Menschen zur Vollendung. Sie ist die ungebrochene und unverkümmerte Schönheit menschlichen Lebens. Zwar bleiben die Schicksale unendlich in ihrer Furchtbarkeit, zwar bedeuten die Pflichten unendliche Aufgaben. Dem Menschen, der unter den Anforderungen dieser doppelten Unendlichkeit in den Zwiespalt zwischen seiner Natur und dem Ideal gerät, bleibt das Ruhen in der Seligkeit der Schönheit versagt. Er wird zur Erhabenheit des Charakters aufgerufen.

„Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen.“ Wo gäbe es eine ähnliche Klarheit, in der sich das Verhältnis zwischen zwei ebenbürtigen Geistern bestimmt? Schiller ist der Wille in seinem gewaltigen Ringen um Vollendung. Goethe ist die Vollendung, wie sie als das seltenste Glück dem Größten, dem Liebling der Natur, noch einmal zuteil ward. Mit dieser Unterscheidung ist die völlige Einigkeit hergestellt. Das schöne Menschentum ist das letzte Ziel für beide. Auf dem Schlachtfeld vor dem letzten Ziel kämpft der Schillersche Wille. Den Kranz der Vollendung hält Goethe in der Hand. Die Philosophie des Geistes und der Freiheit findet in dem Apostel der Natur den letzten eigenen abschließenden Gedanken. Aber auch der Apostel der Natur versteht sich nun in seiner Übereinstimmung mit der Philosophie des Geistes und der Freiheit. Erst jetzt erreicht die Selbsterkenntnis Goethes die letzte Klarheit. Wir sagen dasselbe, wenn wir hinzufügen: erst jetzt wird der Naturgedanke Goethes zur letzten Durchbildung gebracht. Die sich bildende und umbildende Natur, welche Goethe in seiner Reife geworden ist, war doch eben sich bildender Geist. Sie war eine Urbegabung, die sich selber ein unbedingtes Gesetz des Sollens wurde und dies Gesetz in der Ganzheit des Lebens für die Wahrheit erfüllte. Sie war höchste und vollendete Erscheinung der Freiheit. Goethes „Natur“ war das Evangelium der Freiheit in seiner Erfüllung. Wenn Schiller Goethe in Deutschland wieder eine Heimat schuf, so wurden „Hermann und Dorothea“ und der vollendete erste Teil des „Faust“ als das vollkommene Zusammenklingen von Goethes Deutschtum und Goethes Griechentum das Symbol für die Einheit von Natur und Freiheit, von Goethe und Schiller.

Goethes Arbeit in der Farbenlehre ist der Erfolg bei den Fachgelehrten bis zu dieser Stunde versagt geblieben. Wie ein Symbol schließt sie alle Seiten des Goethischen Naturschauens in sich ein und auf. Auch ein Stück des italienischen Erlebens, ging sie aus dem Versuch hervor, die Gesetzmäßigkeiten der künstlerischen und

damit der seelisch-sittlichen Farbenwirkung durchdringend zu verstehen. Indem nun dieser Versuch in die eigentliche Physik der Naturforschung hinüberführte, war doch der von Newton gebahnte Weg für Goethe ganz und gar ungangbar. Der Newtonschen Physik der Quantitäten trat die Goethische Physik der Qualitäten gegenüber. Auch hier will das Urphänomen entdeckt sein, das als der letzte einfache Grund alle farbigen Erscheinungen bedingt. Auch hier soll das Ganze der farbigen Möglichkeiten, wie die Welt in der Ethik des Spinoza, aus dem letzten Grunde als eine geschlossene Reihe der notwendigen Folgen hervorgehen. Die Natur der Farben fügt sich in die Urgesetzlichkeit der Goethischen Allnatur hinein. Auch sie ist ein Ausdruck jenes Lebens, das, in seinem Grunde Einheit, aus der Einheit in die Entzweiung heraustritt, aus der Entzweiung in die Einheit zurückkehrt und in der heraklitischen Gesetzmäßigkeit der Polarität immer die Einheit der Gegensätze bleibt. Goethe sucht wie immer das Ganze mit all seinen Theilen. Er spricht die physiologischen, die physischen, die chemischen Farben durch, verfolgt sie durch alle Reiche der Natur, tritt in alle Nachbargebiete bis zu den praktischen Handgriffen der Färbekunst ein und bestimmt sie in ihrem Verhältnis zur Farbenlehre. So wird der Boden für das Verstehen der seelisch-sittlichen und der ästhetischen Wirkung der Farbe gewonnen. Welt und Leben sind unter dem Gesichtspunkt der Farbe in ihrer Ganzheit aufgetan. Nun aber heißt es die Menschenseele zugleich aus der Umklammerung durch den verhängnisvollsten Irrtum erlösen. Um das Newtonsche Übel auszurotten, wird nicht nur ein bei Goethe unerhört scharfes Stück des polemischen Schrifttums vollendet, sondern die gesamte Geschichte des abendländischen Geistes in bezug auf Erkenntnis und Wissenschaft wird aufgetan in Studien von einer Großartigkeit, Allseitigkeit und Tiefe, zu denen es kein Gegenstück gibt. Als all ihrer Arbeit Erbe führt Goethe wie ein liebender Bruder das jahrtausendalte Ringen zum siegreichen Ende. So ist auch hier ein Werk vollendet, das zugleich und in demselben Gedanken Erkenntnis der Natur und

des Geistes ist. Abermals hat Goethe an den Gegenständen sich selbst erkannt und mit der Welt der Farbe das Farbensehen verstehend durchdrungen. Welterkenntnis und Selbsterkenntnis sind wie immer dasselbe. Die sich ihm offenbarte, ist abermals die Gottnatur, in allen flutenden Gestalten eine und dieselbe. Seine Wahrheit bleibt immer Gottesliebe im Verstehen.

Natur im Ganzen seines Seins war für Goethe die große Lehrerin zum Leben. Nun war die Selbstbildung vollendet: jeder Blick in die Wirklichkeiten bedeutete für Goethe die Bestätigung seines Lebens in der Natur und mit der Natur. Hier blieb die Kindlichkeit der Empfänglichkeit bis in das höchste Greisenalter gewahrt. Aber die Empfänglichkeit war in sich selber gedankliche Durchdringung. Empfangen und Gestalten fielen zusammen und waren dasselbe. Sie waren die ewig sich umbildend-bildende Natur, die in Goethe als Geist auferstand. Diese Einheit von Natur und Kultur, in der die Natur selbst Kultur wird, die Kultur immer Natur bleibt, ist die vollendete Bildung. Wenn Goethe nun von 1817 bis 1824 in sechs Hefen seine Zeitschrift zur Morphologie herausgab, „Erfahrung, Betrachtung, Folgerung durch Lebensereignisse verbunden“, so schenkte er seinem Volke und der Welt mit seinem Leben zugleich seine Wahrheit, da ja diese seine Wahrheit nichts als das Gedanke gewordene Leben war. Je nach der Lust der Stunde trat bald dieser, bald jener Teil seines allseitigen Naturschauens mehr in den Vordergrund, — sogar neue Gebiete öffneten sich ihm bis in die letzten Jahre. Wolkenbildung und Witterungskunde beschäftigten den Greis im Jahre 1825. Am Todestage begrüßte er in dem beginnenden Frühling das immer wieder sich erneuernde Leben. So, selber eine Natur, fand er in der Natur das gläubige Vertrauen, das ihm die ewige Jugend erhielt. Aber die Natur, die der tragende Gedanke seines Lebens ward, war in Wahrheit eine geniale Schöpfungstat des Geistes. Er lebte und dachte, wie Schiller es erkannte, in völliger Übereinstimmung mit der Wahrheit der Philosophie, jener Wahrheit, in der Kant die Philosophie neu erschuf. Nur daß er den Blick

nicht zurückwandte auf den Geist und seine Notwendigkeiten, sondern ihn erhob zum Ganzen der Wirklichkeit, wie sie als Ausdruck und Leben geistiger Notwendigkeiten uns durchsichtig wird. Als der Genius der Natur lebte er das letzte Ziel des erkennenden Geistes. Was Hegel zuerst unternahm, bleibt für immer der höchste Sinn des Philosophierens: Kant zu Goethe zu erweitern, Goethe mit Kant zu durchdringen. Es ist die Aufgabe, die in Schiller ihren großen Propheten fand.

Goethes gesamtes Werk hat den rührenden Traum des Knaben wahr gemacht: er hat dem Schöpfer Himmels und der Erden, dem Allerschaffer, dem Allhalter in seiner Wahrheit den Altar der Gottesliebe aufgebaut.

#### AN CHARLOTTE VON STEIN

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,  
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,  
Bewängen mich nicht übermächtige Sterne,  
Die mein Geschick an deines angehängen,  
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.  
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen  
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,  
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

#### ÜBER DEN GRANIT

Der Granit war in den ältesten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu den unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit, von Syene, einem Orte an den Grenzen von Äthiopien. Die ungeheuren Massen dieses Steines flößten Gedanken zu ungeheuren Werken den Ägyptern ein. Ihre Könige errichteten der Sonne zu Ehren Spießsäulen aus ihm, und von seiner rotgesprengten

Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxen, die Memnonenbilder, die ungeheuren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltige Vorfahren aus einem fremden Welttheile ganz herüberbrachten.

Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt, von ihrem körnichten Ansehen, und sie mußte in unsern Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheuren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechslung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher zu glauben, daß sie von den Aegyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.

Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich befestigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebirge hinaufgebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das alles umgebende Wasser erreichte. So viel wissen wir von diesem Gesteine und wenig mehr. Aus bekannten Bestandteilen auf eine geheimnisreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebensowenig, seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannigfaltig in der größten Einfachheit, wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältniß seiner Teile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge, und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden und im ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis



Dorfbrand. Handzeichnung Goethes





der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Theiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gefinnungen, durch die schnelle Bewegungen derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahnung hat, folge mir.

Mit diesen Gefinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäuften zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Thälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menscheng Geist alles belebt, so wird auch ein Gleichniß in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos

erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschau die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinauschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren quellreichen Ebenen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern auftragen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangene Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumschloßne Insel in den alten Wassern dastand, um sie sauste der Geist, der über den Bogen brütete, und in ihrem weiten Schoße die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bilden. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich feltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln.

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Szenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen; jedoch unerschüt-

tert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indes die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden.

Ich kehre von jeder schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf übereinander gebaut, bald in unförmlichen Klumpen wie übereinander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung! Ebendiese Meinung werden wir finden, wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Studierstube zurückziehen und die Bücher unserer Vorfahren aufschlagen. Hier heißt es bald: das Urgebirge sei durchaus ganz, als wenn es aus einem Stücke gegossen wäre; bald: es sei durch Flözklüfte in Lager und Bänke getrennt, die durch eine große Anzahl Gänge nach allen Richtungen durchschnitten werden; bald: es sei dieses Gestein keine Schichte, sondern in ganzen Massen, die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt seien; ein anderer Beobachter will dagegen bald starke Schichten, bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Leitfaden zu ferneren Beobachtungen?

Dies ist es, was ich zu tun mir gegenwärtig vorsehe, und sollte ich auch nicht so glücklich sein, wie ich wünsche und hoffe, so werden doch meine Bemühungen andern Gelegenheit geben, weiter zu gehen; denn bei Beobachtungen sind selbst die Irrtümer nützlich, indem sie aufmerksam machen und dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben, sich zu üben. Nur möchte eine Warnung hier nicht überflüssig sein, mehr für Ausländer (wenn diese Schrift bis zu ihnen kommen sollte) als für Deutsche: diese Gesteinsart von andern wohl unterscheiden zu lernen. Noch verwechseln die Italiener eine Lava mit dem feinkörnichten Granit und die Franzosen den Gneis, den sie blättrichten Granit oder Granit

der zweiten Ordnung nennen; ja sogar wir Deutsche, die wir sonst in dergleichen Dingen so gewissenhaft sind, haben noch vor kurzem das Toteliegende, eine zusammengebackene Steinart aus Quarz und Hornsteinarten und meist unter den Schieferflözen, ferner die graue Backe des Harzes, ein innigeres Gemisch von Quarz und Schiefertheilen, mit dem Granit verwechselft.

## SEEFAHRT

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;  
Günstger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,  
Mir Geduld und guten Mut erzechend,  
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:  
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,  
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle  
Wartet drüben in den Welten deiner,  
Wird Rückkehrendem in unsern Armen  
Lieb und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,  
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,  
Alles wimmelt, alles lebet, webet,  
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,  
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;  
Zieh'n die Segel, zieh'n die hohen Wolken,  
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde  
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel  
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,  
Wie der ersten hohen Sternennächte.  
Aber gottgesandte Wechselwinde treiben

Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,  
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,  
Strebet leise sie zu überlisten,  
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne  
Ründet leisewandelnd sich der Sturm an,  
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,  
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder;  
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten  
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder,  
Mit dem angsterfüllten Valle spielen  
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen  
Freund' und Lieben, beben auf dem Felsen:  
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!  
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!  
Soll der Gute so zugrunde gehen?  
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer:  
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,  
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.  
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe  
Und vertrauet, scheiternd oder landend,  
Seinen Göttern.

\*

Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,  
Bedeutend scheinen mag, so tadl ichs nicht;  
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's  
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge  
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.

## VOLKSGESANG IN VENEDIG

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondolier große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen und solche auf ihre eigne Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig feltner geworden zu sein; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ohngefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beige druckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung und ist eine Art von Mittel zwischen dem *canto fermo* und dem *canto figurato*; jenem nähert sie sich durch rezitativische Deklamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Silbe aufgehoben und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hintreten, und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der andere, und so wechselten sie miteinander ab. Im ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Wert, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Im ganzen aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen nach Art aller ungebildeten Menschen den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen; einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Szene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Kredit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mich, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sei; wir stiegen deswegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie singen nun

an, gegeneinander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Szene an ihrem Plage. Die stark deklamirten und gleichsam ausgeschrienen Laute trafen von fern das Ohr und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagtöne auf einen Schrei der Empfindung oder des Schmerzens. Der andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Kanäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wider wandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigentümliche dieser Szene, und es war leicht, unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Kanäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vormoduliert und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel; alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger; eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz Unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen; er wird das Echo des ersten und strengt sich nun auch an, gehört zu werden, wie er den ersten vernahm. Konvention heißt sie von Vers zu Vers wechseln, der Gesang kann Nächte durch währen,



sie unterhalten sich, ohne sich zu ermüden; der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt teil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Tränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisierter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: *è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando lo cantano meglio.*

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido – der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet – besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocca und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien sängen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer, um zu fischen, auf das Meer gefahren sind, sich abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigentümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und Gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

## MÄCHTIGES ÜBERRASCHEN

Ein Strom entauscht umwölktem Felsensaale,  
Dem Ocean sich eilig zu verbinden;  
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,  
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Tale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male –  
Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden –

Sich Dreas, Behagen dort zu finden,  
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weicht,  
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;  
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeicht;  
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken  
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

### PHILOMELE

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;  
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.  
So, durchdrungen von Gift die harmlos atmende Kehle,  
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

### LEBENS GENUSS DES VOLKS IN UND UM NEAPEL

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten teilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Gerätschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Kommoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Kaleschen sind hochrot angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochroten Quasten und Kauschgold ausgepust. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen ge-

wöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise sein und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rote Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachnen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meers einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Toten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rotsamtener, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Tote mit rosenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ohngefähr jeder zwei Fuß hoch angebracht, welche große Blumenbüschel in Händen über das Kind hielten und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, sowie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Priester und die Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Eßwaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch, daß die Ware zum Verkauf schön aufgepußt sei.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden,

kleine Muscheln, jedes besonders aufgetischt und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Zitronen von allen Sorten, mit dazwischen hervorstechendem grünen Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends puzen sie mehr als bei den Fleischwaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hängen die Teile der Ochsen, Kälber, Schöpfe niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die Seite oder die Keule stark vergoldet sei. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeste berühmt. Es ist alsdenn eine allgemeine Cocagna, wozu sich fünfhunderttausend Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichste verziert. Die Butiken, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Eswaren hängen in Girlanden über die Straßen hinüber: große Paternoster von vergoldeten, mit roten Bändern gebundenen Bürsten, welsche Hahnen, welche alle eine rote Fahne unter dem Pörcel stecken haben. Man versicherte, daß deren dreißigtausend verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Ware, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehret wird: alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine usw. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Anteils an diesem Genuße mit Vergnügen.

Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Öls, besonders an Fasttagen, beschäftigt, einem jeden Fische und Backwerk nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon. Besonders sind die Werkstätte dieser Friggitori am Tage des heiligen Josephs, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen, welche im Fegfeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Öl; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkichten Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten: sie stellen Engel vor, wie sie aber solche vorstellen, wird niemand erraten.

Durch den Begriff, daß Engel große schöne goldene Haarlocken haben müssen, geleitet, mag man wohl bei großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeit kahl geworden, oder man hat sie nicht immer so reichlockicht haben können; genug, in einem Lande, wo meist ein jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen: so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgendeine alte Perücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren und so die guten Geister vorstellen, welche die Seelen aus dem Fegfeuer herausholen. Diese wunderliche Dekoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein geringes befriedigen und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegfeuer absenden.

## ACHILLEIS: ATHENE UND ACHILL

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen  
Gegen das Meer gewendet, versuchende freundliche Worte:  
Welche Segel sind dies, die zahlreich, hintereinander,  
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?  
Diese nahen, mich dünkt, so bald nicht der heiligen Erde,  
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen.

Irrt der Blick mich nicht, versetzte der große Pelide,  
Trüget mich nicht das Bild der bunten Schiffe, so sind es  
Rühne phönikische Männer, begierig mancherlei Reichthums.  
Aus den Inseln führen sie her willkommene Nahrung  
Zu dem achäischen Heer, das lange vermischte die Zufuhr,  
Wein und getrocknete Frucht und Herden blökenden Viehes.  
Ja, sie sollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,  
Ehe die drängende Schlacht die neugestärkten heranzuft.

Wahrlich! versetzte darauf die bläulich blickende Göttin,  
Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küste  
Sich die Warte zu schaffen die Seinigen sämtlich erregte,  
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen,  
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtlisches Zeichen.  
Denn der weiteste Raum eröffnet hier sich den Augen,  
Nimmer leer; ein Schiff begegnet strebenden Schiffen  
Oder folgt. Fürwahr! ein Mann, von Okeanos' Strömen  
Kommend und körniges Gold des hintersten Phasis im hohlen  
Schiffe führend, begierig nach Tausch das Meer zu durchstreifen,  
Immer würd er gesehn, wohin er sich wendete. Schifft' er  
Durch die salzige Flut des breiten Hellespontos  
Nach des Kroniden Wieg und nach den Strömen Ägyptos',  
Die tritonische Syrte zu sehen verlangend, vielleicht auch  
An dem Ende der Erde die niedersteigenden Kasse  
Helios' zu begrüßen und dann nach Hause zu kehren,  
Reich mit Waren beladen, wie manche Küste geboten,

Dieser würde gesehn so hinwärts, also auch herwärts.  
Selbst auch wohnet, mich deucht, dort hinten zu, wo sich die  
Nacht nie  
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen,  
Mancher entschlossene Mann, auf Abenteuer begierig,  
Und er wagt sich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu  
Steuernd, gelangt er hierher und zeigt den Hügel von ferne  
Seinen Gefellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiderte froh der Pelide:  
Weislich sagst du mir das, des weisesten Vaters Erzeugter!  
Nicht allein bedenkend, was jetzt dir das Auge berührt,  
Sondern das Künftige schauend, und heiligen Sehern vergleichbar.  
Gerne hör ich dich an, die holden Reden erzeugen  
Neue Wonne der Brust, die schon so lang ich entbehre.  
Wohl wird mancher daher die blaue Woge durchschneiden,  
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:  
Hier liegt keineswegs der Achaier Geringster bestattet,  
Denen zurück den Weg der Moiren Strenge versagt hat;  
Denn nicht wenige trugen den türmenden Hügel zusammen.

Nein! so redet er nicht, versetzte heftig die Göttin:  
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,  
Dort ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,  
Den so frühe der Erde der Moiren Willkür entrißen.  
Denn das sag ich dir an, ein wahrheitsliebender Seher,  
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:  
Weit von Okeanos' Strom, wo die Kasse Helios herführt,  
Über den Scheitel sie lenkend, bis hin, wo er abends hinabsteigt,  
Ja, so weit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe, verbreitet  
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren  
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.  
Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,  
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,

Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.  
 Stirbt mein Vater dereinst, der graue reife Nestor,  
 Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes  
 Wälzet die Träne sich kaum, die gelinde. Böllig vollendet  
 Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.  
 Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht  
 Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,  
 Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

## GOETHE BESPRICHT DIE LYRISCHEN GEDICHTE VON JOHANN HEINRICH VOSS

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn, sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole herstürmend, bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis; ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut und wohlgenut solchen Gewalten Troß bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem, vertraulich-gesprächigem Kreise das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse, mit Brennholz befrachtet, knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhaftige Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang und mancher erwärmende Genuß der Jugend sowohl als dem Alter genügt.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, be-



freit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Guldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwirrt sich im einzelnen, jede Blütenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgendeine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Äste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weihet sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Akzenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt und sein bewegliches Bild auf der leiserwogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgeschickt; wenn der Kahn sanft dahinwagt, das Ruder im Takte rauscht und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft: dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten

Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmutigen, schüchternen Lusternheit, wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern feck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten mutwilliger Gäste zu Bette gebracht. Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Land, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten als das Gefühl der Gemeinde selbst dar: aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfener sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft, so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeuge. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswert zu

finden gewöhnt wird. Man sänge das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung nach langem, stillem Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt: so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Raum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung, hinfalligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Kästchlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfnis der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen, sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Ebenso ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Überzeugung, daß alles der

Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, ein Wohlgefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefasste Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen: sollte denn aber nicht eben jene Selbständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch diese Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Überzeugung, durch eigentümliche Kraft, durch festen Willen aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu sein, solche Vorteile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen und hingegen Ungeschick, Roheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinne nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienste begegnen, entfremdet er sich mit Unwillen, verbannt sie launicht von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem feierlichen Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angeborene Vorteile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu und erwirbt sich die schätzenswertesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Anteil an jenem dichterischen Freiheitsfinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im besondern, doch im allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Kabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gefanges geschlagen hatte, so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Teil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

## AUS DER PANDORA

### *Epimetheus und Elpore*

Epimetheus (träumend). Ich seh Gestirne kommen, dicht gedrängt!  
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er!  
Was steigt hinter ihm so hold empor?

Welch liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?

Nicht unbekannt bewegt sie sich herauf,

Die schlanke, holde, niedliche Gestalt.

Bist du, Elpore?

Elpore (von fern). Leurer Vater, ja!

Die Stirne dir zu fühlen, weh ich her!

Epimetheus. Tritt näher, komm!

Elpore.

Das ist mir nicht erlaubt.

Epimetheus. Nur näher!

Elpore (nahe).

So denn?

Epimetheus.

So! noch näher!

Elpore (ganz nah).

So?

Epimetheus. Ich kenne dich nicht mehr.

Elpore.

Das dacht ich wohl.

(Wegtretend.) Nun aber?

Epimetheus.

Ja, du bist, geliebtes Mädchen!

Das deine Mutter scheidend mir entriß.

Wo bleibst du? Komm zu deinem alten Vater.

Elpore (herzutretend). Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.

Epimetheus. Welch lieblich Kind besucht mich in der Nähe?

Elpore. Die du verkennst und kennst, die Tochter ist's.

Epimetheus. So komm in meinen Arm!

Elpore.

Bin nicht zu fassen.

Epimetheus. So küsse mich!

Elpore (zu seinen Haupten). Ich küsse deine Stirn

Mit leichter Lippe.

(Sich entfernend.) Fort schon bin ich, fort!

Epimetheus. Wohin? wohin?

Elpore.

Nach Liebenden zu blicken.

Epimetheus. Warum nach denen? Die bedürfen nicht.

Elpore. Ach, wohl bedürfen sie, und niemand mehr.

Epimetheus. So sage mir denn zu!

Elpore.

Und was denn? was?

Epimetheus. Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore. Unmöglich's zu versprechen ziemt mir wohl.

Epimetheus. Und sie wird wiederkommen?

Elpore.

Ja doch, ja!

(Zu den Zuschauern.)

Gute Menschen! so ein zartes,  
Ein mitfühlend Herz, die Götter  
Legtens in den jungen Busen;  
Was ihr wollet, was ihr wünschet,  
Nimmer kann ichs euch versagen,  
Und von mir, dem guten Mädchen,  
Hört ihr weiter nichts als Ja.  
Ach! die anderen Dämonen,  
Ungemütlich, ungefällig,  
Kreischen immerfort dazwischen  
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Wehen  
Mit dem Krähn des Hahns vernehm ich!  
Eilen muß die Morgendliche,  
Eilen zu Erwachenden.  
Doch so kann ich euch nicht lassen.  
Wer will noch was Liebes hören?  
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Losen! Welch ein Wühlen!  
Ist's der Morgenwelle Brausen?  
Schnaubst du hinter goldnen Toren,  
Roßgespann des Helios?  
Nein! mir wogt die Menge murmelnd,  
Wildbewegte Wünsche stürzen  
Aus den überdrängten Herzen,  
Wälzen sich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?  
Ihr Unruhgen, Übermütgen!

Reichtum wollt ihr, Macht und Ehre,  
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen  
Kann euch solches nicht verleihen;  
Ihre Gaben, ihre Löhne,  
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? Der Mächtge hat sie.  
Wollt ihr Reichtum? Zugegriffen!  
Glanz? Behängt euch! Einfluß? Schleicht nur!  
Hoffe niemand solche Güter;  
Wer sie will, ergreife sie.

Stille wirds! Doch hör ich deutlich,  
Leis ist mein Gehör, ein seufzend  
Lispeln! Still! ein lispelnd Seufzen!  
O! das ist der Liebe Ton.  
Wende dich zu mir, Geliebter!  
Schau in mir der Süßen, Treuen  
Wonnevolles Ebenbild.

Frage mich, wie du sie fragest,  
Wenn sie vor dir steht und lächelt,  
Und die sonst geschlossene Lippe  
Dir bekennen mag und darf.

„Wird sie lieben?“ Ja! „Und mich?“ Ja!  
„Mein sein?“ Ja! „Und bleiben?“ Ja doch!  
„Werden wir uns wiederfinden?“  
Ja gewiß! „Treu wiederfinden?“  
Nimmer scheiden?“ Ja doch! ja!



## GOETHE UND DER WANDEL DER ZEIT

Es ist immer ein bedenkliches Zeichen, wenn für einen Geist, dem die Menschheit lange mit williger Bewunderung gefolgt ist, plötzlich Verteidigungsreden sich häufen. Goethes Gestirn ist seit einiger Zeit in diese Konjunktur eingetreten. Früher haben sich wechselnde Goetheauffassungen abgelöst; heute begegnet er vielfach völliger Ablehnung. Sie beruft sich nicht immer auf Gründe, die in dem Wesen des Dichters und Denkers gelegen wären, sondern stützt sich auf die große Tatsache, daß die ganze kulturelle Welt sich gedreht habe: also müsse man wohl auch Goethe den Abschied geben, und man brauche sich dazu gar nicht erst um eine Auffassung von ihm zu bemühen: „Er ist uns wesensfremd.“ „Er hat uns nichts zu sagen.“

Bedenklich ist diese Erscheinung ohne allen Zweifel. Aber noch ist nicht ausgemacht, ob für Goethe bedenklich oder für die Generation, die um ihn herumgeht. Dabei soll der Oberflächlichkeit, die es zu allen Zeiten gegeben hat, nicht gedacht werden. Ernster scheinen die Gegner, die mit ihrem Angriff auf Goethe nur einer antiliterarischen Grundhaltung überhaupt den stärksten Ausdruck geben wollen. Ein „Leben mit Goethe“ gilt ihnen schon deshalb als verfehlte Einstellung, weil auch der größte Dichter für sie bloß „Literatur“ – „Buchstabenwerk“ – ist, ein Mensch, der nur für die Lesenden, also die Gebildeten, existiert hat. Sie suchen die großen Führer der Menschheit anderwärts: in Erlöserpersönlichkeiten, deren Leben nachwirkt, obwohl sie nie eine Zeile geschrieben haben; in den großen Gestaltern der politischen Welt, deren Ruhm sich von selbst zu Kindern und Kindeskindern fortpflanzt; in den Befreiern der Unterdrückten, die den Armen Brot und Hoffnung gegeben haben. Neben so mächtigen Naturen erscheint dann der Dichter mit seiner Leier nur noch als Glied einer verwöhnten, am Luxus des Lebens genährten Kaste: als Verwalter der Phantasiewelt, für die in besseren Tagen einmal Zeit gewesen ist. So oder

# DIE NEUERSCHEINUNGEN DES INSEL-VERLAGES IM JAHRE 1931

---

## ALLESCH, JOHANNES VON:

MICHAEL PACHER. Mit 113 Abbildungen. In Leinen M 18.—.  
*Der große Tiroler Meister ist eine Künstler-Persönlichkeit gewesen, die in manchen Zügen ihres Schaffens an Michelangelo gemahnt.*

## MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH:

DIE HERREN DER ERDE. Roman · In Leinen M 5.50.  
*Der Dichter der „Michaelskinder“ legt hier ein neues Buch vor, das aus der Stimmung der Heidelandschaft und einer Vision ihrer wildesten und dunkelsten Zeit unter Widukind heraus entstanden ist. Es schildert die Geschichten dreier Menschen, die zu den Herren der Erde zu gehören wäbnen, jeder in seiner besonderen Art: des Abenteurers, des Magiers und des Heiligen.*

## BÜHLER, JOHANNES:

DAS ERSTE REICH DER DEUTSCHEN. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.  
*Dieses Buch über eines der glorreichsten Zeitalter der deutschen Vergangenheit soll dem heutigen Menschen, der so leicht seiner Väter vergißt, den Nährboden zeigen, in dem er wurzelt.*

## CAROSSA, HANS:

DER ARZT GION. Eine Erzählung. In Leinen M 6.—.  
*In diesem seltsamen und geheimnisvollen Buch setzt sich der Dichter mit dem barten und gefährlichen Beruf des Arztes auseinander, sein vielfältig verantwortungsvolles Amt wird von innen erleuchtet und, was im allgemeinen menschliches und berufliches Geheimnis bleibt, wird durch reinstes Verstehen gedeutet und entbüllt.*

## DREISSIG HANDZEICHNUNGEN GOETHES

Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Wabl, Direktor des Goethe-National-Museums. 300 numerierte Exemplare. Subskriptionspreis: in Mappe M 225.—.

*Unsere kostbarste Unternehmung dieses Jahres ist die originalgetreue Wiedergabe dieser Goethe-Zeichnungen, die aus einer großen Fülle als die besten ausgewählt wurden. Die Reproduktionen wurden mit der größten Sorgfalt von der Kunstanstalt Albert Frisch hergestellt.*

## TRADER HORN:

ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Neue illustrierte Ausgabe. In Leinen M 4.50.

*Eine Welt voller Abenteuer hat sich um den Händler Aloysius Horn abgespielt, dessen durch seltsame Fügung entstandenes Buch den vagabundierenden Fünfundsiebzigjährigen mit einem Schlage berücht und reich gemacht hat.*

## HUXLEY, ALDOUS:

NACH DEM FEUERWERK. Novellen. Übertragen von *Herbert E. Herlitschka*. In Leinen M 6.50.

*In diesen vier Novellen, die Huxley auf der Höhe seines Könnens zeigen, bringt uns der Dichter Menschen nahe, deren Schwächen und Torheiten, echte und noch mehr unechte Gefühle bloßgelegt werden.*

ZWEI ODER DREI GRAZIEN. Ein kleiner Roman. Übertragen von *Herbert E. Herlitschka*. In Leinen M 6.—.

*Alle Vorzüge des Dichters, die ihm einen wachsenden Leserkreis gewonnen haben, sind auch in diesem wahrhaft spannenden Roman zu finden: die Ironie, die unerbitliche Diagnose, das unerhörte Wissen um menschliche Hintergründe.*

## INSEL-ALMANACH

AUF DAS GOETHE-JAHR 1932. Mit 8 Bildtafeln. Kart. M 1.—.  
*Mit Beiträgen von Friedrich Gundolf, Eugen Kühnemann, Eduard Spranger, Hans Heinrich Schaeder, Gunter Ipsen und Max Hecker; eine Auslese wenig bekannter Prosa und Dichtung Goethes, sowie 8 Bildtafeln.*

## LANDSBERGER, FRANZ:

DIE KUNST DER GOETHEZEIT. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—.

*Dieses Buch ist die erste wirkliche Kunstgeschichte der Goethe-Zeit.*

## MOTTRAM, RALPH H.:

WESEN UND GESCHICHTE DER FINANZSPEKULATION. Deutsche Ausgabe nach der Übersetzung von *Karl Lerbs* besorgt von *Erich Dittrich*. In Leinen M 8.50.

*Jene rätselvolle, unheimliche Macht: Spekulation, welche die von ihr Besessenen bis zum sicheren Absturz vorwärts peitscht, von strengem Sittenpredigertum moralisch geächtet, von anderen als Erregerin menschlichen Fortschritts gepriesen, zeitweilig unterdrückt und heimlich fortschwellend, zeitweilig als verzehrendes Feuer emporlodern, steht hier in ihrer ganzen Dämonie vor uns auf.*

## MUMELTER, HUBERT:

ZWEI OHNE GNADE. Roman. In Leinen M 6.50.

*Im Mittelpunkt dieses Romans steht das selig-unselige Verhältnis zwischen Oswald von Wolkenstein und Sabina Jäger. Auf dem Hintergrund großer politischer Ereignisse, die zu den bewegtesten der Tiroler Geschichte gehören, spielt sich zwischen diesen beiden Menschen, die dazu bestimmt sind, einander ebenso abzustoßen wie anzuziehen, ein erschütternder Liebeskampf ab.*

## RENDL, GEORG:

DER BIENENROMAN. In Leinen M 5.—.

*In diesem Buch hat ein Dichter das Leben der Bienen, unter denen er aufgewachsen ist, beschrieben, ein Leben, das uns in der Phantastik seiner Vorgänge und Zustände in Erstaunen und Ehrfurcht versetzt.*

## RILKE, RAINER MARIA:

BRIEFE UND TAGEBÜCHER AUS DER FRÜHZEIT

1899 bis 1902 – In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

*Dieser Band zeigt uns den von seinen hohen Zielen noch träumenden und langsam sich zu ihnen hin tastenden jungen Rilke, den das Erlebnis Rußland wie ein Wunder überfällt. Über dem Glück des Gatten und Vaters erhebt sich das Gespenst der Not, und erschütternd sind die Klagen, in denen er sich Freunden anvertraut.*

## SCHAEFFER, ALBRECHT:

DAS OPFERTIER. Erzählungen.

Inhalt: Der Major, Belladonna, Unvereinbar, Erzählung eines Mannes, Das Opfertier. In Leinen M 5.—.

*Diese Novellen sind sämtlich aus der dunklen Frage nach dem Sinn eines Schicksals entstanden, das den Menschen in die Mitte ungewöhnlicher Begebenheiten gestellt hat.*

ROSS UND REITER. Ihre Darstellung in der plastischen Kunst. In Gemeinschaft mit Robert Diebl herausgegeben von Albrecht Schaeffer. Mit 37 Bildtafeln. In Leinen M 8.—.

## SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER:

DER WANDERER UND DIE HEIMAT. In Leinen M 5.—.

*Das erste Prosawerk des Dichters. Der hohe Ernst, der dem Lyriker und Übersetzer Schröder eigen ist, zeichnet auch dieses besinnliche Buch aus.*

**WAGGERL, KARL HEINRICH:**

SCHWERES BLUT. Roman. In Leinen M 6.—.

*Es ist ein barter Menschenschlag, der die Berge bewohnt. Schwer ist die Arbeit, schwer rollt das Blut in den Adern, verschlossen sind die Gedanken und langsam die Entschließungen, aus denen sich triebhaft und gewalttätig die Schicksale formen. Nur ein alter Landstreicher lebt unangefochten in tiefem Einssein mit sich und der Welt, er weiß alles, er errät alles und wacht wie das Auge Gottes über dem kleinen Glück und der großen Schuld der Menschen.*

**WOOLF, VIRGINIA:**

DIE FAHRT ZUM LEUCHTTURM. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 7.—.

*Auch dieser Roman spielt, wie alle Werke der berühmten englischen Dichterin im Sinnlich-Übersinnlichen, in einer Sphäre, in der es zwischen Traum und Bewußtsein kaum noch eine Grenze gibt.*

**ZWEIG, STEFAN:**

DIE HEILUNG DURCH DEN GEIST. (Franz Anton Mesmer—Mary Baker-Eddy—Sigmund Freud.) Geh. M 6.—; in Lein. M 8.—.

*Mit dem Blick des Sebers erkennt und deutet der Dichter in diesen drei Beispielen die geheimnisvollen Kräfte, die in dem Menschen über alles sinnlich Faßbare hinaus zur Heilung seiner Gebrechen wirksam gemacht werden können.*

**DIE 250-BÜCHER DES INSEL-VERLAGES**

sind billige, aber mit äußerster Sorgfalt hergestellte Bücher zeitgenössischer Dichter, die unser Dasein reicher und glücklicher machen und die sich durch viele Jahre hindurch lebendig erwiesen haben.

**LEONHARD FRANK: DIE RÄUBERBANDE.** Roman.

*Dieses Buch ewiger Jugend hat den Ruf Leonhard Franks begründet.*

**MAXIM GORKI: ERZÄHLUNGEN.** Eingeleitet von Stefan Zweig.

*Eine Auswahl von fünf Meister-Novellen des großen russischen Dichters.*

**RICARDA HUCH: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND.**

Gekürzte Ausgabe.

**FELIX TIMMERMANS: PALLIETER**

*Das berühmteste Werk des flämischen Dichters, ein Buch der Sinnenfreude und Lebenslust.*

**STEFAN ZWEIG: AMOK.** Novellen einer Leidenschaft.

(Der Amokläufer – Die Frau und die Landschaft – Phantastische Nacht – Brief einer Unbekannten – Die Mondscheingasse)

ähnlich tönt es rings um uns. Wer diesem Vorwurf irrender Lebensorientierung entgegen will, wer zugleich die Grenzen jedes „Bekentnisses zu Goethe“ ehrlich gestehen will, muß sich Rechenschaft davon geben, in welchem Sinne er dem Geist des Dichters verbunden ist. —

I. „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.“ Ist das Leben selbst schon Abglanz höherer, nur geahnter Zusammenhänge, so fängt der Schleier der Dichtung diesen Abglanz noch einmal auf: sie gibt ein Bild des Lebens. Und darin scheint zuerst der Sinn der Dichtung zu bestehen, daß sie des Lebens labyrinthisch irren Lauf stillstellt, daß sie es packt, wo es interessant ist, und in ihrer kleinen Welt — seltsam zusammengedrängt — die Gehalte des Kosmos noch einmal in eignen Farben aufleuchten läßt. Wäre es dies allein, was wir der Schau des Dichters verdanken, so behielten diejenigen recht, die nur den jeweils Mitlebenden die Gabe zusprechen, das Leben, „wie es ist“, ganz auszudrücken. Denn nur das Eingetauchtsein in die volle Gegenwärtigkeit wird dem „Leben“ gerecht, das immer existentieller Daseinsvollzug ist, niemals aber unter die Kategorie „Vergangenheit“ treten kann, ohne unlebendig zu werden. Und die Folge wäre, daß auch der größte vergangene Dichter nur in historischer Einstellung, das heißt aber mit einer Zutat gelehrter Bewußtseinshaltung, genossen werden könnte.

Angewandt auf unseren Fall: Goethes Welt ist in der Tat nicht unsre tägliche Welt. In ihr gibt es noch keine Flugzeuge und Automobile, ja in ihr wurde die Herrschaft der Maschine nur von fern geahnt. Und mehr: in ihr waltet eine ganz andere gesellschaftliche Problematik, spielen ganz andere Menschentypen mit; noch nicht der zerrissene, seiner letzten Triebhaftigkeit bewußt gewordene, an allerletzten Verzweigungen zerbrochene Mensch. Da scheint noch alles mit der Ruhe griechischer Plastik verwandt, während sich bei uns alle Linien des Daseins expressionistisch verwirrt haben. Der moderne Mensch also, der zu Goethe kommt, findet nicht mehr sich. Vielleicht verzichtet er deshalb ganz darauf, zu

Goethe zu kommen. Vielleicht sucht er ihn nur auf, um für kurze Zeit in schöner Ferne und tröstender Ruhe zu verweilen; das aber wäre nichts anderes als ein säkularisiertes Weltfluchtmotiv.

Das gleiche Schicksal müßten dann freilich alle früheren großen Dichter teilen: Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare. Niemand könnte sie lesen, ohne sich zuvor „historisch eingestellt“ zu haben. Wem dies gelingt, der mag sich dann von ihnen noch auf ihre Höhen führen lassen – aber auf Höhen außerhalb der Welt unserer Leiden und Freuden. Sie gestatten uns gleichsam Besuch bei sich, wenn wir in Ferienstimmung sind. Zu ihr gehört immer ein wenig Romantik, und sie enthält – so scheint es weiter – immer einen Zug von Flucht vor der Wahrheit. Trifft dies alles wirklich zu, dann gibt es kein reines ästhetisches Verhältnis zur Dichtung der Vergangenheit. Wie wir Ariost und Tasso oder Opiz und Haller mit dem Zusatzgefühl lesen, daß wir ihnen in ihr Jahrhundert gefolgt seien und sie von dieser Sicht aus trefflich oder erträglich fänden – so läsen wir dann auch Goethe, und mit jedem Jahr müßte die Apotheose, die ihn zeitlos machen möchte, schwächer werden.

In dieser ganzen Denkweise steckt ein leicht erkennbarer Fehler: der Irrtum nämlich, daß es irgendeine Dichtung geben könnte ohne ästhetische Distanz vom hic et nunc gelebten Leben. Wie es für die Betrachtung eines Gemäldes nur eine schmale Zone gibt, in der es als ästhetisches Gebilde wirkt, während es zu nah oder zu fern gesehen seinen Sinn verliert, so gibt es auch dem ganzen Lebensinhalt gegenüber nur eine günstig bemessene Zone des Abstandes, innerhalb deren dann freilich noch mannigfache ästhetische Sichtweisen denkbar sind. Dies also ist das erste, was dem Dichter zugestanden werden muß, daß er seinen Standort innerhalb dieser Zone wähle. Man kann die ästhetische Betrachtung des Daseins überhaupt ablehnen – das wäre ein unangreifbares Verhalten; man kann aber nicht verlangen, daß die einfache Verdopplung der greifbar nahen Realität schon als Dichtung gelte.

Damit aber ist zugleich angedeutet, daß die Dichtung aus dem

Fluß des täglichen Geschehens etwas heraushebt, was nicht mehr bloß fließt, wie es ja auch der einfachste Gedanke, das belangloseste Urteil, auf seine Weise tut. Und wir werden vermuten dürfen, daß in dieser ästhetischen Sichtwahl ein Wurf nach dem Überzeitlichen (wenn nicht gar nach dem Zeitlosen) steckt. Seien wir vorsichtiger: es wird eine Vermählung jenes Wechsels mit der Dauer angestrebt. Wo dies nicht ist, da ist nicht Kunst. Wegen dieser Verwandtschaft des künstlerischen Schauens mit der Umformung, die das Denken am Erlebten vollzieht, redet man von der Wahrheit der Kunst. Aber die Kunst hat ihre eigentümliche Wahrheit, und weil auch der Standort des Künstlers immer eine Perspektive behält, so gibt es – seltsam genug – durchaus mannigfache Wahrheit im künstlerischen Sehen.

Das Leben der Geschlechter fließt dahin. Sein Gehalt würde mit den Lebenden verrauschen, wenn kein künstlerischer Geist ihn verfestigte. Nun ragen aus dem Strudel Felsen von ungleicher Höhe. Wer nur einen von ihnen mit langender Hand zu erfassen vermochte, der erblickt auch die anderen, über sich oder unter sich. Ohne Bild: nur wem diese Art des überzeitlichen Sehens einmal aufgegangen ist, der kann auch mit dem Auge vergangener Künstler zu sehen lernen. Denn es ist eine unbillige Anforderung, daß sich das künstlerische Werk jedem unbereiteten Gemüt unvermittelt erschließe. Wer Goethe, zunächst nur ihn als Dichter, verstehen will, der muß für Goethe reif sein. – Und jetzt zeigt sich genau das Umgekehrte jener früheren Forderung, daß man sich historisch einstellen müsse. Wo dies nötig ist, da ist gerade das echt Ästhetische gefährdet. Es muß erst jenes Auge aufgebrochen sein, das durch die zeitliche Stoffbedingtheit hindurch ewige Formen sieht. Erst in dieser Gelöstheit kann die Rede des Dichters überhaupt als dichterisch wirken. Es ist also kein Beweis gegen Goethe, wenn die Jugend von heute ihm fernsteht, sondern eher ein Beweis gegen diese Jugend: ein höheres Organ ist – vermutlich ohne ihre Schuld – in ihr noch nicht erwacht, wie es in ganzen Schichten der Menschheit früher nicht erwacht war und künftig nicht erwachen



wird. Um Dante zu verstehen, muß man freilich viel Einzelkenntnisse haben; aber man täuscht sich, wenn man glaubt, daß man mit ihnen für den Dichter Dante reif geworden sei. Auch er läßt sich nur sprechen, wenn man ihm erst lange wortlos zugehört hat. Dann aber gibt er Offenbarung.

Denn auch das Dichterische ist nur Form, nur Hülle; nur Mitteilungsform, in der sich ein zuletzt überästhetischer Gehalt erschließt. Ob es gelingt, dieses Mehr-als-Ästhetische, das hinter dem Schleier der Dichtung liegt, für Goethe in anderen Worten als in seinen eigenen auszusprechen, erfüllt mit begreiflichem Jagen.

II. Was der Dichter in seiner Sprache gibt, ist Offenbarung von Weltgehalt, und das heißt: von Wirklichkeit in einem höheren Sinne. Nichts scheint so selbstverständlich wie „die Wirklichkeit“. Nichts ist in Wahrheit schwankender und vieldeutiger. Denn auch hier gibt es mannigfache Distanz der Betrachtung – vielleicht nennt mancher schon die flüchtige Schwelle dieses Augenblicks das Wirkliche! Auch hier gibt es Vordergrund und langsam erst sich erschließende Hintergründe, die man „heraussehen“ muß. Was so vom Hintergrund gesehen wird, geht nicht in der flüchtigen Erscheinung auf, sondern wiederholt sich mit überraschender Konstanz in noch so mannigfaltig anmutenden Erscheinungen.

Schon Goethes Zeitgenossen spürten, daß sein Verhältnis zur Wirklichkeit ganz neu und eigenartig war. Er schien tiefer in sie verflochten, sie mit festeren Armen an sich zu halten als andere Idealisten, deren Gefahr es war, tatsächlich in das Reich der reinen Formen zu fliehen. Schiller wie W. v. Humboldt bemühten sich, diesen Goetheschen Realismus in der Terminologie Kants sich deutlich zu machen. Sie wählten damit eine Philosophie, die in allem genau das Gegenteil von Goethes Sehweise bedeutete und auch ihrer eigenen Geistesstruktur viel heterogener war, als sie es je bemerkt haben. Viel treffsicherer war da Mercks einfaches Wort, daß es Goethe bestimmt sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, nicht das Imaginative zu verwirklichen. Das ganze Geheimnis liegt darin, daß Goethe gerade das Schlichte

und Nahe mit dem Auge der Liebe umfing. Aber die in allem Dichterischen gegenwärtige Liebe ist vieldeutig. Es war jene Liebe, die sich mit dem Leben der Natur auf allen ihren Stufen verwandt fühlt, und doch jene Liebe, die im Ergreifen ihren Gegenstand veredelt. Sie entstammte einer weltzugewandten Mystik: im Innern der Seele wohnt die Unendlichkeit von Formenbildung und geselliger Ordnung, die es gestattet, alle Gestalten der Welt nicht nur „analogisch“, das heißt aus dem eignen Innern zu verstehen, sondern sie „vorbildend“ (Jean Paul) gleichsam aus dem eignen Innern, und doch nach ihrem eigenen Gesetz, zu entwickeln. Es kann daher in dieser Welt nichts ganz Fremdes, nichts ganz Außerliches geben. Alles ist von vornherein seelenbezogen, durch die *συμπάθεια τῶν ὄλων*, die schon vor Leibniz antike Philosophen geahnt hatten:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,  
Warum ich bat...

... Nicht

Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,  
Bergönnest mir, in ihre tiefe Brust,  
Wie in den Busen eines Freundes, zu schauen.  
Du führst die Reihe der Lebendigen  
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder  
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.“

Und wenn der Dichter scheinbar die Dinge erst in sich hineinnehmen muß, so trägt er sie im Grunde alle schon in sich und kann sie darum durch seine Liebe verschönt wieder aus sich herausstellen:

„Er hätt ein Auge treu und klug,  
Und wär auch liebevoll genug,  
Zu schauen manches klar und rein,  
Und wieder alles zu machen fein.“

Diese Gabe ist uns am verständlichsten, solange das in das feinere Gewebe der Dichternatur gepflanzte Bildungsvermögen im Bereiche der organischen Formen verharrt. Für diese Stufe hat

Goethe als Naturphilosoph seine Art zu sehen, seine Methode, Gestalt aus Gestalt durch Metamorphose sich entfalten zu lassen, bewußt formuliert. Denn hier hat sich die bildende Kraft der Natur selbst physiognomisch verfestigt. „Gegenständliche Denkart“ bedeutete hier einfach: die eingeborene Formgesetzlichkeit heraussehen. Aber diese Kraft reicht weit höher hinauf, bis in die Geheimnisse der menschlichen Seele und ihren inneren Formenwandel, der als Schicksal erlebt wird. Da versagt noch die Wissenschaft; da tastet sich das künstlerische Gestalten um so produktiver vorwärts. Und es macht aus der Kraft der ursprünglichen Liebe auch den Erhöhungsprozeß mit, den die Natur auf ihrem Stufengange durchgemacht hat, selbst von einer unendlichen Liebe über sich emporgezogen. Hier waltet die spinozistische Liebe, mit der Gott in seinen Geschöpfen sich selber liebt; denn nur die unendliche, göttliche Liebe kann so uneigennützig sein. Blicken wir von hier zu jenen historischen Bedingtheiten zurück: Goethe hat selbst von sich gesagt, es sei gleichgültig, ob er Töpfe mache oder Schüsseln. In der That: der stoffliche Sehbereich des Dichterauges mag sich wandeln. Und in der historischen Menschenwelt wird er sich schnell, tiefgreifend wandeln. Aber das Beseelte und Beseelende im Auge bleibt sich gleich. Der junge Goethe hätte mit dem Blick der holländischen Maler in Dresden ebenso den Wochenmarkt wie eine Schusterwerkstatt sehen können. Andererseits wird sich einem solchen anschauenden Organ am meisten offenbaren, was unberührt von Zufälligkeiten der Zeitkonstellation den ewigen Formen nahe bleibt. Iphigenie könnte ebensogut neben uns wandeln wie im alten Griechenland; denn was sie darstellt, ist nicht diese einmalige Geschichte, auch nicht die triviale Wahrheit, daß die Lüge unfrei macht, sondern die ewige Wahrheit, die auch unsere Zeit auf der nötigen Höhe sittlicher Entfaltung noch sehen könnte und müßte: daß nämlich die Hinneigung der reinen Frauenseele den schuldbeladenen Mann vor den heiligen Mächten entschönt. Wo keine heiligen Mächte mehr gesehen werden, da wird dies ganze sittliche Phä-

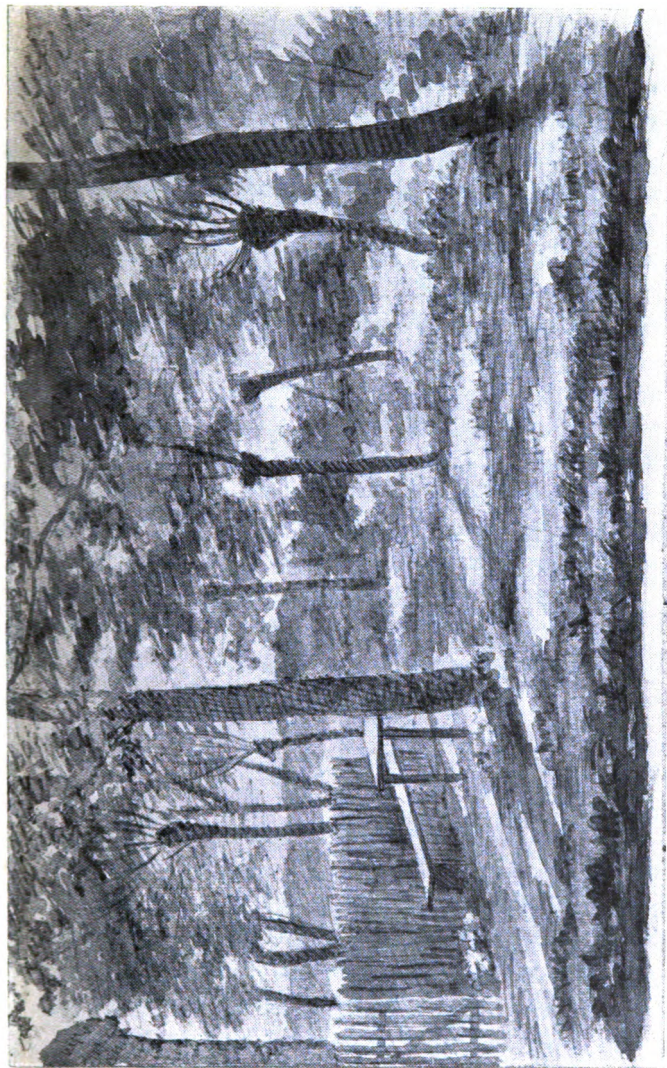
nomen nicht mehr gesehen. Aber es liegt dann an denen, deren Sinn zu, deren Herz tot ist; nicht daran, daß die sittliche Struktur der Welt sich geändert hätte.

Offenbarung in solcher Bedeutung ist es, was der seherische Dichtergenius gibt: der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Metaphysische Wahrheit aus der gestaltlosen Welt der Mütter heraufzuholen als Gestalt – das ist die weltent-deckerische Funktion des Dichters. Diese Wahrheiten bleiben, während die flüchtigen historischen Erscheinungen wechseln. Den Dichtern ist es zugerufen, was Gott der Herr den Engeln aufträgt:

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt,  
Befestiget mit dauernden Gedanken.“

III. Der Durchbruch durch das Gleichnißhafte der Poesie zu den metaphysischen Gehalten bedeutet trotzdem mehr als die Ent-hüllung starrer Typen und fahler Urphänomene. Die Welt wie das Leben sind dynamischer Natur, sie sind in Entwicklung. In der Epoche um 1800, das heißt in der Zeit hochklassizistischer Neigung, mag auch für Goethe die Gefahr nahe gelegen haben, „sich zum Starren zu waffnen“. Aber die Gefahr ging vorüber. Und wenn dem innerlich suchenden Menschen von heute kaum ein anderer Geist so sehr Lebensbegleiter zu werden vermag wie Goethe, so liegt das daran, daß bei ihm die natürlichen wie die sittlichen Stufen erkennbar geblieben sind, auf denen er wurde, was er – war. Die größten Führer der Menschheit kennen wir fast aus-nahmslos als Reife. Vergebens fragen wir, wie sie geworden sind, welche inneren und äußeren Schicksale sie geformt haben. Bei Goethe liegen die Jahrestinge am Tage. Er selbst sprach in spätem Alter die innere Notwendigkeit seines Sogewordenseins aus. Es schien ihm damals, als ob seine Monade nur um sich selbst rotiert habe, als ob seine Entelechie sich nur gesetzmäßig zu sich selber hin entwickelt habe. Zu seinen schönsten Werken gehören die, in denen er so von sich selbst spricht: der Formgewordene von der Formwerdung, der Geprägte von der lebendigen Entwicklung.

Auch ihm war nicht mehr voll gegenwärtig, wie leidenschaftlich er sich hatte suchen müssen, um sich so reich zu finden. Seine mächtigsten Schöpfungen haben daher für uns die doppelte Bedeutung, in ihrer reifen Frucht zugleich die Phasen des Knospens und Blühens erkennen zu lassen. Die Teilschlüsse des „Wilhelm Meister“ und des „Faust“ enthüllen die Dynamik eines Lebens, das um Resultate bemüht ist. Die Wahrheit, die im Werden liegt, wirkt auf den modernen Menschen um so befruchtender, als er selbst fast nur noch den rasenden Rhythmus spürt, mit dem er durch das Leben rennt, aber der Gestalt nicht inne wird, die er damit empfängt, noch weniger des Zieles bewußt wird, in dem er ruhend verweilen könnte. Goethe: das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis sind blutvolle Gestalten, zu denen sich die Werke wieder wie Gleichnisse verhalten. Wir lieben an einer „Natur“ weder das Titanische noch das Apollinische noch das Olympische – wir lieben an ihr, daß sie den Weg ging, auf dem Menschen hoffen und zagen, fallen und sich erheben. Was wußte man von schäumender Jugend vor Goethe und was vom Reichthum des Spätherbstes, in dem alle menschlichen Gezeiten nachglänzen? Durch solche Treue gegenüber jedem Stadium des Werdens beginnt diese Monade uns weit über das Dichterische hinauszuführen, bis zu den Pulsen des naturhaft-geistigen Lebens selbst, das auch in unsern Adern seine wandlungsreiche Melodie spielt. Wenn Goethe den Rhythmus seiner Entwicklung als Wechsel von Expansion und Kontraktion, von Ausatmen und Einatmen, von Entselbstung und Verselbstung bezeichnet hat, so erscheint auch uns dieser Lebensstrom wie ein Übersäumen mit immer neuer Bändigung, wofür man nicht einfach die Kunst„stile“ gotisch und klassisch oder das „Prinzip“ der Unendlichkeit und der Vollendung setzen darf. Mindestens sind das keine sich ausschließenden Phasen, sondern die Gegensätze sind immer ineinander, und die Lösung besteht nicht darin, daß eine siegt. Das Faustische in Goethe – und das ist das Werden, das niemals im Entwerden endet – treibt auch über das klassische Motiv der



Am Gartenzaun. Handzeichnung Goethes



Selbstbegrenzung hinaus: es sprengt den Zusammenhang der bekannten Welt und weist in Gleichnissen hinüber zum Transzendenten. Man liebt den jungen Goethe; man bewundert den Mann; den Greis hat kaum einer verstanden, es sei denn, daß ein Scheidender – mit Goethe „in die Ferne hoffend“ – diese stillen Blicke mit ins Grab genommen habe. Schon die Sprache des Alters preßt Gedanken, die sich in 40 Jahren entwickelt haben, wieder in eine Form zurück, in der sie wie im Keim verborgen ruhen. Nur die Weisen verstehen die „selige Sehnsucht“, die der Flammentod einer neuen Geburt ist. Wieder liegt im Sterben das Werden – die Seligkeit ewigen Werdens, ein neuer Himmel der Menschheit: *de revolutionibus caelestium!* Im Blindwerden öffnet sich das letzte Sehen. Alle Wände, die Gott zwischen sich und dem Suchen des Menschen aufgerichtet hat, diese ganze Bilderwelt deutet weit über sich hinaus, und während Beethoven in der Neunten vom Gewoge der Töne hindurchbricht zu der neuen Sprache des Wortes, scheint Goethe ganz zum Musikalischen hinübergetrieben zu werden. Aber wenn aus den abschließenden Engelschören noch einmal das „Doppelglück der Töne und der Liebe“ wogt, so wendet sich doch zugleich der Blick des Scheidenden mit heiterer Liebe zurück zu den Gestalten, die seine Gespielen auf den irdischen Gefilden waren:

„Ihr glücklichen Augen,  
 Was je ihr gesehn,  
 Es sei, wie es wolle,  
 Es war doch so schön!“

Da ist zum ersten Male der Mensch, der auf der Grenze liebevoll auszuruhen vermag: Moses – beseligt im Vorgefühl. Denn diese vorwärts- und rückwärtschauende Liebe selbst wird jetzt zum Höchsten der Gleichnisse, und geboren wird aus ihr – nicht ein Euphorion, der im Ikarusflug zerschellt, nicht eine Helena, die sich in die schöne Glut der Abendwolke auflöst –, sondern die himmlischen Wunder, die alle um die ewige Liebe kreisen:

„Wenn er dich ahnet, folgt er nach.“



IV. Dieser Anstieg des Hypsistariers ist mehr als organische Metamorphose. Das Bild von Werden und Wachsen, von Stengel, Blättern, Blüte, Frucht versagt hier. Denn dazwischen liegt der Abgrund des Tragischen, den Goethe immer gesehen hat, von dem er aber geschwiegen hat, bis er ihn sieghaft überwand. Es gehört zum tieferen Sinn für Menschliches, auch auf das zu lauschen, wovon ein Mensch sein Leben lang geschwiegen hat, weil es – noch – zu groß für ihn war. Es ist die höchste Ehrfurcht, die über die göttliche Tiefe des Leidens zu schweigen weiß.

Das Tragische erscheint bei Goethe in zwei Gestalten: als Wucht des äußeren, unverstandenen Schicksals, das den großen Menschen auf der Höhe des Wirkens vernichtet. Diese Anschauung erinnert an den Hegelschen Weltgeist, der das Individuum wegwirft, nachdem er sich seiner eine Zeitlang bedient hat. Tiefer jedoch empfindet Goethe die Tragik, die darin liegt, daß ein Mensch die höheren Gesetze seines Lebens gebrochen hat. Denn dies gehört zu Goethes stillen Überzeugungen, daß die Monade in sich selbst ein Stufenreich trägt. Über den Anziehungs- und Abstößungsverhältnissen nach Art chemischer Wahlverwandtschaft, über der organischen Entwicklung des eignen naturverwandten Wesens stehen jene höheren Gesetze, die im Gewissen vernehmbar werden. Die Sonne des Sittentages – deines Sittentages – gehört mit in die große Ordnung des Kosmos. Es ist die größte Aufgabe des Menschen, sich selbst zu einem tätigen Zentrum in der Welt zu entfalten, indem er die Naturgesetzlichkeit und das sittlichpersönliche Wesensgesetz „gegeneinander bewegt“, d. h. beide „Sonnensysteme“ miteinander vereinigt, wie es auch Kant als Höchstes geahnt hat. Ist doch im Menschen ein Siderisches wie ein Erdgebundenes. Mit den beiden Seelen in sich fertig zu werden, erfordert einen lebenslangen Kampf. Aber hier sind wieder mannigfache Lebensmotive ineinander gewoben.

Der Weg der bloß ästhetischen Daseinsvollendung war für Goethe immer neue Versuchung. Vom Werther über Tasso und den Urmeister bis zur Pandora und zur Helenatragödie klingt

dieses Leitmotiv an, jedesmal vertieft, jedesmal tragischer. Die Grenze der ästhetischen Lebenshaltung liegt darin, daß sie das Dasein voreilig entstofflicht, seine harten Realitäten in der Phantasie aufhebt und eine Harmonie des Herzens anstrebt, in der der letzte Ernst umgangen wird. Kierkegaard schildert den Ästhetizisten in der Sondergestalt des impressionistischen Daseinsstiles. Goethe hat nach der expressivistischen Wertherphase immer die klassische Harmonie gemeint, in der Erlebnisstoff und personale Form zum Gleichgewicht gelangt sind. In diesem Lichte sah man damals die Griechen. Ein letztes Mal wallt dieses Motiv empor mit der ganzen Leidenschaft seines metaphysischen Rechtes: denn nicht bloß in sehnsüchtiger Phantasie, sondern bei den Müttern, den ungestaltet-gestaltenden Urmächten (der natura naturans) ist das Hochbild der Schönheit beheimatet, das dem überquellenden nordischen Geiste Ruhe verspricht: Helena. Aber auch dieses Metaphysische ist nicht das letzte.

„Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,  
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,  
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.“

Mag das Ziel der Natur der schöne Mensch sein: dann jedenfalls gibt es noch eine höhere Natur, deren Ziel der schaffende, der tätig strebende Mensch ist.

Die tätige Entelechie bedeutet den zweiten Weg, auf dem Goethe der Tragik der Unvollendbarkeit zu entfliehen sucht: „Wer immer strebend sich bemüht . . .“ In solcher rastlosen Tätigkeit liegt das Ringen mit dem vollen Stoff des Daseins an Stelle bloßer Dichterträume. In der Arbeit an der Welt vollendet sich der Mensch, weil er in ihr sich überwinden muß, weil in ihr jede bloß poetische oder theatrale Sendung notwendig zur Entsagung führt. Hier muß der einzelne sich in Reih und Glied stellen. Seine Einseitigkeit findet an anderen ihre Ergänzung. Die Gemeinschaft wird das „Band“ (der συνδεσμός), das ihn mit dem Sinn der Welt verkettet. Schon hier also findet das schöne organische Wachstum aus dem natürlichen Lebensgesetz heraus seine Grenze

an Überwindungen. In immer neuen Geburten gelangt der entsagende Mensch durch sie zu höheren Wesensstufen. Und wenn es eine Schönheit gibt – das bekennt Goethe seit der „Pandora“ und den „Wanderjahren“ immer deutlicher –, dann ist es die Schönheit, die sich auf dieser Realistik, diesem Wahrheitsinn, dieser Arbeit am Begrenzten aufbaut: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.“ Aber das Schöne ist auch dann nicht das letzte, sondern die Läuterung durch das unermüdliche Streben; und alle Läuterung ist Weg zur Erlösung.

Dieser dritte, höchste Weg wäre nicht Goethes Sehnsucht geworden, wenn das Erlebnis der Schuld in ihm nicht so stark gewesen wäre. Wir kennen dies von den erlebten Wurzeln der Gretchentragödie bis zur Helenatragödie und dem Frevel an der Hütte der friedlichen Greise. Es ist kein Sündengefühl von der spezifisch-christlichen Färbung, weil Goethe den spezifisch-christlichen Sündenstolz und die wesensmäßige Sündhaftigkeit des Menschen von sich wies. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der die Theologen davon redeten, widersprach der Tiefe seiner Erfahrungen. Sie enthielten mehr als die Überzeugung von dem unvermeidlichen Irren, das im Streben des Menschen liegt, oder von dem Fluch der Endlichkeit im Leibnizischen Sinne. Sie enthielten die Erschütterung durch persönliche Schuld mit ihrem ganzen letzten Ernst. Die himmlischen Mächte sind nicht ohne Anteil daran: „Ihr laßt den Armen schuldig werden.“ Selbst Ottilie, die zu kindlich reiner Einheit ihres Wesens bestimmt scheint, entgeht diesem inneren Schicksal nicht. Der Mensch zerbricht daran. Hier ist zunächst keine Kontinuität; sondern hier liegt der Abgrund und die Verzweiflung, von denen Goethe geschwiegen hat oder doch nur in der Verhüllung der tiefsten Ergriffenheit gesprochen hat. Gibt es für diesen Bruch keine Heilung? Gibt es hierfür keine Lösung? – Schon in der Iphigenie klingt die Antwort an. Sie liegt nicht ursprünglich in der Erfahrung des männlichen Daseinsweges für sich. Verborgен und verschlungen in die Phasen der männlichen Tragödie „Faust“

finden sich nicht zu Ende gedichtete Spuren des weiblichen Weges: es gibt Stufen der Liebe, wie es Stufen des Strebens gibt. Und wenn im Streben Überwindung auf Überwindung folgt, so ist die Liebe die Überwinderin selbst. Auch sie steigt in Stufen von der schlichten, irrenden, nicht schuldfreien Frauenliebe bis zu der, die im Gleichnis der Himmelskönigin gemeint ist: der Liebe, die das ganze Weltgefüge erlösend trägt und zusammenhält. Alles männliche Streben ringt dieser ewigen Liebe ahnungsvoll entgegen. In der weiblichen Natur aber hat sie sich am tiefsten der leidenden Erde zugeneigt, schenkend und heilend aus der letzten Fülle des Leidens heraus. In sie eingehüllt, walten rings um den Menschen schon hier erlösende Kräfte. Der letzte Schritt also ist nicht mehr Tätigkeit, sondern Werk der entgegenkommenden Gnade:

„Und hat an ihm die Liebe gar  
Von oben teilgenommen,  
Begegnet ihm die sel'ge Schar  
Mit herzlichem Willkommen.“

Die stets unvollendeten Kreise menschlichen Daseins runden sich in dieser Erlösung, die sich in unzähligen Stufen der Läuterung an der immer werdenden Entelechie vollzieht. Das ist das letzte Wort Goetheschen Daseinsverständnisses: die Welt ist von der Liebe umfassen. Vielleicht ist auch sie noch ein Gleichnis; aber kein anderes trägt darüber hinaus:

„Das Unzulängliche,  
Hier wirds Ereignis.“

Deshalb ist das Kreuz mit Rosen umwunden . . .

„Ein Leben mit Goethe führen“ heißt, diesen Weg abnehmend folgen. Jeder Stufe, die wir durch Überwindungen in uns selbst erringen, gibt er eine neue Antwort. Er gibt sie im Gewand der Dichtung; aber geboren ist diese Dichtung aus dem „heiligen Ernst“, den auch wir ins Leben mit hinausnehmen sollen. Und was ist dieses Leben? Ist es die Welt der Flugzeuge und Automobile, der Maschinen und der Wirtschaftskämpfe? Oder ist es die

Welt der ewigen menschlichen Geschichte, die bei aller Wandelbarkeit des Daseinstoffes aus den Tiefen der gottentstammten Seele emportauchen? Von ihnen haben Homer und Sophokles, Dante und Shakespeare gekündet. Ihre Sprache altert nicht, wie die Goethes nicht altern wird. Wohl aber richtet sich an uns die Frage, ob wir uns noch so hoch erheben können, um diese Wahrheiten auch nur zu verstehen, geschweige denn zu leben? Man verweist auf jenen modernen Menschentypus, der unter so schweren realen Bindungen steht, daß ihm ein solches „aus der Muse geborenes“ Ideal nicht mehr erreichbar ist und also nichts bedeuten kann.

Es ist eine seltsame Verkehrung, wenn man verlangt, daß sich die Ideale nach unsern äußeren Lebensbedingungen richten sollen, statt zu bekennen, daß es der Sinn der Idee sei, Kraft zu geben, um den Widerstand der Welt zu überwinden. Der Mensch mag heute noch so sehr in Fesseln liegen: er würde sie gar nicht als Fesseln empfinden, wenn ihm nicht diese Ahnung eines höheren, reineren Daseins geblieben wäre. Hätten jene Ideale ihre Wurzeln abseits vom ewigen Kern des Menschen, von der Welt des Strebens und der Arbeit, der Sehnsucht und der Liebe, so wäre es erlaubt, sie als weltfern zu verleugnen. Es ist wahr, daß es dem Menschen von heut schwerer wird, die Tiefe in sich aufzugraben, deren Nacht so hohe Sterne erleuchten. Von uns würde vielleicht niemand die Kraft haben, sie zu entdecken. Das aber ist das Recht der Seher in der Menschheit, daß sie uns das Leben besser und reicher deuten, als wir es vermöchten. Wer da meint, er müsse sich historisch einstellen, um solche Gesichte zu verstehen, bewegt sich auf einer falschen Ebene, eben deshalb, weil er sich nur in der Ebene des fließenden Daseins zu bewegen bereit ist. „In die Tiefe mußt du steigen, soll sich dir das Wesen zeigen.“ Man muß den Weg zu den Müttern hinabgehen und wiederum zu den Höhen emporsteigen, von denen aus die ewige Liebe das Weltgefüge trägt. Dem Dichter dieser Höhen und Tiefen antwortet nur, was in uns aus gleichen letzten Wesenschichten klingt:

„Sofort nun wende dich nach innen,  
Das Zentrum findest du da drinnen,  
Woran kein Edler zweifeln mag.  
Wirst keine Regel da vermessen;  
Denn das selbständige Gewissen  
Ist Sonne deinem Sittentag.“

## PROOEMION

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf!  
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;  
In seinem Namen, der den Glauben schafft,  
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft;  
In jenes Namen, der, so oft genannt,  
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

Soweit das Ohr, soweit das Auge reicht,  
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,  
Und deines Geistes höchster Feuerflug  
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug;  
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,  
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort;  
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,  
Und jeder Schritt ist Unermesslichkeit.

## SHAKESPEARE, VERGLICHEN MIT DEN ALTEN UND NEUSTEN

Das Interesse, welches Shakespeares großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene

Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deshalb uns alles, was sich von ihm herschreibt, so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantischen genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Wert eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum von der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt.

Desohngeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußeren Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein, zu andern uns schon bekannten Gegensätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sei, anzudeuten. Diese Gegensätze sind: Antik-Modern, Naiv-Sentimental, Heidnisch-Christlich, Heldenhaft-Romantisch, Real-Ideal, Notwendigkeit-Freiheit, Sollen-Wollen.

Die größten Qualen, sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrtum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältnis zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied

unter die übrigen Gegensätze einstreifen auf und versuche, ob sich damit etwas leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radikal getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andre untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Muß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen. Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt der Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenspielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können. Beim L'hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegenteil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Lüren gelassen: ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vorteil ziehen; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sig alles Furchtbaren der Drakel, die Region, in welcher O'dipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele



Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz; oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schauern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst sowie unsre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, indem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakespeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakespeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwengliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Konflikt, und diesen läßt Shakespeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen

Durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakespeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Heren, Hekate und die Überhere, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Ähnliche finden; genug, ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakespeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Altertums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuten könnte. Eine Notwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakespeare auf seinem Wege sich genähert: denn indem er das Notwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Liese sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studieren müßten. Anstatt unsre Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen, unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und oft, ohne zu wissen warum, über alles präkonisieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeitlang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen wie Shakespeare die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgendeine bestimmte Religion, religios zu entwickeln.

## PARIA

### Des Paria Gebet

Großer Brahma, Herr der Mächte!  
Alles ist von deinem Samen  
Und so bist du der Gerechte!  
Hast du denn allein die Brahmen,  
Nur die Rajahs und die Reichen,  
Hast du sie allein geschaffen?  
Oder bist auch du's, der Affen  
Werden ließ und unseresgleichen?

Edel sind wir nicht zu nennen:  
Denn das Schlechte, das gehört uns,  
Und was andre tödlich kennen,  
Das alleine, das vermehrt uns.  
Mag dies für die Menschen gelten,  
Mögen sie uns doch verachten;  
Aber du, du sollst uns achten,  
Denn du könntest alle schelten.

Also, Herr, nach diesem Flehen,  
Segne mich zu deinem Kinde;  
Oder eines laß entstehen,  
Das auch mich mit dir verbinde!  
Denn du hast den Bajaderen  
Eine Göttin selbst erhoben;  
Auch wir andern, dich zu loben,  
Wollen solch ein Wunder hören.

### Legende

Wasser holen geht die reine,  
Schöne Frau des hohen Brahmen,  
Des verehrten, fehlerlosen,

Ernstester Gerechtigkeit.  
Täglich von dem heiligen Flusse  
Holt sie köstlichstes Erquickten –  
Aber wo ist Krug und Eimer?  
Sie bedarf derselben nicht.  
Seligem Herzen, frommen Händen  
Ballt sich die bewegte Welle  
Herrlich zu kristallner Kugel;  
Diese trägt sie, frohen Busens,  
Keiner Sitte, holden Wandelns,  
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche  
Im Gebet zu Ganges' Fluten,  
Beugt sich zu der klaren Fläche –  
Möglich überraschend spiegelt,  
Aus des höchsten Himmels Breiten  
Über ihr vorübereilend,  
Allerlieblichste Gestalt  
Fehren Jünglings, den des Gottes  
Uranfänglich schönes Denken  
Aus dem ewigen Busen schuf.  
Solchen schauend, fühlt ergriffen  
Von verwirrenden Gefühlen  
Sie das innere tiefste Leben,  
Will verharren in dem Anschauen,  
Weist es weg, da kehrt es wieder,  
Und verworren strebt sie flutwärts,  
Mit unsicherer Hand zu schöpfen;  
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!  
Denn des Wassers heilige Welle  
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen  
Sie erblickt nur hohler Wirbel  
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,  
Ist's denn auch der Pfad nach Hause?  
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?  
Will sie denken, wo Gedanke,  
Rat und Hilfe gleich versagt? –  
Und so tritt sie vor den Gatten;  
Er erblickt sie, Blick ist Urteil,  
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,  
Schleppt sie zu dem Totenhügel,  
Wo Verbrecher büßend bluten.  
Wüßte sie zu widerstreben?  
Wüßte sie sich zu entschuldgen,  
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte  
Sinnend zu der stillen Wohnung;  
Da entgegnet ihm der Sohn.  
„Wessen Blut ist's? Vater! Vater!“ –  
Der Verbrecherin! – „Mitnichten!  
Denn es starret nicht am Schwerte  
Wie verbrecherische Tropfen,  
Fließt wie aus der Wunde frisch.  
Mutter, Mutter! tritt heraus her!  
Ungerecht war nie der Vater,  
Sage, was er jetzt verübt.“ –  
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! –  
„Wessen ist es?“ – Schweige! Schweige!  
„Wäre meiner Mutter Blut!!!  
Was geschehen? was verschuldet?  
Her das Schwert! ergriffen hab ichs;  
Deine Gattin magst du töten,  
Aber meine Mutter nicht!  
In die Flammen folgt die Gattin  
Ihrem einzig Angetrauten,

Seiner einzig teuren Mutter  
In das Schwert der treue Sohn.“

Halt, o halte! rief der Vater,  
Noch ist Raum, enteil, enteile!  
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,  
Du berührest mit dem Schwerte,  
Und lebendig folgt sie dir.

Eilend, atemlos erblickt er  
Staunend zweier Frauen Körper  
Überkreuzt, und so die Häupter –  
Welch Entsetzen! welche Wahl!  
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,  
Küßt es nicht, das tot erblaßte;  
Auf des nächsten Rumpfes Lücke  
Setzt ers eilig, mit dem Schwerte  
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildnis. –  
Von der Mutter teuren Lippen,  
Göttlich-unverändert-süßen,  
Tönt das grausenvolle Wort:  
Sohn, o Sohn! welch Übereilen!  
Deiner Mutter Leichnam dorten,  
Neben ihm das freche Haupt  
Der Verbrecherin, des Opfers  
Waltender Gerechtigkeit!  
Mich nun hast du ihrem Körper  
Eingeimpft auf ewige Tage:  
Weisen Wollens, wilden Handelns  
Werd ich unter Göttern sein;  
Ja, des Himmelsknaben Bildnis  
Webt so schön vor Stirn und Auge –  
Senkt sichs in das Herz herunter,

Regt es tolle Wutbegier.  
Immer wird es wiederkehren,  
Immer steigen, immer sinken,  
Sich verdüstern, sich verklären,  
So hat Brahma dies gewollt.  
Er gebot ja buntem Fittich,  
Klarem Antlig, schlanken Gliedern  
Göttlich-einigem Erscheinen  
Mich zu prüfen, zu verführen;  
Denn von oben kommt Verführung,  
Wenns den Göttern so beliebt.  
Und so soll ich, die Brahmane,  
Mit dem Haupt im Himmel weilend,  
Fühlen, Paria, dieser Erde  
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende dich dem Vater!  
Tröste! – Nicht ein traurig Büßen,  
Stumpfes Harren, stolz Verdienen  
Halt euch in der Bildnis fest;  
Wandert aus durch alle Welten,  
Wandelt hin durch alle Zeiten  
Und verkündet auch Geringstem:  
Daß ihn Brahma droben hört!  
Ihm ist keiner der Geringste –  
Wer sich mit gelähmten Gliedern,  
Sich mit wild zerstörtem Geiste,  
Düster, ohne Hilf und Rettung,  
Sei er Brahma, sei er Paria,  
Mit dem Blick nach oben kehrt,  
Wirds empfinden, wirds erfahren:  
Dort erglühen tausend Augen,  
Ruhend lauschen tausend Ohren,  
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb ich mich zu seinem Throne,  
Schaut er mich, die Grausenhafte,  
Die er gräßlich umgeschaffen,  
Muß er ewig mich bejammern,  
Euch zugute komme das.  
Und ich werd ihn freundlich mahnen,  
Und ich werd ihm wütend sagen,  
Wie es mir der Sinn gebietet,  
Wie es mir im Busen schwellt.  
Was ich denke, was ich fühle –  
Ein Geheimnis bleibe das.

### Dank des Paria

Großer Brahma! nun erkenn ich,  
Daß du Schöpfer bist der Welten!  
Dich als meinen Herrscher nenn ich,  
Denn du lässest alle gelten.

Und verschließe auch dem Letzten  
Keines von den tausend Ohren;  
Uns, die tief Herabgesetzten,  
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,  
Die der Schmerz zur Göttin wandelt!  
Nun beharr ich, anzuschauen  
Den, der einzig wirkt und handelt.

### BESUCH BEI PLESSING

Zu manchem andern, brieflichen und persönlichen Zubrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1776, von Wernigerode datiert, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen: man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und



Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämtlich Ge-  
lerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen  
wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil ge-  
wandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum  
Kanzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus  
dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Anteil  
nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Anteil lebhaft wer-  
den, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu ent-  
wickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des  
Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Ver-  
langens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn,  
nach jenem Zeitsinn, der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen  
Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt  
ich nicht für rätlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen,  
schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt  
mit mir auf meinem Wege einer reineren, höheren Bildung ent-  
gegenzugehen, auf dem übrigen verharrend, sich nicht besser befand-  
en und mich in meinen Fortschritten hinderten.

Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgendeine Ver-  
mittlung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten, kürzern, aber  
auch lebhafteren, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Ant-  
wort und Erklärung drang und, sie ihm nicht zu versagen, mich  
feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der  
Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten  
zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines  
Alters in Herzens- und Geistesnöten beizustehen, ließ mich sein  
doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte weimarische  
Gesellschaft trennte sich nicht leicht, ihre Beschäftigungen und  
Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemein-  
sam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde  
Schweine, notgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks,  
im Eisenachischen unternommen, der ich, als damaliger Gast, auch

beizumohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubnis, nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wundersamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geschäftsleuten, sondern auch von vielen am Ganzen teilnehmenden Weimarnern öfter den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinesten Begriffe vom Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Anteil verlangt, aber diesen konnt ich an irgendeinem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich, vor allen Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Komplex, und wär es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen; denn alsdann nur konnt ich hoffen, in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deshalb hatt ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahreszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Korrespondenten persönlich zu sehen und zu prüfen, wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzuzugabte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin bezogen, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel „Harzreise im Winter“ so lange als Rätsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im Düstern und von Norden her sich heranwälgenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sonnershausen und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet, es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirt mich gar nicht aufnehmen: die Kommissarien der höchsten Höfe, hieß es, seien schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dies nun glücklich vollendet sei, gäben sie heute abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann, mir den Bretterverschlag in der Wirtsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weiß zu überziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite, hellerleuchtete Wirtszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Aflücke die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirte selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlbeleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Rana gemalt sieht; nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Räte, andere Teilnehmende und dann immer so weiter, Sekretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller tätig Teilnehmenden zu bewirken, man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Wiß und Spasß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigentümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dies mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz hinein ergötzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurteilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als säh ich in einer Berghöhle wohlgenute Geister sich erlustigen.

Nach einer wohldurchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch sie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereigniß ganz genau. Schwarze Marmor Massen, aufgelöst, zu weißen kristallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.

Wieder ans Tageslicht gelangt, schrieb ich die notwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel „Harzreise im Winter“ die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

Aber abseits, wer ist's?  
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,  
Hinter ihm schlagen  
Die Sträucher zusammen,  
Das Gras steht wieder auf,  
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen  
Des, dem Balsam zu Gift ward?  
Der sich Menschenhaß  
Aus der Fülle der Liebe trank?  
Erst verachtet, nun ein Verächter,  
Zehrt er heimlich auf  
Seinen eigenen Wert  
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,  
 Vater der Liebe, ein Ton  
 Seinem Ohre vernehmlich,  
 So erquickte sein Herz!  
 Öffne den umwölkten Blick  
 Über die tausend Quellen  
 Neben dem Durstenden  
 In der Wüste!

Im Gasthof zu Bernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein; ich fand ihn als einen sinnigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagt ihm darauf, es sei meine Art, wenn ich an einen fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichneten; er möge mir daher jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner, es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sei er schon in Schulen ausgezeichnet worden und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sei er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet sein, so könnte es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermuteten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen: er glich seinem Briefe völlig, und so wie

jenes Schreiben erregte er Interesse, ohne Anziehungskraft auszuüben.

Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärt ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familien-Angelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahreszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: „Da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben!“ Dieses bejaht ich ganz einfach und fing an, von Rat Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrat Bertuch und dessen unermüdeten Tätigkeit zu sprechen; ich vergaß weder Musäus noch Jagemann, Kapellmeister Wolf und einige Frauen und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?“ Ich erwiderte, daß ich diesen auch wohl in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er theils allein, theils in andern Verhältnissen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr, mit einigem Ungeßüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensgagazität gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schüdere.

Er war einigemal im Zimmer auf und ab gegangen, indes die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrot auf den Tisch setzte; er schenkte beiden ein, stieß an und schluckte das Glas sehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit

etwas gemäßigeren Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: „O verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschreiben, hätte mir doch antworten sollen! ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten, sich meiner anzunehmen, mir zu raten, mir zu helfen, und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigstens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein so unbegrenztes Vertrauen wohl verdient.“

Ich erwiderte darauf, daß ich ein solches Benehmen weder erklären noch entschuldigen könne; so viel wisse ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außerstand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

„Sind wir zufällig so weit gekommen,“ sprach er darauf mit einiger Fassung, „den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen urteilen, ob er nicht irgendeine Antwort, irgendeine Erwiderung verdiene.“

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung schon beinahe ganz gewiß, deshalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an, die Blätter zu lesen, die ich in- und auswendig kannte, und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Physiognomisten überzeugt, ein lebendiges Wesen sei in allem seinen Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeuge sich in vollkommener Einheit ihrer Eigentümlichkeiten. Der Lesende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart. Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Teilnahme, die mich denn auch auf einen so wunderlichen Weg geführt

hatte: denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmut, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit tat sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Hast, was ich dazu sage? und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte?

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen sich durch Lectüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zugrunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Da ich an mir und andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagte ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten:

„Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben: denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte, sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören: man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein tätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit



und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde.“

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. „Mir, als Landschaftsmaler,“ sagte ich, „mußte dies zuallererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit eifriger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Natur-Bilder und Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet.“ Damit ich mich nun aber nicht ins Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese notgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm, mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Turm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumhöhle.

Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleichgestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen: denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Wert einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern Einbildungskraft von sich ablehnt. Ebensowenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe? eine Be-

schreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen, als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten, noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekanntem brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzu großer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlherzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehn und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wiederzusehen: in Gefolg dessen bestellt ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte; welches denn der gewandte Bursche mit eigener Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes, im grimmigen,

mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messinghütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich diesmal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.

Ich wußte nicht, wieviel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billett ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt, allein er blieb, hereintretend, ganz ruhig und sprach: „Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billetts rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtnis, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnisvollen Reisenden abermals hier zu finden.“

Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine innern Zustände wirklich gebessert hatten, wußt ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen, denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich; nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte.

Noch eine Zeitlang unterhielten wir ein briefliches Verhältnis; ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, sowie denn überhaupt das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzuteilen. Ihm war geglückt, im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimnis neigt, woraus er denn die Anfänge

und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessierte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich: er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wütender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet. Zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht, sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können: noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mitteilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art, zu sein, konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

★

Dämmerung senkte sich von oben,  
Schon ist alle Nähe fern;  
Doch zuerst emporgehoben  
Holden Lichts der Abendstern!  
Alles schwankt ins Ungewisse,  
Nebel schleichen in die Höh;  
Schwarzvertiefte Finsternisse  
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche  
Ahn ich Mondenglanz und -glut,  
Schlanke Weiden Haargezweige  
Scherzen auf der nächsten Flut.

Durch bewegter Schatten Spiele  
Zittert Lunas Zauberschein,  
Und durchs Auge schleicht die Kühle  
Sänftigend ins Herz hinein.

## AUS DER PANDORA

### *Epimeleia*

Einig, unverrückt, zusammenwandernd  
Leuchten ewig sie herab, die Sterne;  
Mondlicht überglänzet alle Höhen,  
Und im Laube rauschet Windesfächeln,  
Und im Fächeln atmet Philomele,  
Atmet froh mit ihr der junge Busen,  
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.  
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich  
Alles, alles, endlich unser Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,  
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen  
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Liebtlich, horch! zur feinen Doppellippe  
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen  
Und verbreitet früh schon durch die Auen  
Heitern Vorgesang mittägiger Heimchen.  
Doch der saitenreichen Leier Töne,  
Anders fassen sie das Herz, man horchet,  
Und wer draußen wandle schon so frühe?  
Und wer draußen singe goldnen Saiten?  
Mädchen möcht es wissen, Mädchen öffnet  
Leis den Schalter, lauscht am Klaff des Schalters.  
Und der Knabe merkt: da regt sich eines!  
Wer? das möcht er wissen, lauert, spähet;  
So erspähen beide sich einander,

Beide sehen sich in halber Helle.  
Und, was man gesehn, genau zu kennen  
Und, was man nun kennt, sich zuzueignen,  
Sehnt sich gleich das Herz, und Arme strecken,  
Arme schließen sich; ein heilger Bund ist,  
Tubelt nun das Herz, er ist geschlossen.

Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich  
Alles, alles, endlich unser Glück nur!  
Sternenglanz, ein liebe reich Beteuern,  
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,  
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe  
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

★

Ja, das ist das rechte Gleis,  
Daß man nicht weiß,  
Was man denkt,  
Wenn man denkt;  
Alles ist als wie geschenkt.

★

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn jedermann und allem Recht geschähe, und so ist jedermann zufrieden.

Die Existenz irgendeines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen, dunklen Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm starken Antrieb tätig war, trefflich vor sich hin wirkte und kein anderes Dokument seines Daseins zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengrenzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Überlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekanntes Werden aufzubauen genötigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausahnden als herausforschen. Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit getan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen.

#### HAUSGARTEN

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,  
Von Tür zu Tür sieht es lieblich aus;  
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,  
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.  
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,  
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;  
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,  
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert,



Das Gartenhaus. Handzeichnung Goethes





in welchem sie vorkommen. Sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbarischen: denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

AUS DEM EPILOG  
ZUM TRAUERSPIELE „ESSEX“  
[VON J. G. DYK]

Wer Mut sich fühlt in königlicher Brust,  
Er zaudert keineswegs, betritt mit Lust  
Des Stufenthrones untergrabne Bahn,  
Kennt die Gefahr und steigt getrost hinan;  
Des goldnen Reifes ungeheure Last,  
Er wägt sie nicht; entschlossen, wie gefast,  
Drückt er sie fröhlich auf das kühne Haupt  
Und trägt sie leicht, als wie von Grün umlaubt.  
So tatest du. – Was noch so weit entfernt,  
Hast du dir anzueignen still gelernt;  
Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,  
Du hast's gesehn, betrachtet und erkannt. –

Doch mit dir selbst, in Glück und in Gefahr,  
Elisabeth, dir selbst getreu und wahr,  
Mit Recht verschlossen. – Welches zweite Herz  
Vermag zu teilen königlichen Schmerz?  
Die falsche Welt, sie buhlt um unsern Schatz,  
Um unsre Gunst, sogar um unsern Platz;  
Und machst du je dir den Geliebten gleich,  
Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.  
So war auch dieser. – Und nun sprich es aus:  
Dein Leben trugen sie mit ihm hinaus. –

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,  
 Ein letztes Glück und einen letzten Tag.  
 Dies gibt man zu; doch wer gesteht sich frei,  
 Daß diese Liebe nun die letzte sei;  
 Daß sich kein Auge mehr mit froher Glut  
 Zu unserm wendet, kein erregtes Blut,  
 Das überraschtem Herzen leicht entquoll,  
 Verrätrisch mehr die Wange färben soll;  
 Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,  
 Kein Wiedersehn zu hoffen, das beglückt;  
 Daß von der Sonne klarster Himmelspracht  
 Nichts mehr erleuchtet wird. — Hier ist es Nacht, —  
 Und Nacht wirds bleiben in der hohlen Brust.  
 Du blickst umher und schauest ohne Lust,  
 Solang die Parze deinen Faden zwirnt,  
 Den Sternenhimmel, den du selbst gestirnt,  
 Und suchst vergebens um dein fürstlich Haupt  
 Den schönsten Stern, den du dir selbst geraubt;  
 Das andre scheint ein unbedeutend Heer,  
 Gesteh dir's nur! denn Essex lebt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der Welt?  
 Der liebste Schmuck an allem, was gefällt?  
 War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild  
 Als wie der Rahmen um ein kostbar Bild?  
 Das holde Bild, es war ein eitler Traum;  
 Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie schritt er nicht so frei, so musterhaft!  
 Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft;  
 Wie lauscht ich gern dem wohlbedachten Rat!  
 Erst reine Klugheit, dann die rasche Tat;  
 Gemäßigt Feuer erst, dann Flammenglut,  
 Und königlich war selbst sein Übermut.

Doch ach! zu lange hast du dir's verhehlt:  
Was ist das alles, wenn die Treue fehlt,  
Und wenn der Günstling, gegen uns ergrimmt,  
Das rauben will, was wir ihm frei bestimmt,  
Wenn unsre Macht, zu eigenem Verdruß,  
Wo sie belohnen wollte, strafen muß!

Er ist gestraft – ich bin es auch! wohl an,  
Hier ist der Abschluß! Alles ist getan,  
Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,  
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,  
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr!

Und über dieses Nichts du Herrscherin!  
Hier zeige sich zuletzt dein fester Sinn:  
Regiere noch, weil es die Not gebeut,  
Regiere noch, da es dich nicht mehr freut.  
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,  
Dich so zu sehen, ist die Welt gewöhnt;  
So unerschütterter zeige dich am Licht,  
Wenn dir's im Busen morsch zusammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich stille Zeit  
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,  
In deiner Zimmer einsamstem Gemach  
Entledige sich dein gerechtes Ach!  
Du seufzest! – Fürchte nicht der Wände Spott,  
Und wenn du weinen kannst, so danke Gott!

Und immer mit dir selbst, und noch einmal  
Erneuet sich die ungemessne Qual.  
Du wiederholst die ungemessne Pein:  
Er ist nicht mehr; auch du hörst auf, zu sein –  
So stirb, Elisabeth, mit dir allein!

Sun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser  
Über Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.  
Rehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohltat;  
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

HANS HEINRICH SCHAEDEK

BETRACHTUNGEN

ZUM WEST-ÖSTLICHEN DIVAN

Gedichte, die wir in uns aufnehmen, werden uns, mögen sie in sich noch so unerschöpflich sein, in rückblickender Erinnerung zu ruhenden und festen Gebilden. Sie treten in eine geistige Ordnung, aus der wir sie als vertraute, uns zugehörige Dinge wieder vor die Seele zu rufen vermögen. Der Divan – und es wäre schwer, in diesem Betracht ein zweites lyrisches Werk neben ihm zu nennen – wird uns nie zu eigen. Er nimmt uns auf und entläßt uns wieder. Wir suchten seine Fülle unsern Sinnen einzuprägen – treten wir dann wieder in ihn ein, so finden wir ihn durchaus gewandelt, in allen seinen Teilen und ihren inneren Beziehungen erneuert, vertraut und rätselhaft zugleich. Wir können uns seiner nicht versichern, unser Gefühl verharrt vor ihm in der Ehrfurcht vor den „unbegreiflich hohen Werken“. Er führt sein geheimnisvolles und unnahbares Leben, an dem wir für eine Weile und nach unsern Kräften teilnehmen, ohne viel mehr als ein Ahnen von ihm gewinnen zu können.

Mit Andacht und Sorgfalt hat die Forschung alles zusammengebracht, was zum Verständnis seiner Entstehung dienen kann. Ein großer Teil der Gedichte ist auf den Tag datiert, der Gang der Komposition bis zum Abschluß des vielschichtigen Buches ist nachgezeichnet, die Beziehungen zu den Lebensumständen des Dichters sind festgestellt, die Quellen, aus deren Durchforschung ihm die Anschauung des Ostens aufstieg, sind ans Licht gezogen. Und das alles ist in der würdigsten und großzügigsten Form vortragen worden. Zwar bleibt für die Auslegung der „Noten

und Abhandlungen“ – die ja kein loser Anhang des Divans sind, sondern Wesensbestandteil eines untrennbaren Ganzen – noch das meiste zu tun. Aber was den poetischen Teil angeht, so ist wohl für kaum ein anderes Gedichtbuch das Einzelverständnis so gesichert und erleichtert. Woher also jene unaufhebbare, bei jeder Begegnung sich erneuernde Fremdheit?

Es ist ja nicht nur jene Fremdheit, die alles Geistgeformte gegenüber dem verstehenden Geist bewahrt – und um so unauflösbarer, je stärker und bedeutender es in sich ist. Diese Fremdheit wohnt jedem großen Gedicht inne, und doch fassen wir es als Ausdruck eines bestimmten Temperamentes, einer bestimmten Altersstufe und ihrer Seelenlage, einer bestimmten geistesgeschichtlichen Situation. Indem wir es deuten, mag es uns so weit anverwandelt und zu eigen werden, daß wir meinen, es könnte, bei gesteigerter Kraft des Fühlens und Formens, unser eigenes Werk sein: denn es erscheint uns als Ausdruck unseres gesteigerten und gereinigten Selbst. Aber nie wird es uns so mit dem Divan gehen. Nie werden seine Verse, wie die anderer Gedichte, zum Spiegel unsrer Seelenbewegung. Sie fügen sich nicht unserm Sehnen oder Träumen, sondern fordern von uns Sammlung und Klarheit. Keines seiner Gedichte ist so bekannt und geehrt wie „Selige Sehnsucht“; und wenige Goethesche Worte mögen in diesen hundert Jahren in empfänglicheren Seelen einen so tiefen und beglückenden Nachhall geweckt haben wie das *Stirb und werde*. Aber wer, und stünde ihm alles das vor Augen, was sich von der Symbolik dieser fünf Strophen und ihrer Begründung in Goethes Natur- und Lebensansicht, von der Metapher von Falter und Kerze und ihrer orientalischen Herkunft wissen läßt – wer dürfte sagen, ihn habe mehr als ein Hauch von dem Geheimnis berührt, das unauflösbar über den ewigen Versen liegt.

Nicht anders steht es mit den andern gewaltigen Gedichten, in denen die Idee des Divans die gesammeltste Gestalt zu erreichen scheint: „*Talisman*“, „*Im Gegenwärtigen Vergangenes*“, „*Wiederfinden*“, „*Höheres und Höchstes*“. Je ernsthafter man

ihnen näherzukommen meint, desto entschiedener möchte man sie zu jenen „höchsten Kunstwerken“ rechnen, die, nach Goethes Worten, „schlechthin ungefällig sind“, „Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative“. Neben ihnen gibt es vieles, zumal im Bereich der Spruchweisheit des Divans, das uns sichtbarer und greifbarer anmutet. Fügen wir uns aber der inneren Bewegung des Divans, in der sich die einzelnen Versgebilde zu den zyklischen Einheiten der Bücher und diese zur Einheit des Ganzen zusammenschließen, so entzieht sich uns auch wieder das Einzelne, das wir zu fassen glaubten, und tritt in einen Zusammenhang, dessen Gesetz verborgen bleibt. Versucht man dies Gesetz zu umschreiben, so sieht man sich alsbald auf eine Idee hingewiesen, die den ganzen Divan beherrscht: es ist die Idee der Verwandlung. Verwandlung: das ist nicht bloßes Anderswerden, sondern die höhere Einheit von *So-sein* und *Anders-sein*, das Wunder eines Verharrens im Wechsel, des „Eins und doppelt Seins“. Verwandlung ist das Leitmotiv des Divans, am eindringlichsten dort zutage tretend, wo Hatem es, in fast befremdender ironischer Steigerung, dem von Suleika vorgetragenen Bekenntnis zum „höchsten Glück der Erdenkinder“, dem Bekenntnis zur Einheit und Konstanz der Persönlichkeit entgegenstellt. Goethe erscheint in Hatem verwandelt, aber dessen Name wird wiederum zur leichten, durchscheinenden Hülle, in jener Strophe des Buches Suleika:

Du beschämst wie Morgenröte  
 Jener Gipfel ernste Wand,  
 Und noch einmal fühlet Hatem  
 Frühlingsrausch und Sommerbrand.

Die Verwandlung in Hatem hat nichts von spielerischer Maskierung, so wie die enthusiastische Huldigung vor Hafis nichts von romantischem Bezaubertsein durch das Orientalisch-Fremdartige an sich hat. Und wie dem Dichter selber, so geht es allem, was der Strom seiner Dichtung ergreift: es wird ein anderes, ohne daß es aufhörte, es selber zu sein. Immer meinen wir das Hiobswort

zu vernehmen, von dem Goethe so bewegt wurde, daß er es vor den Traktat über Bildung und Umbildung organischer Naturen schrieb: „Siehe, es geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke.“

An diesem Vorwalten der Verwandlung hat auch die seelische Haltung teil, die das Ganze zusammenhält. Ihr großer Ernst, der sich hier zu brennender Leidenschaft steigert, dort in gewitterndem Unmut entlädt, ist von einer unnennbaren Heiterkeit gebunden. Und beide schaffen vereint, im Buch des Paradieses, ein Element erhabener Ironie, in der die Andacht vor dem Heiligen und das freieste Selbstgefühl in geistige Klarheit zusammenfließen.

Das lyrische Gebilde gilt uns als groß und ehrwürdig, wenn ihm das eine gelungen ist: die Läuterung des bloß Subjektiven zur göltigen Form. Jedes große Gedicht ist das Denkmal eines Sieges, den der formende Geist über das Chaos des Fühlens gewonnen hat. Aber diese Betrachtung scheint vor dem Divan zu versagen. Denn jener Vorgang der Objektivierung ist jeweils ein einmaliger und in seiner Richtung vom formlos Subjektiven zur objektiven Form bestimmter. Der Weg der Gestaltung aber, der im Divan vorwaltet, läßt sich nicht auf diese eine Richtung festlegen: er verläuft, so empfinden wir, jenseits und oberhalb der Spannung zwischen dem „Abgrund des Subjektes“ und der reinen Form, ist ein beständiges Hin und Wieder – nicht Emporläuterung, sondern Verwandlung. Nicht Seelengeschehen, sondern Weltvorgang: „Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt.“

Eins der Teilmotive der Verwandlung ist die Verjüngung, von der schon die erste Strophe des Divans kündigt, wieder in einem Symbol von orientalischer Herkunft, dem Symbol des Lebensquells. In der orientalischen Alexandersage war der Lebensquell zuerst nur ein märchenhaftes Requisit, bis der schwermütige Tief sinn des Persers Nizami in ihm das Symbol weltentrückter geheimer Weisheit fand. Nun wird er, vom heiter weltbejahenden



Blick des abendländischen Dichters getroffen, zum Quell nicht mehr eines aus dem Lebensverzicht erhofften gehobenen Daseins, sondern der lebenskräftigsten Verwandlung des Greises zum Jüngling. Aber diesem Verjüngungsprozeß entsprechen im Divan andere Wandlungen des Alters. Wird im Schenkenbuch der Greis durch Vertrauen und Zuneigung des Schenken verjüngt, so erfährt dieser, im Empfang lebenserprobter Altersweisheit und -freudigkeit, die beglückende Wandlung vom Knaben zum Jüngling. In diesem Widerspiel gewinnt der Divan ein menschliches Angesicht, das ununterscheidbar die Züge aller Lebensalter, des Jünglings wie des reifen Mannes und des Greises, trägt. Es ist gerade das „ruhmreiche Geschick des Mannes“, das Hofmannsthal im Divan auf jeder Seite bezeugt gefunden hat.

So geschieht auch die Verjüngung, deren Urkunde der Divan ist, nicht als ein bloß naturhafter Vorgang – so gewiß seine Verse uns oft mit der naturhaften Kraft des Frühlings ergreifen –, sondern sie fließt zugleich aus der geistigen Aneignung eines Bildungskosmos: der als Einheit gesehenen und in ihrem geschichtlich-sittlichen Gewordensein ermessenen orientalischen Welt. Wie für das Bewußtsein der abendländischen Menschheit das antike und das christliche Erbe zu Ideen geworden sind, die der sittlichen Erziehung der Generationen Richtung und Würde geben, so ist der Orient vor dem geistigen Auge Goethes ein einheitlicher Zusammenhang geschichtlich-sittlichen Lebens geworden. In der Mannigfaltigkeit des östlichen Lebens, das durch den Anschein seiner Ziel- und Hoffnungslosigkeit den Betrachter allzu leicht verwirrt und ängstigt, hat Goethes Genius die Idee, den Sinn gewahrt, einmalig und unwiederholbar.

Einmalig und unwiederholbar: denn Goethes Vergegenwärtigung des Orients, so verbindlich sie für die Nachfahren ist, hat nur in einem sehr mittelbaren und bedingten Sinne Nachfolge gefunden und finden können. Die Orientkunde, die zu seiner Zeit eben anfing, eine Wissenschaft zu werden, und es in seinem Jahrhundert geworden ist, behält seine Ansicht als Richtungspunkt

vor Augen, ohne hoffen zu dürfen, daß sie sie je erreichen könnte. Sie vermag die orientalische Welt wohl als das widerspruchsvolle Nach- und Ineinander von sich gegenseitig durchkreuzenden, einander tödlichen Kräften zu zergliedern, aber sie vermag nicht, sie als sinnvolle geistige Einheit faßbar zu machen. Wohl mag es ihr gelingen, die geschichtliche und gegenwärtige Realität des orientalischen Lebens aufzufassen und getreu zu zeichnen. Steigt sie aber zur Deutung des Gesehenen auf, so fühlt sie sich nur allzu bald nicht mehr zu positiver Würdigung und Sinnggebung fähig — ohnmächtig vor einem scheinbar ausweglosen Labyrinth der Not, des Irrtums und der Schuld, in dem kaum ein Schein lebensfreudigen und fruchtbaren Schaffens, das den Bann zu brechen vermöchte, sichtbar wird. Ihr wird der Orient zu einem einzigen warnenden Beispiel für die abendländische Menschheit. Da sucht sie nach einem höheren und menschlicheren Standpunkt der Betrachtung und findet ihn bei Goethe.

Seine Ansicht ist deshalb von unausschöpfbarer Fruchtbarkeit, weil sie von einer Gerechtigkeit beseelt ist, vor der jedes romantische Schönfärben verblaßt. In der Nachfolge des Divans glaubten sich einzelne Versuche, die auf den Reiz der neu in den europäischen Gesichtskreis tretenden orientalischen, insbesondere der persischen Poesie mit einer das Maß überschreitenden Schätzung reagierten. Ihnen steht in den „Noten und Abhandlungen“ des Divans das ruhigste Urteil über die persische Dichtung gegenüber. Die zerfetzend auf sie wirkenden Kräfte: Einfluß des Despotismus, Rhetorisierung, Überbewußtheit und mangelnde Ursprünglichkeit, das Fehlen des Geschmacks, der „Sonderung des Schicklichen vom Unschicklichen“ zumal in der Einführung von Bildern und Metaphern, das alles ist von einem untrüglichen Sinn für das Rechte gekennzeichnet und mit Maß beurteilt. Den Märchen von Tausendundeiner Nacht mag der genießende Betrachter mancherlei Lob und Bewunderung zollen. Was über sie wesentlich zu sagen ist, sagt dieser eine Satz Goethes: „Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher

den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen.“ Um die Tragweite dieses Satzes zu ermessen, mag man zwei andre Worte Goethes daneben halten: „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt“, und „Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr“.

Aber jene Urteile sind nicht das letzte Wort des Divans: sie sind aufgehoben in einem freien und reinen Geltenlassen, dessen Wurzel eine höhere Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit der Ehrfurcht und Liebe zu allem geistigen Dasein ist. Sie ist vor allem dort fruchtbar geworden, wo der Dichter durch Trübungen und Beschränkheiten hindurch das im unvollkommen entwickelten Keim Verharrende gewahrt und erst zur Form entwickelt hat: so die Verwandlung des in der orientalischen Poesie längst gemein gewordenen Bildes vom Falter und der Kerze zum Symbol des Stirb und Werde, eines gnostischen Weltentstehungsmythos zum Hochgesang des „Wiederfinden“, trüber östlicher Zauberei zu dem Geisterruf der „Talismane“.

Und dies schöpferische Geltenlassen der orientalischen Welt bedurfte keiner negativen Haltung zur Folie. Es ist nicht so, daß der Divan eine auch nur zeitweilige Abkehr des Dichters von den geschichtlichen Richtungspunkten abendländischer Gesittung bezeugte. Man muß sich immerfort das Wort Goethes an Riemer, aus der Entstehungszeit des Divans, gegenwärtig halten: „Brächte man nicht so viel Form mit sich, so wäre man verloren.“ Daß es die Alten waren, denen als Spendern der Form Goethe sich schuldig wußte, das bezeugt ausdrücklich eine gleichzeitige Äußerung zu Boisseree. —

Ich fand unlängst Goethes „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen“ zitiert und gegen den Eingang von Kiplings Ballade von Ost und West gehalten:

Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet.  
Aber es hat mit diesem einen Vers nicht sein Bewenden, die ganze Strophe muß zu Worte kommen:

Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet,  
Till Earth and Sky stand presently at God's great Judgment Seat;  
But there is neither East nor West, Border, nor Breed, nor Birth,  
When two strong men stand face to face, though they come from  
the ends of the earth.

Da bleibt kein Gegensatz. Zwar nicht für die prüfende Erkenntnis, aber für den Glauben und für die Anerkennung reinen Menschentums ist die Kluft zwischen Ost und West überbrückbar: das sagt die Strophe Kiplings, und das ist auch der Sinn des West-östlichen Divans. Kipling hat nicht nur diese Strophe geschrieben, und manches andre, das er geschrieben hat, mag die Frage nahelegen, wieviel an dieser Strophe auf ihn kommt und wieviel auf die im englischen Volk und seiner Poesie lebendige Tradition der Gläubigkeit und Ritterlichkeit. Ob es in unserm Volk ein sicheres, gemeinschaftbildendes Erbe des Glaubens und der Menschlichkeit gibt, das sich dem Einzelnen freundlich mitteilt, müssen wir in Tagen wie diesen beunruhigten Herzens fragen. Uns richtet das Gedenken des Einen auf, der die in unserm Volk lebendigen Kräfte des Glaubens und der Menschlichkeit in seinem Werk verewigt hat, das Gedenken Goethes.

## VERMÄCHTNIS ALTPERSISCHEN GLAUBENS

Welch Vermächtnis, Brüder, sollt euch kommen  
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,  
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,  
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft gesehn den König reiten,  
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,  
Edelstein' auf ihn und seine Großen  
Ausgesät wie dichte Hagelschlossen:

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?  
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,

Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln  
Darnavends unzählgen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte  
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte  
Tausendmal, in so viel Lebenstagen,  
Mich mit ihr, der Kommenden, getragen,

Gott auf seinem Throne zu erkennen,  
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,  
Jenes hohen Unblicks wert zu handeln  
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,  
Stand ich als in Finsternis geblendet,  
Schlug den Busen, die erfrischten Glieder  
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun sei ein heiliges Vermächtnis  
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:  
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,  
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,  
Daß man ihn sogleich zur Sonne wende,  
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!  
Fühlen wird es jeden Morgens Gnade.

Dem Lebendgen übergebt die Toten,  
Selbst die Tiere deckt mit Schutt und Boden,  
Und, soweit sich eure Kraft erstreckt,  
Was euch unrein dünkt, es sei bedeckt.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,  
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;  
Wenn ihr Bäume pflanzt, so seis in Reihen,  
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen  
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;  
Wie euch Senderud aus Bergrevieren  
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,  
Sorgt, die Gräben fleißig auszustechen;  
Rohr und Binse, Molch und Salamander,  
Ungeschöpfte, tilgt sie miteinander!

Habt ihr Erd und Wasser so im Reinen,  
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,  
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,  
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müß zu Mühe so gepeinigt,  
Seid getrost, nun ist das All gereinigt,  
Und nun darf der Mensch als Priester wagen,  
Gottes Gleichniß aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt, erkennet freudig:  
Hell ist Nacht, und Glieder sind geschmeidig.  
An des Herdes raschen Feuerkräften  
Reißt das Rohe Eier- und Pflanzensäften.

Schleppt ihr Holz herbei, so tuts mit Wonne,  
Denn ihr tragt den Samen irdscher Sonne;  
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich sagen:  
Diese wird als Docht das Heilge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen  
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,  
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren,  
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Da ist unsers Daseins Kaiserspiegel,  
Uns und Engeln reiner Gottespiegel,  
Und was nur am Lob des Höchsten stammelt,  
Ist in Kreis' um Kreise dort versammelt.

Will dem Ufer Senderuds entsagen,  
Auf zum Darnawend die Flügel schlagen,  
Wie sie tagt, ihr freudig zu begegnen  
Und von dorthier ewig euch zu segnen.

### RELIEF VON PHIGALIA

„Das Lebendige, die Großheit des Stils, Anordnung, Behandlung des Reliefs, alles ist herrlich. Hingegen kann man bei so viel Schönem die außerordentliche Gedrungenheit der Figuren, die oft kaum sechs Kopflängen haben, überhaupt die vernachlässigten Proportionen der einzelnen Teile, wo oft Fuß oder Hand die Länge des ganzen Beins oder Arms haben usw., kaum begreifen. Und was soll man sagen, daß man an den Koloß beinahe in allen Vorstellungen erinnert wird!“ [So Luise Seidler an Goethe, 2. Februar 1818, bei Übersendung einer von ihr gefertigten Zeichnung eines Teiles des phigalischen Frieses. Darauf Goethe:] Was werden Sie aber, teure Freundin, zu dem entschiedenen Verehrer der griechischen Kunst sagen, wenn er bekennt: daß er das alles zugibt, es aber keineswegs entschuldigt oder auf sich beruhen läßt, sondern behauptet, daß alle diese Mängel mit Bewußtsein, vorsätzlich, geflissentlich, aus Grundsaß verübt worden? Zuerst also ist die Plastik Dienerin der Architektur; ein Fries an einem Tempel dorischer Ordnung fordert Gestalten, die sich zur Proportion seines ganzen Profiles nähern: schon in diesem Sinn mußte das Gedrängte, Derbe hier vorzuziehen sein.

Aber warum gar innerhalb dieser Verhältnisse, und wenn wir sie zugegeben haben, noch Disproportionen? inwiefern sollte denn

dies zu entschuldigen sein? Nicht zu entschuldigen, sondern zu rühmen! Denn wenn der Künstler mit Vorsatz abweicht, so steht er höher als wir, und wir müssen ihn nicht zur Rede ziehn, sondern ihn verehren. Bei solchen Darstellungen kommt es darauf an, die Kraft der Gestalten gegeneinander vortreten zu lassen; wie wollte hier die weibliche Brust der Amazonenkönigin gegen eine Herkulische Mannesbrust und einen kräftigen Pferdehals in ihrer Mitte sich halten, wenn die Brüste nicht auseinandergezogen und der Rumpf dadurch viereckt und breit wäre? Das linke, fliehende Bein kommt gar nicht in Betracht, es dient nur als Nebenwesen zu Eurhythmie des Ganzen. Was die Endglieder, Füße und Hände, betrifft, so ist nur die Frage, ob sie im Bilde ihren rechten Platz einnehmen, und dann ist es einerlei, ob der Arm, der sie bringt, das Bein, das ihnen die rechte Stelle anweist, zu lang oder zu kurz ist. Von diesem großen Begriff sind wir ganz zurückgekommen; denn kein einzelner Meister darf sich anmaßen, mit Vorsatz zu fehlen, aber wohl eine ganze Schule.

Und doch können wir jenen Fall auch anführen.

Leonard da Vinci, der für sich selbst eine ganze Kunstwelt war, mit dem wir uns viel und lange nicht genug beschäftigten, erfrecht sich eben der Kühnheit wie die Künstler von Phigalia. Wir haben das Abendmahl mit Leidenschaft durchgedacht und durchdenkend verehrt – nun sei uns aber ein Scherz darüber erlaubt. Dreizehn Personen sitzen an einem sehr langen, schmalen Tische; es gibt eine Erschütterung unter ihnen. Wenige blieben sitzen, andere sind halb, andere ganz aufgestanden. Sie entzücken uns durch ihr sittlich-leidenschaftliches Betragen, aber mögen sich die guten Leute wohl in acht nehmen, ja nicht etwa den Versuch machen, sich wieder niederzusetzen: zwei kommen wenigstens einander auf den Schoß, wenn auch Christus und Johannes noch so nahe zusammenrücken.

Aber eben daran erkennt man den Meister, daß er zu höhern Zwecken mit Vorsatz einen Fehler begeht. Wahrscheinlichkeit ist die Bedingung der Kunst; aber innerhalb des Reiches der Wahr-



scheinlichkeit muß das Höchste geliefert werden, was sonst nicht zur Erscheinung kömmt. Das Richtige ist nicht sechs Pfennige wert, wenn es weiter nichts zu bringen hat.

Die Frage ist also nicht, ob in diesem Sinne irgendein bedeutend Glied in dieser Zusammensetzung zu groß oder zu klein sei. Nach allen drei Kopieen des Abendmahls, die wir vor uns haben, können die Körper des Judas und Thaddäus nicht zusammen an einem Tische sitzen, und doch, besonders wenn wir das Original vor uns hätten, würden wir darüber nicht querelieren; der unendliche Geschmack (daß wir dieses unbestimmte Wort hier in entschiedenem Sinne brauchen), den Leonard besaß, wüßte hier dem Zuschauer schon durchzuhelfen.

Und beruht denn nicht die ganze theatralische Kunst gerade auf solchen Maximen? Nur ist sie vorübergehend, poetisch-rhetorisch bestechend, verleitend, und man kann sie nicht so vor Gericht ziehen, als wenn sie gemalt, in Marmor gehauen oder in Erz gegossen wäre.

Analogie oder auch nur Gleichnis haben wir in der Musik: das, was dort gleichschwebende Temperatur ist, wozu die Töne, die sich nicht genau untereinander verhalten wollen, so lange gebogen und gezogen werden, daß kaum einer seine vollkommene Natur behält, aber sich alle doch zu des Tonkünstlers Willen schicken. Dieser bedient sich ihrer, als wenn alles ganz richtig wäre; der hat gewonnen Spiel: das Ohr will nicht richten, sondern genießen und Genuß mitteilen. Das Auge hat einen anmaßlichen Verstand hinter sich, der wunder meint, wie hoch er stehe, wenn er beweist, ein Sichtbares sei zu lang oder zu kurz.

## S O M M E R N A C H T

Dichter. Niedergangen ist die Sonne,  
Doch im Westen glänzt es immer;  
Wissen möcht ich wohl, wie lange  
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke. Willst du, Herr, so will ich bleiben,  
Warten außer diesen Zelten;  
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,  
Komm ich gleich, es dir zu melden.

Denn ich weiß, du liebst, das Droben,  
Das Unendliche zu schauen,  
Wenn sie sich einander loben,  
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:  
„Jetzt glänz ich meiner Stelle;  
Wollte Gott euch mehr betagen,  
Glänztet ihr wie ich so helle.“

Denn vor Gott ist alles herrlich,  
Eben weil er ist der Beste;  
Und so schläft nun aller Vogel  
In dem groß- und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt  
Auf den Ästen der Zypresse,  
Wo der laue Wind ihn gängelt,  
Bis zu Laues luftger Masse.

Solches hast du mich gelehret,  
Oder etwas auch dergleichen;  
Was ich je dir abgehöret,  
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen  
Kauzen hier auf der Terrasse,  
Bis ich erst des Nordgestirnes  
Zwillings-Wendung wohl erpasse.

Und da wird es Mitternacht sein,  
Wo du oft zu früh ermunterst,  
Und dann wird es eine Pracht sein,  
Wenn das All mit mir bewunderst.

## HÖHERES UND HÖCHSTES

Daß wir solche Dinge lehren,  
Möge man uns nicht bestrafen:  
Wie das alles zu erklären,  
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:  
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,  
Gern sein Ich gerettet sähe,  
So dadroben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte  
Mancherlei Bequemlichkeiten;  
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,  
Wünschst ich auch für ewige Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,  
Blum und Frucht und hübsche Kinder,  
Die uns allen hier gefielen,  
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht ich alle Freunde,  
Jung und alt, in eins versammeln,  
Gar zu gern in deutscher Sprache  
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten,  
Wie sich Mensch und Engel kosen,  
Der Grammatik, der versteckten,  
Deklinierend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken  
Sich rhetorisch gern ergehen  
Und zu himmlischem Entzücken  
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet  
Sich dem Worte selbstverständlich,  
Und entschiedener empfindet  
Der Verkürzte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne  
Vorgesehn im Paradiese,  
Sicher ist es, ich gewinne  
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring ich allerorten  
Leichter durch die ewigen Kreise,  
Die durchdrungen sind vom Worte  
Gottes rein-lebendger Weise.

Ungehemmt mit heißem Triebe  
Läßt sich da kein Ende finden,  
Bis im Anschau ewiger Liebe  
Wir verschweben, wir verschwinden.

### BEDENKLICHSTES

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältnis zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die Tat überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irrtum etwas Treff-

liches entstehen, weil die Wirkung jedes Getanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrtum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamem Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben, das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer, je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft, wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgendein anderes Wünschenswertes gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

## M A I

Leichte Silberwolken schweben  
Durch die erst erwärmten Lüfte,  
Mild, von Schimmer sanft umgeben,  
Blickt die Sonne durch die Düste.  
Leise wallt und drängt die Welle  
Sich am reichen Ufer hin;  
Und wie reingewaschen helle,  
Schwankend hin und her und hin,  
Spiegelt sich das junge Grün.

Still ist Luft und Lüftchen stille;  
Was bewegt mir das Gezweige?  
Schwüle Liebe dieser Fülle,  
Von den Bäumen durchs Gesträuche.  
Nun der Blick auf einmal helle,  
Sieh! der Bübchen Flatterschar,  
Das bewegt und regt so schnelle,  
Wie der Morgen sie gebar,  
Flügelhaft sich Paar und Paar.

Fangen an, das Dach zu flechten –  
Wer bedürfte dieser Hütte? –  
Und wie Zimmerer, die gerechten,  
Bank und Tischchen in der Mitte!  
Und so bin ich noch verwundert,  
Sonne sinkt, ich fühl es kaum;  
Und nun führen aber hundert  
Mir das Liebchen in den Raum,  
Tag und Abend, welch ein Traum!

#### DORNBURG 1828

Und wenn mich am Tag die Ferne  
Blauer Berge sehnlich zieht,  
Nachts das Übermaß der Sterne  
Prächtig mir zu Häupten glüht –

Alle Tag' und alle Nächte  
Rühm ich so des Menschen Loß;  
Denkt er ewig sich ins Rechte,  
Ist er ewig schön und groß.

\*

Das Publikum, im ganzen genommen, ist nicht fähig, irgendein Talent zu beurteilen: denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht – durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurteilen, dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einem andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publikum schaden wollen, [bereit,] ihnen moralische Mängel, Vergehungen, mutmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen zum Vorteile der Welt

und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgendeinem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht leugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden, und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem unteilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur als ihr schönstes Erbteil angeboren ist.

Geschrieben und gedruckt im Jahre 1805.

Über- und abermals erprobt 1823.

\*

Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:  
 Die eigentliche Lust des Sinnespieles,  
 Erinnerung des allerliebsten Landes  
 Von gestern, weit- und breiten Landes  
 Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben  
 Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,  
 Erfreulich sonst. Aus eignem Lun Behagen  
 Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!  
 Nun wüßt ich nicht, was dir Besondres bliebe?  
 Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

GOETHES NATURWISSENSCHAFT  
UND DIE  
PHILOSOPHISCHE ANTHROPOLOGIE

Unser Verhältnis zu Goethes Wissenschaft ist merkwürdig blaß, unsre Stellung dazu sonderbar schwank, ja nicht ohne eine gewisse Verlegenheit: wie als wäre da etwas nicht im Reinen, und wir müßten uns oder Goethe irgendwie entschuldigen.

Unleugbar und anerkannt ist nur die biographische Bedeutung dieser Wissenschaft für Goethe selbst. Als Biographen fragen wir, was dieser Kausch des Entdeckens, die Leidenschaft und die schöpferische Unruhe des Denkens, was die Begriffsbildung und ihr Ertrag im Sinnzusammenhang dieses Lebens, in der Geschichte dieser Seele und der Entfaltung dieses Geistes bedeuten; wie sich Person und Welt hier aneinander bilden.

Aber gesetzt selbst, daß uns Goethes Wissenschaft also in seinem Bios durchsichtig gemacht und in ihrer allgemeinen, menschenbildenden Bedeutung offenbar wäre, so vermöchte solche Einsicht doch nicht zu genügen. Denn sie klammert gewissermaßen die wissenschaftliche Meinung, die Lehre selbst ein, indem sie sie biographisch übergreift. Sie nimmt die Meinung bestenfalls als Meinung hin, nicht als Erkenntnis.

Darum muß neben das biographische Verständnis dieser Wissenschaft notwendig das geistesgeschichtliche treten: worin und wodurch ordnet sie sich in den Gang der abendländischen Wissenschaft ein? Welche Bedeutung kommt ihr darin zu und welcher Rang?

Diese Fragen finden das nächste und reichste Material zur Beantwortung in den Selbstzeugnissen Goethes. Sie lehren sein Verhältnis zur deutschen philosophischen Bewegung kennen; sie zeigen, wie Goethes Entdeckungen und sein organisches Denken mit der Bewegung gleichlaufen, die um die Jahrhundertwende zur Erneuerung der Biologie führt; und wie eng die Beziehungen, wie stark zumal der Einfluß ist, der von Goethes Wissenschaft



zur Naturphilosophie und der romantischen Naturwissenschaft läuft.

Und mehr als dies. Goethes Naturwissenschaft ist ein wesentlicher Schritt zur Begründung der neuen Geisteswissenschaften und die großartigste ihrer ersten Ausprägungen. Damit rückt sie mitten in die entscheidende Wendung des wissenschaftlichen Denkens ihrer Zeit.

Aber bei alledem bleibt eine Sonderstellung Goethes unverkennbar, sein eigener Ursprung und die durchgreifende Selbstbestimmung. Goethe steht abseits vom allgemeinen Wege: eben dies bleibt sein Eigentümliches; eben dies bestimmt seinen Rang jenseits von Geltung und Wirkung.

So drängt notwendig auch diese Fragerichtung unbefriedigt über sich selbst hinaus zu jener letzten, die allein dem Gegenstande angemessen ist: was bedeutet Goethes Wissenschaft eben als solche? Was leistet sie als Erkenntnis? Nicht die biographische Antwort, nicht die Bemühung der Geistesgeschichte vermag uns zu befriedigen, sofern uns Goethes Wissenschaft ernsthaft angeht – sondern nur das Eingehn auf die Sache selbst und die Wahrheitsfrage nach dem Erkenntnisgehalt und dem Erkenntniswert dieses Denkens.

Diese Frage ist seit hundert Jahren im Ganzen und im Einzelnen oft gestellt und sehr verschieden beantwortet worden. Meist überwog die Neigung, irgendeine wissenschaftliche Richtung, die eben gang und gäbe war, durch den Ruhm des großen Namens zu legitimieren. Häufig wich man dem eigentlichen Ernst der Frage aus, indem man ihm ein Vorläufertum zu dem und jenem zusprach; natürlich war man selber unterdessen weiter. Das Unmaßliche solchen Beginns hat sich schließlicly doch um den Glauben gebracht.

Prüfen wir aber, was sich an Sachlichem wirklich ergab: es sind vereinzelte Berührungspunkte, einige verwandte Gedanken, gewisse ferne Parallelen zu manchen Beobachtungen und Gedankengängen, vor allem der neueren Biologie. Aber wie wenig

ist dies, wie unzusammenhängend, wie fern den wirklich bewegenden Antrieben des wissenschaftlichen Denkens seit nun! Täuschen wir uns darum nicht: seit dem Zusammenbruch der romantischen Naturphilosophie ist Goethes Wissenschaft im Ganzen untergegangen. Auch die wenigen Berührungen gehn kaum je auf unmittelbare Fortwirkung zurück. Kein Zweifel ist möglich: ein Jahrhundert ausgreifender wissenschaftlicher Arbeit, das Jahrhundert unbeschränkten Wissenschaftsglaubens hat Goethes Naturwissenschaft verworfen.

Zugleich aber steht zweierlei fest. Goethes Beobachtungen, seine Entdeckungen, seine Versuche sind in allem wesentlichen richtig; ihre Deutung ist meistens einleuchtend, die Begriffsbildung im Einzelnen wie im Ganzen treffend und stimmig. Wenn Goethes Wissenschaft fallen gelassen ist: so gewiß nicht, weil sie falsch wäre.

Zum andern. Goethes Wissenschaft steht an Rang weit über dem allermeisten, was das Jahrhundert nach ihm wissenschaftlich geleistet hat. Welche Tiefe der Einsicht, welche Fruchtbarkeit der Begriffe! Wieviel vermag sich an metaphysischem Gehalt damit zu messen! Und wie beschämend klein und einseitig erscheinen die Diskussionen über synthetisches und analytisches Denken, Teleologie und Kausalität, Mechanismus und Vitalismus angesichts der Weisheit und Weite Goetheschen Denkens!

So treten die beiden Partner einander entgegen: Goethes Wissenschaft, von unangefochtener Richtigkeit im großen ganzen und überlegnem Rang, und das wissenschaftliche Jahrhundert, das unbeirrt einen andern Weg verfolgt; jener fordert – mit allem Recht – Anerkennung, dieses verweigert sie – scheinbar ohne Grund.

Oder hätte es doch seine guten Gründe? Freilich Gründe, die es offenbar selbst nicht weiß (denn wo wäre ein durchschlagender Einwand jeweils vorgebracht worden?) –, aber vielleicht Gründe, die mit der blinden Sicherheit eines Instinkts eine Gefahr ahnen, der sie entgehen wollen; Gründe, die um so besser sind, je weniger sie sich zu begründen vermögen?

Ich glaube in der That, daß es sich so verhält.

Um diese Meinung zu beweisen, bedarf es einer kurzen Besinnung auf die Denkform der Naturwissenschaft. Dazu mag uns der große Feind Goethes, Newton, mit seiner Optik als nächstliegendes Beispiel dienen.

Newtons Optik setzt mit einer kühnen Hypothese ein: man könne die Natur des Lichtes aus einer Zusammensetzung elementarer Teile erklären. Teilung des Lichts, elementare Teile – was könnte unwahrscheinlicher sein! Was widerspräche mehr dem sichtbaren Wesen des Lichts! Aber die kühne Vermutung kann sich auf Erscheinungen berufen, auf jene Lichtbündel, die gradlinig zwischen Wolken hervorschießen. Und von da ist ein kurzer Weg zu jenem Strahl, der, fadendünn, durch die camera obscura eintritt. Also findet die Hypothese des Lichtstrahls im sinnlichen Material eine Anknüpfung; darauf findet sich verwiesen, wer an dem Elementargedanken Anstoß nimmt – es gibt offenbar Lichtstrahlen –, und warum sollten sie nicht die Elemente des Lichtes sein? Geometrische Vorstellungen vom Verhältnis der Linie zu Flächen und Körpern, des einfachen Strahls zu räumlichen Kontinuen vermitteln den Gedanken der Zusammensetzung des Lichts aus solchen Lichtstrahlen. Darum erscheint die Hypothese möglich. Immerhin, sie ist nicht etwa aus einer Hingabe an die Erscheinungen, aus einem nachtastenden Denken geboren: sondern die Anwendung eines Denkschematismus, der Elementaranalyse mit mathematischer Synthese eigenartig verbindet, auf die Erscheinungen des Lichts; der Lichtstrahl ist die sinnliche Brücke vom Schematismus zum Phänomen.

Auch in der Durchführung bleibt die erste Hypothese eine kühne Setzung; sie nimmt die Antwort zur Hälfte vorweg und kann darum aus der Erfahrung auch bestenfalls zur Hälfte bewiesen werden. Gleichviel: daß damit überhaupt Resultate erzielt werden können, ist zugleich ihre einzige, aber auch hinreichende Rechtfertigung. Und nicht die Hypothese, sondern ihre Ergebnisse sind die wissenschaftliche Leistung Newtons.

Diese Leistung gründet auf einem genialen Griff; auf der Entdeckung einer Qualität des Lichts, die zwei Bedingungen erfüllt: Unabhängigkeit vom menschlichen Sehen, so daß die Lichterscheinungen vom Subjekt ablösbar werden, gleichsam Sinnesqualitäten ohne Sinne; und Meßbarkeit, so daß sie eindeutig in der Welt der Zahlen, als Größe beschrieben werden können und darum mathematischer Behandlung, synthetischem Denken im Sinne der Mathematik zugänglich werden. Diese Qualität ist die Brechbarkeit des Lichts; indem das Licht in sich selbst zurückschlägt, bedarf es nur des brechenden Gegenstandes, nicht des Auges, um in der Unterscheidung in sich selbst als Strahl und Rückstrahl faßbar zu werden. Die Brechbarkeit des Lichts ist eine objektive Qualität, die die Bedingungen des hypothetischen Denkschematismus erfüllt.

Erbringt die Refrangibilität durch ihre Ablösung vom Auge den ersten, durch ihre Meßbarkeit den zweiten Schritt zur Objektivierung, so vollendet eine neue, durch Beobachtung stützbar Hypothese die Wendung ins Objektive: die Annahme der Konstanz der Brechbarkeit als substanziieller Eigenschaft des Lichts. Was diese Hypothese verlangt, ist nicht mehr und nicht weniger als die Preisgabe aller sinnlichen Farben; denn der bestimmten einfachen Farbe entspricht kein konstant brechbares Licht, die gleiche Farbe ist durch objektiv verschieden beschaffenes Licht herstellbar. In dem Opfer der Farbigeit triumphiert der tyrannische Wille dieses Denkens – eine Optik ohne Auge und ohne Farben. Wiederum aber wird selbst diese Zumutung gerechtfertigt: wohl ist jede Farbe objektiv mehrdeutig, aber jedes Licht konstanter Brechbarkeit erzeugt stets nur eine sinnliche Farbe. Die Beziehung der substanziiellen Eigenschaft und der unmittelbaren sinnlichen Erscheinung ist einseitig bestimmt, dann aber eindeutig. Wohl sind die Sinnesqualitäten objektiv ungültig, aber das wissenschaftliche Denken wahrt noch in der entschlossensten Entfernung davon eine Beziehung dazu, ohne die es sich ins Bodenlose verlore. Mit der Begründung der Optik auf konstant brechbare Farben

ist die Analyse am Ziel. Das Denken wendet sich zurück zur Welt der Erscheinungen und versucht diese in synthetischer Konstruktion aus den angenommenen Elementen mit Hilfe mathematischer Behandlung zusammenzusetzen. Zwei Aufgaben unternimmt Newton hier zu lösen, die die Richtigkeit und Fruchtbarkeit seines Denkens am sinnlichen Befund belegen sollen: die Erklärung des Weißen als gleichmäßig allgemeiner Mischung aus den elementaren konstant brechenden Lichtern – eine Erklärung, die Goethes sinnliches Denken zur Verzweiflung brachte, weil sie „weiß“ sagte, während sie die reine Helligkeit meinte, und „reine Helligkeit“, während sie die ungewisse Trübe von Mischfarben durch ein Gedankenerperiment in fortschreitender Aufhellung fortgesetzt dachte. Und die Erklärung der Körperfarben, wonach die farbigen Dauerqualitäten natürlicher Körper auf einer Lichtbrechung beruhten, die das weiße Licht entmischte.

Dies in großen Zügen die Leistung Newtons. Niemand vermöchte zu sagen, daß damit die Lichterscheinungen erschöpfend begriffen wären. Im Gegenteil. Ungefähr alle qualitativen Züge der Augenwelt fehlen hier; der Kosmos der Augenwelt ist bis auf differentielle Reste aus der Natur verbannt und – als „nur subjektiv“ – der Psychologie überantwortet. Aber: das, was davon in die wissenschaftlichen Begriffe eingegangen ist, ist „objektiv“ im Sinne der drei Schritte der Ablösung vom Menschen, der Meßbarkeit in sich, der eindeutigen Konstanz. Das scheint wenig. Gewiß, man wird die Energie dieses Denkwillens und die Genialität ihrer Zugriffe bewundern; aber wozu dies alles, wozu eine Natur, die wahrhaft unmenschlich ist mit ihrer Ausklammerung des Menschen und Verstrebung in sich selbst? Wozu dies schattenhafte Gespensterreich ohne Licht und Farbe, dies Grau in Grau qualitätsloser Eigenschaften? Ist dies nicht alles bare Verirrung des menschlichen Geistes, woraus eines Tags ein schreckhaftes Erwachen den seiner schlichten Welt beraubten Menschen aufrütteln muß? Oder ein grauenhafter Spuk, der den Menschen entselbstet, indem er seine Welt zerstört?

Frage über Frage. Wozu der Totentanz solcher Natur? Eine geheime Angst hat uns befallen, wie vor dem Jüngsten Gericht. Sind wir die Totengräber der lebendigen Wirklichkeit, um unser eignes Grab zu schaufeln? Gleicht die Erkenntnis nicht dem Raubtier, das seine Beute zerfleischt und zerfest? Nur sinnloser als die Bestie, denn wir entfremden uns dem Gegenstand, statt ihn uns einzuverleiben. Die Angst und dieses Grausen werden wir nimmer los; unheimlich wie ein Schatten begleiten sie den Triumphzug der modernen Wissenschaft. Zuweilen übertönen sie die Zuversicht des Fortschritts; dann werden Parolen laut, die zur Einkehr, zur Umkehr mahnen – zurück von diesem Weg! Los von diesem Geist!

An diesem Punkte begegnen wir der Wissenschaft Goethes. An diesem Punkte steht Goethes Wissenschaft. Weist sie nicht einen andern Weg? Ist sie nicht einen andern Weg gegangen? Gewiß.

Sie ist einen andern Weg gegangen aus einer andern Haltung. Ihre Grundhaltung zur Welt ist wesensverschieden der Gesinnung, woraus die europäische Wissenschaft gespeist wurde. Erkennen ist ihr kein brutales Zerschlagen jeder Ganzheit, kein gewalttätiger Einbruch in fremdes Dasein, kein Abbruch der sinnlichen Gewißheit, sondern ein Innerwerden des Wesens, eine zarte Erfahrung gegenständlichen Denkens und Verehrung des Geheimniszustands, worin sich ein Inneres sinnlich verhüllt. Wie es in der „Studie nach Spinoza“ heißt: „Alle beschränkte Existenzen sind im Unendlichen, sind aber keine Teile des Unendlichen, sie nehmen vielmehr teil an der Unendlichkeit.“

Wir können uns nicht denken, daß etwas Beschränktes durch sich selbst existiere, und doch existiert alles wirklich durch sich selbst, obgleich die Zustände so verkettet sind, daß einer aus den andern sich entwickeln muß und es also scheint, daß ein Ding vom andern hervorgebracht werde, welches aber nicht ist; sondern ein lebendiges Wesen gibt dem andern Anlaß, zu sein, und nötigt es, in einem bestimmten Zustand zu existieren.

Jedes existierende Ding hat also sein Dasein in sich und so auch die Übereinstimmung, nach der es existiert . . .

In jedem lebendigen Wesen sind das, was wir Teile nennen, dergestalt unzertrennlich vom Ganzen, daß sie nur in und mit denselben begriffen werden können, und es können weder die Teile zum Maß des Ganzen noch das Ganze zum Maß der Teile angewendet werden, und so nimmt, wie wir oben gesagt haben, ein eingeschränktes lebendiges Wesen teil an der Unendlichkeit, oder vielmehr es hat etwas Unendliches in sich, wenn wir nicht lieber sagen wollen, daß wir den Begriff der Existenz und der Vollkommenheit des eingeschränktesten lebendigen Wesens nicht ganz fassen können und es also ebenso wie das ungeheure Ganze, in dem alle Existenzen begriffen sind, für unendlich erklären müssen.“ Dieselbe Grundhaltung, die in solchen Äußerungen andeutend umschrieben wird, kehrt, zur Ansicht entfaltet, zum Weltbild gefügt in den Grundgedanken wieder und bewährt sich in den tragenden Kategorien ihrer Erkenntnis: in der tellurischen Ansicht der Erde als eines in sich geschlossenen, sich selbst bestimmenden und sich selbst genügenden konzentrischen Systems mannigfaltiger Schichten; im Dynamismus der Geologie, der an Stelle mechanischer Verlagerung des Gewordenen „das lebendige Spiel der Elemente und ihrer Anziehungen im Momente des Entstehens“ erkennt; im chemischen Urphänomen der Kristallisation, das in drei Stufen der Steigerung die Gestaltung der Erdoberfläche und ihrer Schichtfolgen bestimmt. Sie stellt sich dar in den Begriffen des lebendigen Wesens, der Urpflanze und des Typus, des Individuums und der Metamorphose. Sie bewährt sich im Standort und in der Ausführung der Farbenlehre. Sie erfüllt den Gehalt der letzten Begriffe – Bildung, Gestalt, Urphänomen – und erhebt sich zu methodischem Selbstbewußtsein in der Lehre vom Beobachten, Vergleichen und Ableiten.

Hier also liegt ein wissenschaftlicher Ansaß vor, der aus dem Irweg einer unmenschlichen Natur herauszuführen scheint, eine Erkenntnis ohne Frevel, ein Ausblick ins Freie nach dem Spuf

der Unwesen. In der Ausführung zeugt er für sich selbst: sie beweist die Möglichkeit einer andern Wissenschaft aus einer Erkenntnishaltung, die hingebend der Wirklichkeit inne wird.

Nichts scheint im Wege zu stehn, die Abirrung des menschlichen Geistes zu verwerfen und auf dem Weg, den Goethe eingeschlagen hat, eine neue Wissenschaft zu begründen. Goethes Wissenschaft: das hieße dann Wende und Einkehr des Erkennens, Besinnung und Umkehr von dem Verhängnis der neueren Jahrhunderte.

Und doch! Was hat denn ein Jahrhundert seither gehindert, die neue Bahn zu beschreiten und verfolgen? Sollten Hoffart und Torheit allein die Not-Wende zunichte gemacht haben? Sollte man blindlings aus Trägheit dem Verderben in die Arme gerannt sein?

Wir haben vorhin wohl die Schritte verfolgt, wodurch die moderne Naturwissenschaft die Welt konstruiert, die sie Natur nennt; wir haben die Erkenntnishaltung beschrieben, die sie zum Ziele führt, und das Verhältnis des Menschen zur Natur. Aber mit alledem ist moderne Naturwissenschaft nicht hinreichend beschrieben. Wir haben das Letzte, das Entscheidende vergessen.

Wir haben vorgebracht, was wider Newtons Optik im Namen der Sinnenwelt des Auges vorzubringen ist. Und das ist viel. Nur eine Kleinigkeit haben wir außer acht gelassen; aber diese entscheidet: mit Newtons Optik konnte man Fernrohre bauen, mit Goethes Farbenlehre nicht.

Wir dachten, man könnte und sollte Naturwissenschaft als reine Theorie ansehen. Unsere Kritik galt ihrem theoretischen Gehalt. Aber die moderne Naturwissenschaft ist im Letzten nicht reine Theorie; sie ist mit der Technik unzertrennlich verbunden.

Es ist notwendig, diese Verbindung richtig zu sehn. Es ist nicht so, daß man die Resultate oder auch die Denkweisen der modernen Naturwissenschaft gleichsam hinterher, wie zufällig, jedenfalls aber in einem zweiten Akt des Denkens „anwenden“ könnte zu technischen Zwecken. Es ist auch nicht so, daß gewisse Kunstfertigkeiten der äußere Anstoß wären, der das Denken anregte, sich in



die Höhen reiner Betrachtung zu erheben, um alsbald die Eierschalen eines banausischen Ursprungs abzuwerfen. Das Verhältnis beider wäre damit ganz unzureichend beschrieben.

Vielmehr sind Technik und Naturwissenschaft in ihrem Wesen eines und dasselbe; nur darin sind sie unterschieden, daß diese im Erkannten ihr Genüge findet, während jene zur Tat drängt. Moderne Naturwissenschaft ist von Anbeginn und Grund auf technisch durchsetzt, moderne Technik naturwissenschaftlich vermittelt. Als das naturwissenschaftliche Denken in Männern wie Galilei erwachte, da war die Analyse einfacher menschlicher Arbeitsvorgänge und menschlicher Geräte das erste, was es leistete; klassische Mechanik ist wesentlich Analyse technischer Gegenstände und Vorgänge. Und die geheime Intention naturwissenschaftlichen Denkens war immer: der arbeitende Naturvorgang, die Maschine. Nicht in dem kurzatmigen Sinne subjektiver Zwecke oder praktischer Absichten, wohl aber in dem großen Sinne einer immanent technischen Denkstruktur. Ein technisches Verhältnis zur Welt ist die Grundhaltung naturwissenschaftlicher Erkenntnis, die ihre Klassiker als Herrschaftsanspruch des Menschen über die Natur formulierten.

Es ist also gar nicht wahr, wenn wir vorhin die Ablösung der Natur durch wissenschaftliche Objektivierung als Entmenschung bezeichnet haben. Oder besser: diese Wendung ist nur die halbe Wahrheit; sie beschreibt nur den ersten Schritt einer dialektischen Paradoxie. Die Entfremdung der Natur vom Menschen ist nämlich zugleich die Voraussetzung eines neuen Verhältnisses beider, das eben dadurch gestiftet wird: der Beherrschung der Natur, des technischen Verhältnisses im prägnanten Sinne des Wortes. Nur indem der Mensch aus dem Dasein in der Welt heraustritt, indem Mensch und Welt sich als Partner ver selbständigen, vermag er in die Welt so einzugreifen, daß seine Zwecke sich im Sinne natürlichen Geschehens bewegen; die Subjektivität seines Tuns erfüllt sich mit objektivem Gehalt.

Damit sind wir beim entscheidenden Einwand gegen Goethes



Mondbeleuchtung. Ganzzeichnung Goethes



Wissenschaft. Nicht Theorie, nicht Experiment, nicht nachgewiesener Irrtum haben sie überwunden, sondern der mechanische Webstuhl und der Hochofen. Um der Technik willen ist Goethes Wissenschaft verlassen worden. Und stünde uns heute nochmals die Wahl offen: wir könnten und dürften nicht anders entscheiden als das vergangene Jahrhundert. Technik ist uns zum Schicksal geworden.

Natürlich kann der Einzelne für sich anders wählen – gesetzt, daß er ehrlich alle Konsequenzen auf sich nimmt. Aber im Ganzen – als Gruppe, als Volk, als europäische Menschheit – bleibt uns keine andre Wahl, seit wir, im wörtlichsten Wortverstande, unsre Existenz auf Technik gegründet haben.

So wäre denn Goethes Wissenschaft ein köstliches Zwischenspiel der Geistesgeschichte, unnütz, ohne Vorgang, ohne Nachfolge? Sie wäre ein schöner Traum, der an der Lebenswirklichkeit zerschellt? Ein ästhetisches Weltbild, wie man wohl sagt, mit aller Unverbindlichkeit der Feierstunde?

Nein!

Denn Technik als Schicksal heißt nicht: daß wir blindlings auf eingeschlagenem Weg ins Dunkel tappen; heißt nicht: daß wir unwissend und unbewußt, wie als müßte es so sein, im Gewohnten weiterstreiten; heißt nicht: daß wir um nackter Notdurft willen, die Stimmen der Besinnung abwürgen. Technik als Schicksal auf uns nehmen heißt vielmehr, daß wir um unsern Weg wissen und um sein Ende; daß wir wissen: ein Frevel ist geschehn, der jeden Tag neuen Frevel zeugt; daß wir den Adel und das Verhängnis unsrer Entscheidung erkennen. Technik als Schicksal heißt den Fluch der Entfremdung, des Ausgestoßenseins, des Elends auf uns nehmen: und dennoch weitergehen.

Wer aber vermöchte uns solches Wissen eindringlicher zu lehren, wer könnte Bewußtsein und Gewissen klären und schärfen, wie eine Wissenschaft, die eine andre Möglichkeit verwirklicht? Erst diese andre Möglichkeit macht uns sehend und frei. Und nur die wissende Freiheit unsrer Entscheidung verleiht unserm Tun

menschliche Würde und sittlichen Adel. Goethes Wissenschaft kann und soll uns Geburtshelferin sein, in Freiheit zu tun, was notwendig ist.

Wir sind der Technik verfallen, wir sollen und wollen zu ihr stehn, wissend und frei: also bekennen wir uns notwendig zur klassischen Naturwissenschaft und ihrem Denken. Gewiß wandeln sich ihre Verfahren, gewiß ihre Meinungen, ihre Einsichten; gewiß erfolgen hier und dort Korrekturen. Wir empfinden Grenzen, Einseitigkeiten, Fehler. Wendungen kündigen sich an, die grundsätzlich Neues eröffnen. Dabei begegnen wir uns, heute häufiger als je seither, mit Einsichten, mit Begriffen Goethes. Aber täuschen wir uns nicht: bei alledem bleibt eine letzte Kluft unüberbrückt. Denn wie sehr auch die klassischen Naturwissenschaften sich ändern mögen, so bleibt doch die technische Grundhaltung mit ihrer Dialektik der Entfremdung und des Zugriffs notwendig bestehen. Und diese ist es, die uns von Goethes Wissenschaft letztlich scheidet. Gerade weil wir ihre eigne Art und ihren hohen Rang erkennen, wünschen wir keine Vermittlung noch Vermengung. Nicht um der Berührungen willen, sondern durch ihre Andersheit ist sie uns am wertvollsten.

Aber damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Wir haben die Unterschiede weit aufgerissen, wir haben Grenzen abgesteckt. Wir glauben zu wissen, warum wir Goethes Naturwissenschaft nicht übernehmen, nicht fortführen dürfen. Aber jenseits solcher Unterscheidung bleibt ein letztes Ja. Es wird nicht von der Naturwissenschaft ausgesprochen, sondern von der Philosophie.

In weitausholender Bewegung hat sich die Philosophie heute wieder auf ihren substanziellen Kern besonnen; wir wissen wieder, daß Philosophie zuinnerst Metaphysik ist und daß sie aus dieser metaphysischen Tiefe lebt, sofern sie sich nicht selbst aufgibt. Wir glauben, daß sie darin ihren eigensten Gegenstand hat, fernab aller Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit. Wir glauben darum an ihre bindende, ordnende Macht im Chaos, im Zerfall der Gegenwart. Die Fragen, die wir stellen, der Grund, worauf wir bauen, sind

zugleich alt und neu: wir fragen wieder nach dem Sinn des Menschendaseins, nach seiner Stellung im Kosmos, nach dem Wesen des Geistes, der Seele, der Wirklichkeit. Und der Grund, dem wir vertrauen, sind wir selbst – der Mensch in der Mitte. In diesem Sinne nennen wir den Inbegriff unsrer metaphysischen Fragen Anthropologie.

In diese Anthropologie mündet Goethes Wissenschaft ein. Sein Denken, seine Erkenntnis sind, wo nicht durchaus, so doch letzten Endes im Antrieb, in der Haltung, nach ihrer Struktur anthropologische Metaphysik. Seine Farbenlehre ist geradezu das erste Meisterwerk einer philosophischen Anthropologie.

Wir haben uns von Goethes Naturwissenschaft als Wissenschaft abgewandt; als Philosophie kehren wir zu ihr zurück.

### TYPUS

Es ist nichts in der Haut,  
Was nicht im Knochen ist.  
Vor schlechtem Gebilde jedem graut,  
Das ein Augenschmerz ihm ist.

Was freut denn jeden? Blühen zu sehn,  
Das von innen schon gut gestaltet;  
Außen mag in Glätte, mag in Farben gehn,  
Es ist ihm schon voran gewaltet.

### IM GEGENWÄRTIGEN VERGANGNES

Ros und Lilie morgentaulich  
Blüht im Garten meiner Nähe;  
Hinten an, bebuscht und traulich,  
Steigt der Felsen in die Höhe;  
Und mit hohem Wald umzogen  
Und mit Ritterschloß gekrönt,  
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,  
Bis er sich dem Tal versöhnet.

Und da duftets wie vor alters,  
Da wir noch von Liebe litten  
Und die Saiten meines Psalters  
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;  
Wo das Jagdlied aus den Büschen  
Fülle runden Lons enthauchte,  
Anzufeuern, zu erfrischen,  
Wie's der Busen wollt und brauchte.

Nun die Wälder ewig sprossen,  
So ermutigt euch mit diesen;  
Was ihr sonst für euch genossen,  
Läßt in andern sich genießen.  
Niemand wird uns dann beschreien,  
Daß wirs uns alleine gönnen;  
Nun in allen Lebensreihen  
Müßet ihr genießen können.

Und mit diesem Lied und Wendung  
Sind wir wieder bei Hassen;  
Denn es ziemt, des Tags Vollendung  
Mit Genießern zu genießen.

## VERSUCH EINER ALLGEMEINEN VERGLEICHUNGSLEHRE

Wenn eine Wissenschaft zu stocken und, ohnerachtet der Bemühung vieler tätiger Menschen, nicht vom Flecke zu rücken scheint, so läßt sich bemerken, daß die Schuld oft an einer gewissen Vorstellungsart, nach welcher die Gegenstände herkömmlich betrachtet werden, an einer einmal angenommenen Terminologie liege, welcher der große Haufe sich ohne weitere Bedingung unterwirft und nachfolgt und welcher denkende Menschen selbst sich nur einzeln und nur in einzelnen Fällen schüchtern entziehen.

Von dieser allgemeinen Betrachtung gehe ich gleich zu dem Gegenstande über, welchen wir hier behandeln, um sogleich so deutlich als möglich zu sein und mich von meinem Zwecke nicht zu entfernen.

Die Vorstellungsart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determiniert werde, hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten und hält uns noch auf, obgleich einzelne Männer diese Vorstellungsart eifrig bestritten, die Hindernisse, welche sie in den Weg lege, gezeigt haben.

Es kann diese Vorstellungsart für sich fromm, für gewisse Gemüther angenehm, für gewisse Vorstellungsarten unentbehrlich sein, und ich finde es weder rätlich noch möglich, sie im ganzen zu bestreiten. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine triviale Vorstellungsart, die ebendeshwegen, wie alle triviale Dinge, trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er, seiner Natur und seiner Lage nach, sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folget daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von denen Forderungen, in denen er sich einmal befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorgfältig gebauete und so sehr ge-



schätze Weizen. Ja es läßt sich bemerken, daß die billigsten Menschen, die sich am meisten zu ergeben glauben, wenigstens nur bis dahin gelangen, als wenn doch alles wenigstens mittelbar auf den Menschen rückfließen müsse, wenn nicht noch etwa eine Kraft dieses oder jenes Naturwesens entdeckt würde, wodurch es ihm als Arznei oder auf irgendeine Weise nützlich würde.

Da er nun ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus, daß er der Natur, von der er ohnmöglich einen größern Begriff als von sich selbst haben kann, auch Absichten und Zwecke zuschreiben wird. Glaubt er ferner, daß alles, was existiert, um seinetwillen existiere, alles nur als Werkzeug, als Hilfsmittel seines Daseins existiere, so folgt, wie natürlich, daraus, daß die Natur auch ebenso absichtlich und zweckmäßig verfahren habe, ihm Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie sich selbst verschafft.

So wird der Jäger, der sich eine Büchse bestellt, um das Wild zu erlegen, die mütterliche Vorsorge der Natur nicht genug preisen, daß sie von Anfang her den Hund dazu gebildet, daß er das Wild durch ihn einholen könne. Es kommen noch mehr Ursachen dazu, warum es überhaupt den Menschen unmöglich ist, diese Vorstellungsfahrt zu lassen.

Wie sehr aber ein Naturforscher, der über die allgemeinen Dinge weiter denken will, Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsfahrt zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die esbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja im gewissen Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne unbrauchbare Samenkapsel.

Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja wenn er auch als Mensch jener Vorstellungsfahrt nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie so viel als möglich von sich entfernen.

Diese Betrachtung, welche den Naturforscher im allgemeinen angeht, trifft uns auch hier nur im allgemeinen; eine andere aber, die jedoch unmittelbar aus der vorigen fließt, geht uns schon näher an. Der Mensch, indem er alle Dinge auf sich bezieht, wird dadurch genötigt, allen Dingen eine innere Bestimmung nach außen zu geben, und es wird ihm dieses um so bequemer, da ein jedes Ding, das leben soll, ohne eine vollkommene Organisation gar nicht gedacht werden kann. Indem nun diese vollkommene Organisation nach innen zu höchst rein bestimmt und bedingt ist, so muß sie auch nach außen ebenso reine Verhältnisse finden, da sie auch von außen nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Verhältnissen existieren kann. So sehen wir auf der Erde, in dem Wasser, in der Luft die mannigfaltigsten Gestalten der Tiere sich bewegen, und nach dem gemeinsten Begriffe sind diesen Geschöpfen die Organe angeschaffen, damit sie die verschiedenen Bewegungen hervorbringen und die verschiedenen Existenzen [sich] erhalten können. Wird uns aber nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens, welches wir derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fisch ist für das Wasser da scheint mir viel weniger zu sagen als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich: die Existenz eines Geschöpfes, das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. Ebendieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen; die entschiedene Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elementes sich verschieden bildet. Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden

und, was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Kobbenarten sehen, deren Äußeres so viel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommene vierfüßige Tier darstellt.

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervorbringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: Was wirkt ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf ebendiese allgemeine Gestalt? was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weicheren, der innersten und der äußersten Teile? Was, wie gesagt, die Elemente in allen ihren Modifikationen durch Höhe und Tiefe, durch Weltgegenden und Zonen hervorbringen.

Wie vieles ist hier schon vorgearbeitet, wie vieles braucht nur ergriffen und angewandt zu werden, ganz allein auf diesen Wegen! Und wie würdig ist es der Natur, daß sie sich immer derselben Mittel bedienen muß, um ein Geschöpf hervorzubringen und zu ernähren!

So wird man auf ebendiesen Wegen fortschreiten, und wie man nur erst die unorganisierten, undeterminierten Elemente als Be-

hikel der organisierten Wesen angesehen, so wird man sich nunmehr in der Betrachtung erheben und wird die organisierte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. B. wird uns wieder als ein ungeheures Meer erscheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenocean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält. Wir werden uns gewöhnen, Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen. Und man wird sich durch die Erfahrung überzeugen, wie es bisher der Fortschritt der Wissenschaft bewiesen hat, daß der reellste und ausgebreitetste Nutzen für die Menschen nur das Resultat großer und uneigennütziger Bemühungen sei, welche weder tagelöhnermäßig ihren Lohn am Ende der Woche fordern dürfen, aber auch dagegen ein nützlich Resultat für die Menschheit weder am Ende eines Jahres noch Jahrzehents noch Jahrhunderts vorzulegen brauchen.

## DER BRÄUTIGAM

Um Mitternacht, ich schlief, im Busen wachte  
Das liebevolle Herz, als wär es Tag;  
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte –  
Was ist es mir, so viel er bringen mag?

Sie fehlte ja! mein eifrig Tun und Streben  
Für sie allein ertrug ichs durch die Glut  
Der heißen Stunde; welch erquicktes Leben  
Am kühlen Abend! lohnend wars und gut.

Die Sonne sank, und Hand in Hand verpflichtet  
Begrüßten wir den letzten Segensblick,  
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet:  
Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück.

Um Mitternacht, der Sterne Glanz geleitet  
Im holden Traum zur Schwelle, wo sie ruht.  
O sei auch mir dort auszuruhn bereitet!  
Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.

★

Wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdllich eben dasselbe erzählend wiederholt und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat: so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrat von Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

#### ERINNERUNG

Er: Gedenkst du noch der Stunden,  
Wo eins zum andern drang?

Sie: Wenn ich dich nicht gefunden,  
War mir der Tag so lang.

Er: Dann herrlich! ein Selbender,  
Wie es mich noch erfreut.

Sie: Wir irrten uns aneinander;  
Es war eine schöne Zeit.

## AUS DER EINLEITUNG ZUR FARBENLEHRE

Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde, und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegenetrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte, nur von Gleichem werde Gleiches erkannt, wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär nicht das Auge sonnenhaft,  
Wie könnten wir das Licht erblicken?  
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,  
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen; aber sich beide zugleich als eins und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsternis durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachenden Zustande wird uns die leiseste äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja, wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor. Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewissen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entschieden erklärt, was denn Farbe sei. Dieser Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unsere Ausführung berufen, wo wir umständlich gezeigt, wie sie erscheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen, die Farbe sei die gesetzmäßige Natur in bezug auf

den Sinn des Auges. Auch hier müssen wir annehmen, daß jemand diesen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf diesen Sinn kenne; denn mit dem Blinden läßt sich nicht von der Farbe reden.

## G E G E N W A R T

Alles kündet dich an!  
Erscheinet die herrliche Sonne,  
Folgst du, so hoff ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,  
So bist du die Rose der Rosen,  
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,  
So regen sich alle Gestirne  
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär es denn Nacht!  
Nun überscheinst du des Mondes  
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du,  
Und Blumen, Mond und Gestirne  
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sei du auch mir  
Die Schöpferin herrlicher Tage;  
Leben und Ewigkeit ist's.

## V E R H Ä L T N I S , N E I G U N G , L I E B E , L E I D E N S C H A F T , G E W O H N H E I T

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; so wie alles, was Produktivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltner Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft, in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen notwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseins immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmut begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältniß, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der notwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet sein, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja es überdauert die Verachtung, den Haß.



Die Leidenschaft bringt Leiden! – Wer beschwichtigt,  
 Beklommnes Herz, dich, das zu viel verloren?  
 Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?  
 Vergebens war das Schönste dir erkoren!  
 Früh ist der Geist, verworren das Beginnen;  
 Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,  
 Verflücht zu Millionen Tön um Töne,  
 Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,  
 Zu überfüllen ihn mit ewiger Schöne:  
 Das Auge neigt sich, fühlt im höhern Sehnen  
 Den Götter-Wert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende,  
 Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,  
 Zum reinsten Dank der überreichen Spende  
 Sich selbst erwidern willig darzutragen.  
 Da fühlte sich – o daß es ewig bliebe! –  
 Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

\*

Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten  
 Nebelschleiern sich enthüllen,  
 Und dem sehnlichsten Erwarten  
 Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Äther, Wolken tragend,  
 Mit dem klaren Tage streitet,  
 Und ein Ostwind, sie verjagend,  
 Blaue Sonnenbahn bereitet,

Dankst du dann, am Blick dich weidend,  
 Keiner Brust der Großen, Holden,  
 Wird die Sonne, rötlich scheidend,  
 Kings den Horizont vergolden.

## ALLGEMEINE BETRACHTUNG

Eine höchst wichtige Betrachtung in der Geschichte der Wissenschaften ist die, daß sich aus den ersten Anfängen einer Entdeckung manches in den Gang des Wissens heran- und durchzieht, welches den Fortschritt hindert, sogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung ist freilich höchst wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für sich selbst nicht schädlich sind. Elektrizität erhielt vom Bernstein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernstein diese Eigenschaft zugeeignet wurde, so dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegensetzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum zu denken: was uns zu einer Erscheinung geleite, sei auch der Beginn, die Ursache derselben; dabei beharren wir, anstatt von der umgekehrten Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitentüre in den Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Seite beziehen wollte? und doch geschieht dies in den Wissenschaften jeden Tag. In der Geschichte müssen wir es zugeben, schwer aber wird uns zu bekennen, daß wir selbst noch in solchen Dunkelheiten befangen sind.

### SCHLECHTER TROST

Mitternachts weint und schluchzt ich,  
Weil ich dein entbehrte.

Da kamen Nachtgespenster,  
Und ich schämte mich.

Nachtgespenster, sagt ich,  
Schluchzend und weinend  
Findet ihr mich, dem ihr sonst

Schlafendem vorüberzogen.  
Große Güter vermiß ich.  
Denkt nicht schlimmer von mir,  
Den ihr sonst weise nanntet;  
Großes Übel betrifft ihn! –  
Und die Nachtgespenster  
Mit langen Gesichtern  
Zogen vorbei,  
Ob ich weise oder törig,  
Völlig unbekümmert.

### LESEBUCH

Wunderlichstes Buch der Bücher  
Ist das Buch der Liebe;  
Aufmerksam hab ichs gelesen:  
Wenig Blätter Freuden,  
Ganze Hefte Leiden;  
Einen Abschnitt macht die Trennung.  
Wiedersehn! ein klein Kapitel,  
Fragmentarisch. Bände Kummers,  
Mit Erklärungen verlängert,  
Endlos, ohne Maß.  
O Misami! – doch am Ende  
Hast den rechten Weg gefunden;  
Unauflösliches, wer löst es?  
Liebende, sich wiederfindend.

### KUNST UND WISSENSCHAFT UND DIE DEUTSCHEN

Das Glück der griechischen Ausbildung ist schon oft und trefflich dargestellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunst und des damit so nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plastik zweifelt niemand. Daß ihre Malerei, ihr Heldunkel, ihr

Kolorit ebenso hoch gestanden, können wir in vollkommenen Beispielen nicht vor Augen stellen; wir müssen das wenige Übriggebliebene, die historischen Nachrichten, die Analogie, den Naturschritt, das Mögliche zu Hilfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß sie auch in diesem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußere Einwirkung irregemacht worden: ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zuteil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, notwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen grenzenlosen Irrtum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innre, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Überschwenglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Abndung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann.

Wenn diese geforderten Elemente wo nicht widersprechend, doch sich dergestalt gegenüberstehend erscheinen möchten, daß auch die

vorzüglichsten Geister nicht hoffen dürften, sie zu vereinigen, so liegen sie doch in der gesamten Menschheit offenbar da und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vortheile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden und wie sonst alle die verkennenden, zurückschreckenden und tötenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo sie allein wirksam sein können, zurückgedrängt werden und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird.

Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nötig zu sagen: daß die Gesamtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint, so ist es doch eben diese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und voneinander abge sondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Überlieferte, das, was andre geleistet, in sich aufzunehmen genötigt. Tut er es nicht mit Bewußtsein, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, so wird jederzeit für alle ein großer Vorteil daraus entstehen. Und wie dies nun gleichzeitig schnell und heftig geschieht, so muß eine Übereinstimmung daraus entspringen, das, was man in der Kunst Stil zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und ebendadurch mehr herausgehoben, mehr begünstigt

werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigentümlichkeiten karikaturmäßig voneinander zu entfernen streben.

Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehreren Jahren vor Augen sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im allgemeinen aussprechen, vergegenwärtigen können, und wir sagen getrost in Gefolg unserer Überzeugung: an Tiefe sowie an Fleiß hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen.

\*

Im Dorfe war ein groß Gelag,  
Man sagt', es sei ein Hochzeittag,  
Ich zwängte mich in den Schenken-Saal,  
Da drehten die Pärchen allzumal,  
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht;  
Da gab es manch verliebt Gesicht.  
Nun fragt ich endlich nach der Braut —  
Mir einer starr ins Angesicht schaut:  
„Das mögt Ihr von einem andern hören!  
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,  
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht,  
Und hat noch niemand an sie gedacht.“

Will einer im Leben um sich schauen,  
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

## DER VERSUCH ALS VERMITTLER VON OBJEKT UND SUBJEKT

Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahr wird, betrachtet er sie in bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder miß-

fallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art, die Sachen anzusehen und zu beurteilen, scheint so leicht zu sein, als sie notwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrthümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit schwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntniß die Gegenstände der Natur an sich selbst und in ihren Verhältnissen untereinander zu beobachten strebt: denn sie vermissen bald den Maßstab, der ihnen zu Hilfe kam, wenn sie als Menschen die Dinge in bezug auf sich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßstab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens; diesem sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen, was ist, und nicht, was behagt. So soll den echten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er soll ihre Bildung, ihr Verhältnis zu dem übrigen Pflanzenreiche untersuchen, und wie sie alle von der Sonne hervorgehoben und beschienen werden, so soll er mit einem gleichen ruhigen Blicke sie alle ansehen und übersehen und den Maßstab zu dieser Erkenntnis, die Data der Beurteilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen, die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und in Verhältnis mit andern betrachten und denselben nicht unmittelbar begehren oder verabscheuen, so werden wir mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Theilen, seinen Verhältnissen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände untereinander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns ist. Wissen wir in Handlungen diese Erkenntnisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir Klug genannt zu werden. Für einen jeden wohlorganisierten Menschen, der entweder von Natur mäßig ist oder durch die Umstände mäßig eingeschränkt wird, ist die Klugheit keine schwere Sache: denn das

Leben weist uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben diese scharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichsam allein ist, auf seine eigenen Tritte und Schritte achtgeben, sich vor jeder Übereilung hüten, seinen Zweck stets in Augen haben soll, ohne doch selbst auf dem Wege irgendeinen nützlichen oder schädlichen Umstand unbemerkt vorbeizulassen, wenn er auch da, wo er von niemand so leicht kontrolliert werden kann, sein eigener strengster Beobachter sein und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch sein soll, so sieht wohl jeder, wie streng diese Forderungen sind und wie wenig man hoffen kann, sie ganz erfüllt zu sehen, man mag sie nun an andere oder an sich machen. Doch müssen uns diese Schwierigkeiten, ja, man darf wohl sagen, diese hypothetische Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichste zu tun, und wir werden wenigstens am weitesten kommen, wenn wir uns die Mittel im allgemeinen zu vergegenwärtigen suchen, wodurch vorzügliche Menschen die Wissenschaften zu erweitern gewußt haben, wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen sie sich verirrt und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis spätere Erfahrungen erst wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.

Daß die Erfahrung, wie in allem, was der Mensch unternimmt, so auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich spreche, den größten Einfluß habe und haben solle, wird niemand leugnen, so wenig als man den Seelenkräften, in welchen diese Erfahrungen aufgefaßt, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichsam schöpferisch-unabhängige Kraft absprechen wird. Allein wie diese Erfahrungen zu machen und wie sie zu nutzen, wie unsere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder so allgemein bekannt noch anerkannt sein.

Sobald Menschen von scharfen frischen Sinnen auf Gegenstände aufmerksam gemacht werden, findet man sie zu Beobachtungen so geneigt als geschickt. Ich habe dieses oft bemerken können, seit-



dem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandle und, wie es zu geschehen pflegt, mich auch mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem, was mich soeben sehr interessiert, unterhalte. Sobald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bemerkten sie Phänomene, die ich theils nicht gekannt, theils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefasste Idee, ja gaben mir Anlaß, schnellere Schritte zu tun und aus der Einschränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangen hält.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsätzlich wiederholen und die Phänomene, die theils zufällig, theils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch.

Der Wert eines Versuchs besteht vorzüglich darin, daß er, er sei nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, sooft sich die bedingten Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur obenhin die Combinationen ansehen, die er zu diesem Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind und, man darf wohl sagen, täglich erfunden werden.

So schätzbar aber auch ein jeder Versuch, einzeln betrachtet, sein mag, so erhält er doch nur seinen Wert durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die miteinander einige Ähnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es können zwei Phänomene miteinander verwandt sein, aber doch noch lange nicht so nah, als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen, auseinander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann sich daher nicht genug in acht nehmen, aus Versuchen

nicht zu geschwind zu folgern: denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntnis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Pässe alle seine inneren Feinde aufslauern: Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschneelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag; alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist, als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten, daß ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja, daß nichts gefährlicher sei, als irgendeinen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrtümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu geraten, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolierter Teil unserer Erkenntnis; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolierte Erkenntnis zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt sein, aber noch näher verwandt scheinen, und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Es ist dieses der Natur der Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt, daß ich diesen Fehler oft begehe.

Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistens entspringt. Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreut sich nur einer Sache, insofern er

sich dieselbe vorstellt, sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältnis zu bringen, das sie, streng genommen, untereinander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorieen, Terminologieen und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unsers Wesens notwendig entspringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch ihrer Natur nach als isoliert anzusehen sind und von der andern Seite die Kraft des menschlichen Geistes alles, was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuern Gewalt zu verbinden strebt, so sieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgendein Verhältnis, das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon ausgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will.

Es entstehen durch eine solche Bemühung meistens Theorieen und Systeme, die dem Scharffinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr, als billig ist, Beifall finden, wenn sie sich länger, als recht ist, erhalten, dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmend und schädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen, daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln, daß er die übrigen so zu ordnen versteht, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und beiseite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen

lernen und bewundern und, insofern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Überhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erlaubte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligtum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinem Menschensinne wieder vindizieren, die Sache etwas leichter nehmen und von dem Stifter einer Sekte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagt: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug sein, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgendeiner Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung desselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt alles ankömmt, so ist es nötig, sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien; es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben oben gesehen, daß diejenigen am ersten dem Irrtume unterworfen waren, welche ein isoliertes Faktum mit ihrer Denk- und Urteilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meisten geleistet haben, welche nicht ablassen, alle Seiten und Modifikationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da alles in der Natur, besonders aber die allgemeineren Kräfte

und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem freischwebenden leuchtenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn grenzt, was zunächst auf ihn folgt. Dieses ist, worauf wir mehr zu sehen haben als auf das, was sich auf ihn bezieht. Die Vermannigfaltigung eines jeden einzelnen Versuches ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will. Dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrigläßt, jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu tun übriglassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe, in irgendeiner Sache abzuschließen.

Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner „optischen Beiträge“ eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst aneinander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle genau kennt und übersieht, gleichsam nur einen Versuch ausmachen, nur eine Erfahrung unter den mannigfaltigsten Ansichten darstellen.

Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern besteht, ist offenbar von einer höhern Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höhern Art loszuarbeiten, halt ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weist uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben.

Diese Bedächtlichkeit, nur das Nächste ans Nächste zu reihen oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns

einer Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart, und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Theilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden. Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr Darlegungen, Rekapitulationen als Argumente. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sei es mir erlaubt, einen Rückblick zu tun.

Man sieht den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen durchführt, und zwischen dem Beweis, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz isolierte Verhältnisse enthalten und dennoch durch Wiß und Einbildungskraft auf einen Punkt zusammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Ebenso kann man zugunsten eines Hypothese oder Theorie die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammenstellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu tun ist, mit sich selbst und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten und so die Erfahrungen der höheren Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, nebeneinander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet und in ein solches Verhältnis gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen unerschütterlich stehen.

Die Elemente dieser Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von jedem untersucht und

geprüft werden, und es ist nicht schwer zu beurteilen, ob die vielen einzelnen Teile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können; denn hier findet keine Willkür statt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch isolierte Versuche gleichsam als durch Argumente beweisen wollen, wird das Urtheil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Zweifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Wiß an denselben, wie sie nur mögen: es wird nicht schädlich, ja, es wird nützlich sein. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdenn einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sei. Auf diese Weise wird unterschieden, was zu unterscheiden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und reiner vermehren, als wenn man die späteren Versuche, wie Steine, die nach einem geendigten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt beiseite legen muß.

\*

Nicht mehr auf Seidenblatt  
Schreib ich symmetrische Reime;  
Nicht mehr faß ich sie  
In goldne Ranken;  
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,  
Überweht sie der Wind, aber die Kraft besteht,  
Bis zum Mittelpunkt der Erde  
Dem Boden angebannt.  
Und der Wanderer wird kommen,

Der Liebende. Betritt er  
 Diese Stelle, ihm zuckts  
 Durch alle Glieder.  
 „Hier! vor mir liebte der Liebende.  
 War es Medschun, der zarte?  
 Ferhad, der kräftige? Dschemil, der daurende?  
 Oder von jenen tausend  
 Glücklich-Unglücklichen einer?  
 Er liebte! Ich liebe wie er,  
 Ich ahnd ihn!“  
 Suleika, du aber ruhst  
 Auf dem zarten Polster,  
 Das ich dir bereitet und geschmückt.  
 Auch dir zuckts aufweckend durch die Glieder.  
 „Er ist, der mich ruft, Hatem.  
 Auch ich rufe dir, o Hatem, Hatem!“

## G E S P R Ä C H

### Z W I S C H E N W I L H E L M M E I S T E R U N D D E R S C H Ö N E N - G U T E N

Nach Tische ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher, aber eben deshalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang, ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht, sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr gewisse Schwermut, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte, seien es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen. Sie verneinte lächelnd, daß dies der Fall sei. Ich habe, fuhr sie fort, wie Sie zuerst hereintraten, einen von denen Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Kredit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden, als ich mein Geld vorrätig wußte,



man mochte die ganze Summe oder einen Teil verlangen. Was mich aber drückt, ist doch eine Handelsfuge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Täler sich durchs Gebirg schlingen, wie das, wodurch Sie herabkamen, noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor, das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die gepuzte Menge allseits andringend gestern das erfreulichste Zeugnis gab; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.

Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere; entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen oder aufzubrechen, die Besten und Würdigsten mit sich fortzuziehen und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen. Eins wie das andere hat sein Bedenken, aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen?

\*

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! –  
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,  
Ist längst vorbeigegangen;  
Was mit und an dir liebte, litt,  
Hat sich wo anders angehangen.  
Die Jugend ist um ihretwillen hier,  
Es wäre törig, zu verlangen:  
Komm, ältele du mit mir.

AUS DEN MAXIMEN UND  
REFLEXIONEN, AUS DEN SPRÜCHEN  
UND AUS DEN WERKEN

Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein beharrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut? Und selbst, wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugnis gibt.

O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen:  
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,  
Als könnte jeder nur am Platz des andern  
Befriedigung verworrtner Wünsche finden,  
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr  
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,  
Von Einem Strom vermischt dahingerissen,  
Im Ozean uns unbemerkt verlören.  
O! laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,  
Was uns und unser Volk erhalten kann,  
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrölet, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter wars, das den Sokrates durch Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Hussens verbrannte: die Zeitalter sind sich immer gleichgeblieben.

Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß.

Die Gedanken kommen wieder, die Überzeugungen pflanzen sich fort; die Zustände gehen unwiederbringlich vorüber.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten: eine Idee darf nicht liberal sein! Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal sein; denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Der Glaube ist ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfskassen gibt, woraus man in Tagen der Not einzelnen ihr Bedürfnis reicht; hier nimmt der Gläubige sich seine Zinsen im stillen selbst.

Kennte der Jüngling die Welt genau,  
Er würde im ersten Jahre grau.

In der Welt kommts nicht drauf an, daß man die Menschen kenne, sondern, daß man im Augenblick klüger sei als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugnis.

Die Natur gerät auf Spezifikationen wie in eine Sackgasse: sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück; daher die Hartnäckigkeit der Nationalbildung.

Jedes Existierende ist ein Analogon alles Existierenden; daher erscheint uns das Dasein immer zu gleicher Zeit gesondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu sehr, so fällt alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich alles ins Unendliche. In beiden Fällen stagniert die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getötet.

Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resigniere oder innerhalb einer hypothetischen Beschränkung meines bornierten Individuums.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?  
Das Wesen, wär es, wenn es nicht erschiene?

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung, als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel; deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zugrunde richten, und mit Recht. Glücklicherweise ist der Sinnenreiz, den sie bewirkt, so flüchtig, und sie muß, um zu reizen, ins Übertriebene gehen. Dieses schreckt die übrigen Künstler glücklicherweise sogleich ab; doch können sie, wenn sie klug und vorsichtig sind, viel dabei lernen.

Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eignen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Ein irdischer Verlust ist zu bejammern,  
Ein geistiger treibt zur Verzweiflung hin.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Alles, was wir treiben und tun, ist ein Abmüden; wohl dem, der nicht müde wird!

Zu nah liegt eine freche Kälte neben  
Der heißesten Empfindung unster Brust.

Man kann nicht für jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Ein dürres Blatt, im Wind getrieben,  
Sieht öfters einem Vogel gleich.

Die Mängel erkennt nur der Lieblose; deshalb, um sie einzusehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hiezu nötig ist.

Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Narrenpoffen, sagte er, sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe,

vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommts an.

Wenn alle Bande sich auflösen, wird man zu den häuslichen zurückgewiesen.

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,  
Sobald der Pol den Pol berührt.

Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe. Eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihresgleichen hervorzubringen.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt.

Die christliche Religion ist eine intentionierte politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist.

Man könnte zum Scherze sagen, der Mensch sei ganz aus Fehlern zusammengesetzt, wovon einige der Gesellschaft nützlich, andre schädlich, einige brauchbar, einige unbrauchbar gefunden werden. Von jenen spricht man Gutes: nennt sie Tugenden; von diesen Böses: nennt sie Fehler.

Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig,  
Nun abnehmend in Eil, könnten gefallen sie mir.

Wer wohl versteht, was so sich schickt und ziemt,  
Versteht auch seiner Zeit ein Kränzchen abzujaßen;  
Doch bist du nur erst hundert Jahr berühmt,  
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Wenn ich bis an mein Ende rastlos fortwirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.

Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.

MAX HECKER  
GOETHE'S TOD

„Es geht mir schlecht: denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt“, so beklagt sich Goethe am 22. Mai 1822 mit scherzhafter Verdrießlichkeit in einem Gespräche mit dem Kanzler v. Müller. Er hat Ähnliches auch wohl sonst gesagt. In fröhlicher Gesellschaft hatte er am 12. August 1801 die Ruine Pless bei Göttingen besucht; als er sich vierzehn Jahre später dieses Ausflugs erinnert, faßt er seine damalige Empfindung in heiter-ernster Klage zusammen:

Auf diesen Trümmern hab ich auch gefessen,  
Bergnügt getrunken und gegessen,  
Und in die Welt hinaus geschaut;  
War aber wenig nur davon erbaut.  
Kein liebes Kind gedachte meiner,  
Und ich fürwahr gehörte keiner:  
So war die ganze Welt umgraut.

Diese Worte, so harmlos-neckisch sie klingen, eröffnen tiefen Zugang in des Dichters eigenstes Wesen; unter dem Bilde anmutiger Liebeständelei verbirgt sich die Offenbarung einer seelenhaften Grundstimmung, die für alle seine Beziehungen zur wechselnden Umwelt, für sein gesamtes Handeln und Leiden gültig ist. Ihm

ist nur dann das Leben lebenswert, wenn ihn eine geistig-sittliche Erscheinung des menschlichen Daseins, wenn ihn das Rätsel der geheimnisvollen Natur zu lebendiger Teilnahme aufruft. Wie seines Herzens wird er seines ganzen Ichs nur in dauernder Bewegung bewußt: er will lieben und geliebt werden, er will ergriffen werden und ergreifen, er will wirken und im Wirken wachsen, er will schenken und in der Verschwendung sich bereichern. So wirbt er mit unermüdlicher Liebeskraft um die wandelbar-ewigen Formen der Natur und Kunst, die sich ihm mit Zuneigung öffnen, wie sich das Herz einer Braut dem Geliebten erschließt. Darum hat er das Leben so lange festgehalten und das Leben ihn, weil er ihm stets erneuten Inhalt gab; über manchen gefährlichen Krankheitsanfall hinüber hat er Tag an Tag und Jahr an Jahr gebunden, weil er Werk an Werk und Ziel an Ziel zu reihen wußte. Aus seinem Schöpferwillen hat sein physisches Dasein Dauer und die Möglichkeit ununterbrochener Selbsterneuerung geschöpft: das Neue findet ihn immer wieder neu. Die gewaltige Faustdichtung, sie, die strenge Freundin aus stürmender Jugend, die mahnende Begleiterin durch ein strebend bemühtes Mannestum hindurch bis hinein in bedachtsames Greisenalter, sie vor allem hat den Dichter ans Leben gekettet; wie sie alle seine Kräfte in Anspruch nahm, so hat sie auch alle Kräfte lebendig erhalten. Dieses Werk, einmal ans Licht des Tages gehoben, hat nicht geduldet, daß sich das Leben seines Schöpfers vollende, ehe es nicht selbst vollendet sei.

Und nun liegt seit der Mitte des Augusts 1831 der Faust vor dem Dichter fertig da; schon das Tagebuch vom 22. Juli meldet: „Letztes Mundum. Alles Reingeschriebene eingehftet.“ Das gewichtige Manuskript, von Schreiberhand geschrieben, von Goethe selbst vielfach gebessert und ergänzt, wird eingesiegelt, damit nun endlich ein wirkliches Ende sei; es ist dazu bestimmt, den Bänden des dichterischen Nachlasses dereinst vermehrtes Gewicht zu geben. Wer will sich erdreisten, den Gefühlen nachzuspüren, mit denen Goethe die kostbaren Blätter in ihre Hülle geborgen haben wird:



das „Hauptgeschäft“ ist abgetan, des Lebens letztes Ziel erreicht. Zwar hat der Nimmermüde schon lange vorher neue Fäden an-  
gesponnen, die in die Folgezeit hineinleiten, er hat sich, nun da im  
Reiche der Dichtung der Gipfel beharrlichen Schritts erreicht ist,  
zur Naturwissenschaft gewendet: er ordnet ältere morphologische  
Arbeiten für die künftigen Nachlaßbände, er gibt aufs neue den  
„Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“ von 1790  
heraus, den er mit bedächtigem Bericht über den Gang seiner  
botanischen Studien versieht, er will seine Betrachtungen über  
die Spiraltendenz der Gewächse zusammenschließen, er erwägt  
den Gedanken, die Farbenlehre, dieses sein vielgeliebtes Schmer-  
zenskind, „zwar nicht zu einem Lesebuch, aber doch zu einem  
lesbaren Buche“ zusammenzudrängen. Auch ist auffallend, wie  
sehr sich der Briefwechsel mit Zelter, mit Marianne v. Wil-  
lemer belebt. Aber alle diese Pläne und Beschäftigungen sind  
doch nur ein letztes Verweben der Schaffelust; die gespannten  
Saiten eines gewaltigen Geistes, die mit mächtigen Akkorden die  
Welt gefüllt hatten, schwingen noch lange in immer leiserem  
Verzittern, ehe sie für immer verstummen. Das Hauptgeschäft  
ist vollendet; der Mittelpunkt, um den dieses tätige Leben gekreist  
hat, ist aufgehoben.

Einundachtzig Jahre ist Goethe alt, als er am 28. August 1831,  
sieben Monate vor seinem Abscheiden, den letzten Geburtstag  
feiert: „Faust, im höchsten Alter wandelnd.“ Nicht ohne Spuren  
zu hinterlassen, ist die Flucht der Zeit mit Freude und Schmerz,  
mit Arbeit und Spiel, mit Liebe und Haß über dieses königliche  
Haupt dahingegangen: das Haar über der gefurchten Stirne ist  
ergraut, die Schläfen sind eingefallen, die Wangen schlaff, in die  
Hornhaut des braunen Auges, des strahlenden, das weit geöffnet  
war, alle Schönheit und Merkwürdigkeit der Erde freudig zu  
erfassen, hat sich ein mißfarbener Altersring eingegraben, und die  
Lippen sind schmal geworden und pressen sich fest aufeinander,  
als gelte es, ein tiefstes Weltgeheimnis zu bewahren. Auch die  
Gestalt zeigt nicht mehr die selbstbewußt aufrechte Haltung der

Mannesjahre: wenn jetzt der Greis sinnend seinen stillen Kloster-  
garten durchschreitet, so trägt er Kopf und Nacken leicht vor-  
geneigt; seine Schultern senken sich sacht der endlichen Ruhe zu.  
Ob er wohl, wenn er auf schweigsamem Gang zwischen duftenden  
Beeten dann vor einer Blume betrachtend Halt macht, unter dem  
Farbenschmelz ihrer Blüte den geheimnisvollen Lettern nach-  
forscht, die das ewige Schicksal unvermeidbarer Vergänglichkeit  
verkünden? Um wieviel hinfälliger und flüchtiger ist die Blume  
als der Mensch, und doch ist sie dauerhafter als er; denn weil ihr  
bewußte Individualisation in animalischem Sinne versagt ge-  
blieben ist, kennt sie kein bewußtes animalisches Sterben, und die  
Blume des künftigen Jahres ist dieselbe wie die heutige, von ihr  
nur in der Erscheinung unterschieden. Ob der Hochbetagte, der  
einst so Lebensfreudige, der sich sonst immer mit entschiedenster  
Daseinsbejahung von jedem Gedanken an Tod und Grab abge-  
kehrt hat, nun nicht täglich williger dem nahenden Tage entgegen-  
läuscht, der auch ihn der schönen und lehrreichen Erde entrücken  
wird? Wohl war es ein Bild erhabensten Menschentums, dieses  
Leben unverdrossener Arbeit und Mühe, jedem strebenden Geiste  
eine Mahnung, auch in bescheidenstem Kreise seiner zugewiesenen  
Pflicht Genüge zu tun; aber mit schauernder Ehrfurcht sehen wir  
die gelassene Hoheit, mit der sich ein Auserwählter allgemeinem  
Menschenlose unterwirft.

An dem letzten Geburtstage, den das Schicksal ihm schenkt,  
nimmt Goethe Abschied vom Leben. In Weimar enthüllt man  
das gewaltige Bildwerk, das schon jetzt den noch Lebenden in der  
mythisch übermenschlichen Größe darstellt, mit der er über flacher  
Nachwelt ragen wird, die von David d'Angers geschaffene Büste.  
Goethe ist nach Ilmenau gefahren, jenem kleinen Städtchen im  
Thüringer Walde, das einst so viele übermütig-laute und seelenvoll-  
glückliche Tage gesehen hatte. Er sucht am 27. August auf der  
Gipfelhöhe des Rickelhahns die Jägerhütte auf, die ihm in jener  
denkwürdigen Mondnacht des 6. Septembers 1780 anspruchloses  
Obdach geboten hatte; er will hier oben ein Erinnerungsfest, ein

Abschiedsfeft begehen. Er will das Ende an den Anfang anknüpfen. Wie man von hohem Berge ins Thal hinabschaut, so will er vom letzten Gipfel des Lebens mit beruhigtem Blick in die Vergangenheit niederblicken: das Gelungene tritt vor und erheitert, das Mißlungene ist vergessen und verschmerzt. Er „re-kognosziert“ sein „Nachtlied“, das er damals mit flüchtigen Bleistiftzügen an die Bretterwand angeschrieben hatte, und die tröstlichen Worte:

Warte nur, balde  
Ruhest du auch,

damals nur die Verheißung der besänftigenden Ruhe eines stillen Schlafes, aus dem ein neuer Morgen ihn zu neuer That und neuer Liebe wecken soll, werden nun zum Ausdruck der Gewißheit jener tieferen Nacht, der kein irdisches Erwachen folgt. Er wehrt sich gegen diese Gewißheit nicht mehr: sein Leben ist ausgelebt. Die gleichmütige Natur, wie sie vor Goethes müdem Auge daliegt, ist die alte, vertraute geblieben im heiligen Wechsel von Blüte und Frucht; aber die Welt hat sich geändert. „Nun wollen wir gehen“, spricht Goethe auf dem Rieckelhahn zu seinem Begleiter und wendet sich entschlossen zum Abstieg. Den Heimgekehrten umfängt sein Haus mit der warmen Behaglichkeit altgewohnter Verhältnisse. Die Enkel bringen ihre kindlichen Sorgen und Freuden getragen, die Schwiegertochter die Aufregungen einer vergnügungssüchtigen Gesellschaft. Die vertrauten Freunde sitzen in heiter-geistreichem Gespräche an seinem gastlichen Tisch, anmutige Frauen wetteifern, die kleinen Gaben ihrer Verehrung darzubringen, jeden Donnerstag tritt zu festgesetzter Stunde die Großherzogin ein. Ein letztes Mal poltert Zelter in die abgeschiedene Dichterstube, um mit derbem Wis das Getriebe Berlins in dem stillen Raume aufsteigen zu lassen. In einsamen Stunden neigt sich Goethe über kostbare Blätter seiner Kunstsammlung; abends muß Ottilie vorlesen, und mit gütiger Duldsamkeit läßt der Alte es geschehen, daß ihre unruhigen Gedanken mehr einen unbeständigen Helden ihrer schweifenden



Weimar 1802 n. d. n. gez. v. Heinrich Platthaus  
23. März,



Liebessehnsucht als die Feldherrn des griechischen Geschichtsschreibers umflattern. Dem Blicke des Seelenkünders kann es nicht verborgen geblieben sein, welche Gefahren durch die zügellose Phantastik dieser lebensgierigen Frau heraufbeschworen werden können: so hat er denn beizeiten daran gedacht, über seine dereinstige Hinterlassenschaft feste Bestimmungen zu treffen. In langwierigen Verhandlungen mit dem Kanzler v. Müller entworfen, liegt sein Testament, das die drei Enkelkinder zu Universalern einsetzt, schon seit dem 6. Januar 1831 unterschrieben da; Nachträge vom 22. Januar und 15. Mai geben Anweisung, wie mit dem schriftstellerischen Nachlaß zu verfahren sei. Ein umsichtiger Familienvater hat nach bestem Wissen sein Haus bestellt; er legt den Ausgang seiner treuen Überlegungen vertrauensvoll auf die Kniee der Götter.

So geht der Winter dahin, im sonst so kalten Thüringen ein trüber regnerischer Winter. Nur selten fällt scharfer Frost vom wolkenlosen Himmel. Schon um die Mitte des Januars 1832 bricht das Eis der Saale; schon um den 17. März verkünden rauhnasse Stürme das Nahen des Frühlings. Trotz ungünstiger Witterung werden am 13. und 14. März mittägige Spazierfahrten gewagt; der Dichter, so möchte man meinen, sucht durch seine verwegene Ungeduld das Nahen der lang entbehrten Sonne zu beschleunigen. „Fragt man mich,“ so hatte er erst vor wenigen Tagen in einer tiefsinnigen Unterhaltung mit Eckermann gesprochen, „fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich: durchaus! Denn sie ist eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbeate in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns.“ Er hat die Sonne des jungen Jahres nicht mehr gesehen; die Ausfahrt des 14. März ist die letzte geblieben. Donnerstag, der 15. März, ist der letzte Tag, für den die Reinschrift des Tagebuches den üblichen Überblick enthält. Auch für sein Tagebuch hat Goethe vorbereitende

Entwürfe herzustellen gepflegt; ein einziger hat sich davon erhalten: eben der, der der letzte geblieben ist. Er trägt zunächst einen knappen Entwurf zu dem ausführlichen Tagebucheintrag von Donnerstag, dem 15. März. Dann heißt es: „Freitag, den 16. ejusdem. Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht.“ Dann folgt noch die Überschrift des nächsten Tages: „Sonnabend“. Und dann folgt nichts mehr! Der Tod schickt sich an, sein unwiderrufbares Finis unter Tagebuch und Leben zu setzen; das Sterben beginnt.

Wir wissen: Goethe ist gestorben, weil seine Sendung durchaus erfüllt war. Nach Vollendung seiner schicksalgesetzten Aufgabe mußte das tragende Leben in den Urgrund der Dinge zurücksinken. Aber wir wollen auch erfahren, welchen Mittels sich die lösende Natur bedient hat, die Vereinigung der geistig-körperlichen Kräfte aufzuheben. In jener Todesanzeige, mit der die Hinterbliebenen den Freunden das Hinscheiden Goethes bekannt gemacht haben, heißt es: er starb „am Sticfluß infolge eines nervös gewordenen Katarthalfiebers“. Wir dürfen annehmen, daß unter Katarthalfieber eine durch Erkältung hervorgerufene Erkrankung an Grippe oder Influenza zu verstehen sei, wie denn eben damals die Grippe in Weimar und anderen Orten als endemische Krankheit nicht selten war. Diese Grippe ist zum Teil in ein Nervenfieber übergegangen, das Herz hat sich der fieberhaften Infektion gegenüber als zu schwach erwiesen, eine Lungenlähmung ist die Folge gewesen. So ist Goethe gestorben.

Über Goethes letzte Lebenstage und seinen Tod liegen mehrere Berichte vor, die nicht in allen Einzelheiten übereinstimmen. Es liegt uns fern, ihre Aussagen kritisch gegeneinander abzuwägen. So steht es gleich anfangs nicht fest, bei welcher Gelegenheit Goethe sich die verhängnisvolle Erkältung zugezogen haben mag, die des Endes Anfang gewesen ist. Am 15. März, einem Donnerstag, fühlt sich Goethe unbehaglich, er ißt wenig und ohne Appetit und geht zeitig zu Bette. Die Nacht ist unruhig, Frost wechselt mit Hitze, ein häufiger trockener Husten quält den

Schlaflosen, in den äußeren Theilen der Brust macht sich Schmerz fühlbar. So wird denn am Morgen der Arzt gerufen: es ist Freitag, der 16. Hofrat Dr. Carl Vogel kommt, ein Mann, den Goethe als Menschen und als Mediziner aufs höchste schätzt. Der Kranke schlummert, als Vogel gegen acht Uhr bei ihm eintritt; er erwacht, ohne sich sogleich ermuntern zu können. Der matte Blick der geröteten Augen, die wiederholten Hustenanfälle, die Heiserkeit der Stimme, die Zerschlagenheit der Glieder, vor allem aber eine ungewöhnliche Teilnahmlosigkeit sind bedenkliche Zeichen. Angemessene Arznei und leichteste Nahrung werden verordnet. „Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht“: so der Entwurf zum Tagebuchbericht, der letzte! Eine sichtliche Besserung zeigt sich im Laufe der Stunden: der Kopf wird freier, der Blick lebhafter, der Husten seltener, die Haut scheint sich mit wohlthätigem Schweiß bedecken zu wollen; in den Abendstunden hat sich der Geist schon so weit zur sonstigen Regsamkeit zurückgefunden, daß Freund Niemer für ein leichtes Geplauder über Sprachstudien Aufmerksamkeit erwarten darf. Die Besserung schreitet in den nächsten Tagen stetig fort: will der Tod noch einmal an dem verehrten Haupte vorübergehen? Die Nächte füllen sich mehr und mehr mit erquickendem Schlaf, der Husten schwindet, die Brustschmerzen sind gewichen. Die Eßlust belebt sich: ein Glas des üblichen Würzburger Tischweins zum Mittag, ein Glas Madeira zum Frühstück darf erlaubt werden. Schon am Sonntag, dem 18. März, verläßt Goethe für mehrere Stunden das Bett, am Montag bleibt er fast den ganzen Tag über auf. Er ist noch matt und körperlich angegriffen; aber das Gemüt ist heiter, die Aufmerksamkeit lebendig. Die Neigung zur Beschäftigung kehrt zurück: ein französisches Heft wird gelesen, eine Kupferstichmappe durchgesehen; der sichtlich Genesende fragt nach den Vorgängen seines Amtsbereichs. Er wird täglich gesprächiger, die Freude an scherzhafter Unterhaltung wacht wieder auf. Um die Mitte der Nacht vom 19. zum 20. März aber, vom Montag zum Diens-



tag, wacht Goethe auf, er empfindet Kälte, die sich, von den Händen aufsteigend und immer stärker werdend, über den ganzen Körper verbreitet, der frühere Schmerz fällt die gequälte Brust mit vermehrter Heftigkeit an. Der Diener möchte den Arzt rufen, Goethe erlaubt es nicht, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei“. Vogel wird erst am Morgen um  $1\frac{1}{2}$  Uhr herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartet ihn. Fürchterlichste Angst und Unruhe treiben den Kranken mit jagender Hast bald ins Bett, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klappern vor Frost. Der Schmerz der Brust preßt dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge sind verzerrt, das Antlitz aschgrau, die trüben Augen tief in ihre Höhlen gesunken, der Blick drückt die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper trieft von Schweiß, der schnelle Puls ist kaum zu fühlen, heftigster Durst quält den Kranken. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte geben die Besorgnis vor einer Wiederholung jenes Blutsturzes zu erkennen, der schon einmal, im November 1830, den durch den Tod des Sohnes aus allen Lebensfugen gerissenen Greis dem Grabe nahegebracht hatte. Schnelles Handeln ist geboten. Es gelingt dem Arzt in anderthalbstündiger Mühe noch einmal, den allgemeinen Zustand zu bessern, den Schmerz der Brust zu beseitigen; schwacher Zimtaufguß, mit Wein gemischt, stillt den heftigen Durst. Der Abend sieht den Kranken in leidlichem Behagen. Schon am Vormittag hatte er, halb bewußt- und willenlos, eine Anweisung an die Kassenverwaltung unterzeichnet, der jungen Bildhauerin Angelika Jacius als Beitrag für ihren Studienaufenthalt in Berlin hundert Taler auszuzahlen; nun am Abend freut er sich, von Vogel zu vernehmen, daß auch eine andere Vergütung, die er dringlich befürwortet hatte, durch großherzogliches Reskript bewilligt worden sei: er bleibt „liebevoll bis zum letzten Hauche“. Eine Freundin der Schwiegertochter, die reizende Gräfin Louise Baudreuil, sendet ihm ihr Bild: der letzte Gruß der herrlichen Gotteswelt, die dieses bewegliche Herz so oft beglückt hat, ist ein Abbild weiblicher

Schönheit. „Nun, der Künstler soll gelobt werden,“ spricht Goethe, „der nicht verdarb, was die Natur so schön vollendete.“ Bekleidet mit seinem weißen Schlafrock, eine leichte Decke über den Beinen, die Augen geschützt durch einen grünen Schirm, so sitzt der verehrungswürdige Greis im Lehnstuhl neben dem Bette, freundlich und gefaßt, verklärt in seiner rührenden Schwäche. Bis auf wenige Tage ist es nun gerade ein Jahr her, daß Goethe den eben gekauften grünen Lehnstuhl dem getreuen Eckermann gezeigt hatte: „Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen“, hatte er damals gesagt – nun benutzte er ihn, um darin zu sterben!

Aber noch ein voller Tag ist ihm im Dasein vergönnt: der 21. März, ein Mittwoch. Wie ein freiheitslüsterner Vogel, der auf der Schwelle seines Käfigs die Flügel ausbreitet und wieder zusammenfaltet, zaudernd, ob er dem liebgewordenen Gefängnis entfliehen soll, so Goethes Geist; immer wieder wird der geistig-körperliche Niedergang durch hoffnunggebende Pausen unterbrochen, in denen der Atem freier geht und die verschattenden Schleier sich von Augen und Seele sichtlich hinwegheben. Bis weit in den Vormittag hinein bleibt ein zaghafter Ausblick auf Besserung gestattet; am Nachmittag sogar zuckt die erlöschende Flamme noch einmal schüchtern empor. Aber dann entscheidet sich. Ein leises Rasseln in der Brust, schon am Vormittag vernehmbar, im Verlauf des Tages in lauterem Röcheln übergehend, kündigt die todbringende Lungenlähmung an. Der kalte Körper ist von Schweiß überströmt, die Kälte steigt, der Puls verliert sich, das Antlitz wird fahl. Die Sinne schwinden; immer häufiger folgen sich immer längere Dämmerzustände.

So kommt die Nacht, die nur zu kurze letzte Lebensnacht, die der langen Nacht des Todes vorangeht. Aus schlafähnlicher Benommenheit kehrt der Sterbende hin und wieder zum Bewußtsein zurück; er befiehlt dem Diener Friedrich, ein zeitgeschichtlich-politisches Buch, das die Großherzogin geschickt hat (es ist des schweizerischen Staatsmannes Salvandy „Seize Mois ou la Révolution de 1830 et les Révolutionnaires“), aufzuschneiden

und zwischen zwei Lichtern vor ihn hinzulegen: mit schwacher Hand wendet er die Blätter, zu lesen vermag er nicht mehr. Und dann der letzte Morgen, der Morgen des 22. März. Friedsam und still ruht Goethe im grünen Lehnstuhl. Neben ihm kauert auf dem Bette Ottilie; sie war am Tage zumeist fern geblieben und hatte nur in gefahrdrohenden Nächten im Arbeitszimmer gewacht; nun hält sie die Hand des Scheidenden. Im Arbeitszimmer weilen mit ihrem Hauslehrer die Enkelknaben, bei ihnen der Diener Friedrich und Goethes Sekretär Johann John. In einem anderen Raume harren die nächsten Freunde und Arbeitsgenossen des Ausgangs: Riemer, Eckermann und Kräuter, Soret, Coudray und der Kanzler v. Müller; Dr. Vogel geht ab und zu. Gelegentlich tritt der eine oder andere von ihnen in die enge Lüre des Schlafstübchens und lauscht auf die Atemzüge des Schlummernden, auf die zusammenhanglosen Worte, die er träumend vor sich hinmurmelt. Die Züge des gesenkten Antlitzes sind beruhigt; die Furcht des Irdischen ist von dem Wollendeten abgefallen, der den schweren Kampf der Todesnot bereits in jenem Angstanfall des 20. März überstanden hat. In letztem Spiele scheint die erlöschende Phantasie schwache, heitere Bilder durch das verdämmernde Bewußtsein zu werfen. Die Leiden der Krankheit sind gewichen; kein Gedanke des nahen Endes, kein Vorgefühl des Todes beunruhigt die Seele, die, in ihrer Schwäche keiner klaren Begriffe mehr fähig, sich eher an dem Truggedanken baldiger Genesung zu ergötzen scheint.

Gegen neun Uhr verlangt Goethe zu trinken; er richtet sich im Sessel auf und leert das mit Wein und Wasser gefüllte Glas. Dann erhebt er sich vollends, unterstützt von John und Friedrich, und fragt stehend, welches Datum man schreibe. Man erwidert: den 22. März. „Also hat der Frühling begonnen,“ sagt Goethe, „und wir können uns um so eher erholen.“ Er setzt sich in seinen Lehnstuhl, er verfällt in leichten Schlummer, er beginnt zu träumen und flüstert abgebrochene Sätze. Das Gemälde der Gräfin Baudreuil scheint vor ihm aufzutauchen; er murmelt: „Seht den

schönen weiblichen Kopf, mit schwarzen Locken, in prächtigem Kolorit auf dunklem Hintergrunde." Zu halber Besinnung flüchtig erwacht, spinnt er die Vorstellungen seiner Träume weiter: „Friedrich, gib mir die Mappe da mit den Zeichnungen." Eine Mappe ist nicht da, so will Friedrich ein Buch reichen. „Nicht dies Buch, sondern die Mappe." Friedrich erklärt, eine Mappe sei nicht vorhanden. „Nun, so war's wohl ein Gespenst", sagt Goethe; er meint damit das von einem früheren Eindruck im Auge zurückgebliebene subjektive Bild. Er fragt nach der Zeit. Es ist zehn Uhr; Goethe fordert sein Frühstück. Man bringt kleingeschnittenes kaltes Geflügel, von dem Goethe einige Stückchen zu sich nimmt. Er möchte trinken; doch nach kurzem Schluck setzt er das Glas ab: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan?" Er bestellt für Mittag ein bestimmtes Gericht und wünscht, daß am nächsten Sonnabend Dr. Vogel, der ständige Tischgast dieses Tages, seine Lieblingsspeise finde. Von John und Friedrich läßt er sich ein letztes Mal aufrichten; aber er schwankt und sinkt in den Sessel zurück: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen", spricht er zu Ottilie. Und dann sein letztes Wort: „Öffnet doch den Fensterladen, damit mehr Licht hereinkomme." In Besinnungslosigkeit zurückgefallen, hebt er wie träumend die rechte Hand, der Mittelfinger scheint in der Luft Buchstaben zu malen, die Hand sinkt tiefer und tiefer, und der Finger fährt fort, auf der Kniedecke zu schreiben. Zur Rechten des Sessels steht Coudray: er sieht mit Schrecken, wie die Finger der Hände sich blau färben, er hebt den Augenschirm hinweg und sieht Goethes Auge gebrochen. Immer schwächer wird Goethe, und immer schwerer geht sein Atem, er drückt sich bequem in die linke Seite seines Sessels: er stirbt. Es ist II<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr.

Schon früh hat man begonnen, Goethes letztes Wort (daß es wirklich das letzte war, bezeugen Coudray in seinen unmittelbar nach Goethes Tode verfaßten Aufzeichnungen und der Kanzler v. Müller zu bedeutungschwerem Symbol für des Dichters ganzes Leben umzudeuten: „Mehr Licht!" Solche Vergeistigung lag nahe;

sie war nicht unberechtigt. Denn auch der karge Schein des trüben Vorfrühlingstages war jener heiligen Sonne entflohen, der Goethes Auge, weil es selbst sonnenhaft war, auch noch im Brechen zu begegnen strebte, auch er eine Wirkung ewiger Gott-Natur, in deren Schoß sein Göttliches zurückzukehren sich anschickte.

Im Vorraum zu Goethes Arbeitszimmer stand und steht noch heute eine hohe Uhr. Sie war vorzeiten im Flur des väterlichen Hauses aufgestellt gewesen; ihr Gang und Schlag hatte die Stunden des Knaben und Jünglings bezeichnet. Er hatte den vertrauten Klang wieder vernommen, als er nach langen Jahren, ein Mann auf der Höhe des Lebens und Ruhmes, in stiller Nacht an dem alten Hause vorübergeschritten war; ein fürstlicher Freund hatte dann das werthe Erbstück erworben und dem Dichter als Geburtstagsgabe dargebracht. Nun, in seiner Sterbestunde, hält Ottilie die Zeiger an: nun weisen sie noch immer auf jene Stunde. Die Zeit ist aufgehoben in diesen geweihten Räumen, die Goethes Leben und Goethes Tod gesehen haben: hier weht fühlbar der Hauch der Ewigkeit.

\*

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!  
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;  
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,  
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige  
Durch Folg aus Folge neue Kraft;  
Denn die Gesinnung, die beständige,  
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage  
Nach unserm zweiten Vaterland;  
Denn das Beständige der irdschen Lage  
Verbürgt uns ewigen Bestand.

*Gesungen bei Goethes Bestattung*

Chorus on Location  
my 23<sup>rd</sup> row

Alas My young Boy  
I'll miss our Glory in it,  
I abt My in King's  
I'm with to King's  
I abt My to King's  
I'm with to King's  
I'll miss our Glory in it,  
I abt My in King's  
I'm with to King's  
I'll miss our Glory in it,  
I abt My in King's  
I'm with to King's

—



# GOETHE

## IM INSEL-VERLAG

---

Was wär ich ohne dich, Freund Publikum?  
Al mein Empfinden Selbstgespräch,  
Al meine Freude stumm.





## I. Gesamtausgaben der Werke

*Goethe: Sämliche Werke* in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Frig Bergemann, Hans Gerhard Graf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 260.—

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf rund 15000 Seiten ausbreitet. Einer der wesentlichsten inneren Vorzüge dieser Ausgabe ist ihre Anordnung: die einzelnen Werke sind nach ihrer Zugehörigkeit in Gruppen geteilt, innerhalb dieser aber wieder zeitlich geordnet, ferner sind im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die nur die Lesarten verzeichnen, die wichtigsten Werke in den verschiedenen Fassungen wiedergegeben. So wurde der Faust in dreierlei Gestalt, der Werther von 1774 neben der völligen Umgestaltung von 1787, Wilhelm Meisters theatralische Sendung neben den Lehrjahren, die Stella aus dem Jahre 1776 neben der späteren Bearbeitung aufgenommen. Die naturwissenschaftlichen Schriften werden in einer den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden reichen Auswahl geboten, vor allem mit den zur Farbenlehre gehörigen 48 meist farbigen Tafeln.

Die Bände sind auch einzeln ohne Bandbezeichnung unter folgenden Titeln erhältlich:

- I. Romane und Novellen I. In Leinen M 10.—
- II. Romane und Novellen II (Wilhelm Meister). In Leinen M 9.—
- III. Autobiographische Schriften I (Dichtung und Wahrheit). In Leinen M 8.—
- IV. Autobiographische Schriften II. In Leinen M 8.—
- V. Autobiographische Schriften III. In Leinen M 9.—
- VI. Dramatische Dichtungen I (Faust). In Leinen M 6.—
- VII. Dramatische Dichtungen II (vor der italienischen Reise entstanden). In Leinen M 9.—
- VIII. Dramatische Dichtungen III (nach der italienischen Reise entstanden). In Leinen M 10.—
- IX. Kunstschriften I. In Leinen M 9.—
- X. Kunstschriften II. In Leinen M 9.—
- XI. Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M 9.—
- XII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte I. In Leinen M 9.—
- XIII. Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte II. In Leinen M 9.—

XIV/XV. Sämliche Gedichte in zeitlicher Folge. 2 Bände. In  
Leinen M 12.—

XVI/XVII. Naturwissenschaftliche Schriften. 2 Bände. In Leinen  
M 24.—

In gleicher Ausstattung erschienen die in den Abteilungen III und  
IV aufgeführten Briefe, Tagebücher und Gespräche (4 Bände), so  
daß Goethes Lebenswerk in einer einheitlichen Ausgabe von ins-  
gesamt 21 Bänden vorliegt.

*Goethes Werke* in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft  
herausgegeben von Erich Schmidt. 85. Tausend. In Leinen M 24.—;  
in Halbleder M 38.—

Diese Ausgabe, die unter dem Namen „Der Volksgoethe“ berühmt  
geworden ist, umfaßt:

I. Gedichte. Faust. — II. Dramen. — III. Romane. Novellen. Epische  
Dichtungen. — IV. Wilhelm Meister. — V. Dichtung und Wahrheit. —  
VI. Vermischte Schriften.

## II. Einzelausgaben der Werke

(Dünndruckausgaben, mit Ausnahme der Gedicht-Auswahl und der  
Liebesgedichte.)

*Dichtung und Wahrheit*. In Leinen M 8.—

*Farbenlehre*. Vollständige Ausgabe. Mit 32 farbigen Tafeln. Ein-  
geleitet von Gunther Ipsen. In Leinen M 12.—

*Faust*. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tra-  
gödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen  
M 4.—; in Leder M 7.50

*Sämliche Gedichte* in zeitlicher Folge. 2 Bände. In Leinen M 12.—;  
in Leder M 20.—

*Gedichte*. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans  
Gerhard Gräf. In Leinen M 3.50

*Italienische Reise*. In Leinen M 6.—

*Liebesgedichte*. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Papp-  
band M 3.—

*Naturwissenschaftliche Schriften*. Mit vielen Abbildungen und 32 far-  
bigen Bildtafeln. Herausgegeben von Gunther Ipsen. Zwei Bände.  
In Leinen M 24.—; in Leder M 34.—

*West-östlicher Divan*. In Leinen M 3.50

*Wilhelm Meister.* (Lehr- und Wanderjahre, Wilhelm Meisters Theatralische Sendung.) In Leinen M 9.—

### III. Goethes Briefe

*Goethes Briefe und Tagebücher.* Herausgegeben von Hans Gerhards Graf. Ausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 32.—

Leitgedanke dieser umfangreichen Auswahl war, alle dichterisch und menschlich bedeutsamen Äußerungen Goethes zu bringen, sowie alles, was bezeichnend ist für seine Anschauungen über Kunst und Leben, Gott und Welt. Über 1000 Briefe an die wichtigsten der Persönlichkeiten, die mit Goethe im Briefwechsel gestanden haben, und über 800 Tagebuch-Eintragungen sind hier zusammengestellt.

*Die Briefe des jungen Goethe.* Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. In Leinen M 3,50

*Briefe an Charlotte von Stein.* Nach den Handschriften neu herausgegeben von Julius Petersen. Vier Bände. In Leinen M 14.—

*Goethes Briefe an Frau von Stein.* In Auswahl herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3,50

*Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe.* Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Facsimiles. In Leinen M 7,50

Erst diese Ausgabe ermöglicht es uns, das dämonische Kind Bettina, ein Rätselwesen wie Mignon, in seinem wahren Verhältnis zu Goethe zu sehen. Die umfangreiche Einleitung folgt vorsichtig deutend dem Lebensweg Bettinas, schildert die Beziehungen zwischen dem Dichter und seiner „kleinen Freundin“ und zeichnet die Hintergründe zu diesem wechselvollen Spiel.

*Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer.* Herausgegeben von Max Hecker. In Leinen M 7.—

Der Briefwechsel mit Marianne von Willemer, der Suleika des West-östlichen Divans, ist nicht nur der einzig vollständig erhaltene, den Goethe mit einer geliebten Frau geführt hat, er ist auch durch die bezwingende Anmut von Mariannes Persönlichkeit von höchstem Reiz. Nach langem Fehlen liegt das Buch nunmehr in neuer, mustergültiger Bearbeitung durch Max Hecker vor.

*Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter.* Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Max Hecker. Drei Bände. In Leinen M 18.—

*August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe.* Herausgegeben von Josef Körner und Ernst Wiencke. In Leinen M 8.—

#### IV. Goethes Gespräche

*Goethes Gespräche mit Eckermann.* Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—

*Goethes Gespräche ohne die Gespräche mit Eckermann.* Ausgewählt von Floboard Freiherrn von Biedermann. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—

Aus der vollständigen fünfbändigen Sammlung von Goethes Gesprächen ist diese Gestalt und Wesen des Dichters spiegelnde Auswahl zusammengestellt, in der auf 750 Seiten die lebendigste und anschaulichste Goethebiographie geschaffen wurde, die sich denken läßt.

#### V. Goethes Handzeichnungen

*Dreißig Handzeichnungen Goethes.* In Originalgröße durch mehrfarbigen Lichtdruck wiedergegeben. Einmalige Auflage von 300 Exemplaren. Die Blätter in Passpartout, das Ganze in Leinenmappe. Subskriptionspreis M 225.—

Zum ersten Male seit der Erschließung des Goethischen Nachlasses vor 45 Jahren wird in originalgetreuen Facsimiles eine Reihe von Handzeichnungen des Dichters vorgelegt, die sein künstlerisches Schaffen von der Jugend bis ins Alter begleiten. Nicht Goethe, der Schüler von Zeichenmeistern, spricht aus den dreißig Blättern zur Nachwelt, sondern Goethe, der große Dilettant, der die Elemente der Kunst trotz mehrfacher Anläufe nicht voll eroberte, doch mit der Leidenschaft des Auges die Natur erfaßte, um bei aller Gebundenheit an die Sehweite seines Jahrhunderts diese ebensooft überraschend zu überfliegen. In solchem Sinne bietet die Mappe die künstlerisch stärksten Blätter aus Goethes Hinterlassenschaft.

#### VI. Goethe-Literatur

*Eugen Kühnemann: Goethe.* Zwei starke Bände. In Leinen M 24.—

Dieses zweibändige Werk, die Frucht der Denkarbeit von drei Jahrzehnten, stellt den Faust in den Mittelpunkt des Goethe'schen Lebens und entwickelt es an der Hand dieser unserer größten Dichtung. Es ist das Werk eines leidenschaftlich ergriffenen Menschen, eines Mannes, der, auf der Höhe eines reichen Lebens und fruchtbaren Wirkens stehend, jung geblieben ist und aus einer großen Liebe zu uns allen spricht.

**Franz Landsberger: Die Kunst der Goethezeit.** Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—  
Dieses zum Goethejahr 1932 erschienene Buch ist die erste wirkliche Kunstgeschichte dieser Zeit. Aus der Aschenbrödelrolle herausgenommen, die sie bisher in der Kunstgeschichte spielte, stellt sich uns hier die Kunst der Goethezeit als eine abgeschlossene, der Vergangenheit wie dem Kommenden gegenüber klar abgegrenzte Kunst-epoche dar.

**Goethe im Bildnis.** Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben von Hans Wahl. In Leinen M 6.50

Wie sah Goethe aus? Noch nie ist auf diese Frage eine so gründliche und umfassende Antwort gegeben worden, wie in diesem Buche, das zugleich die erwünschteste Ergänzung aller Goethebiographien ist.

**Jahrbuch der Sammlung Kippenberg.** Bisher erschienen neun Bände mit vielen Bildtafeln. In Halbleinen Band 1—9 zum Gesamtpreis von M 45.—

**Hans Wahl: Die Dornburger Schlösser.** Mit 17 Abbildungen. In Pappband M 3.—

**Oskar Walzel: Vom Geistesleben alter und neuer Zeit.** Gesammelte Aufsätze. Zweite, vermehrte Auflage. In Halbleinen M 8.—

Darin: Die künstlerische Form des jungen Goethe und der deutschen Romantik. — Goethe und das Problem der Faustischen Natur. — Goethes „Wahlverwandtschaften“ im Rahmen ihrer Zeit.

## VII. Goethe in der Insel-Bücherei

(Jeder Band 90 Pfennig)

**Chronik von Goethes Leben.** Zusammengestellt von Floboard Freiherrn von Biedermann. (Nr. 415)

Diese Aneinanderreihung der wichtigsten Daten und Tatsachen des Goethe'schen Lebens ist das getreueste Spiegelbild seiner körperlichen und geistigen Existenz und seiner Umwelt. Ehrfürchtig durchmessen wir in diesen Spalten die erstaunliche Weite und Breite seines Lebensweges.

**Emerson: Natur.** (Mit Goethes Hymnus an die Natur.) (Nr. 72)

**Faust in ursprünglicher Gestalt: Der Urfaust.** (Nr. 61)

**Goethe über seinen Faust.** (Nr. 44)

**Geschichte Gottfrieds von Berlichingen: „Der Urgötz“.** (Nr. 160)

**Hermann und Dorothea.** (Nr. 363)

- Novelle*. Mit 36 Zeichnungen von Bernhard Hasler. (Nr. 296)
- Die Metamorphose der Pflanzen*. (Nr. 380)
- Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg*. (Nr. 10)
- Goethes Lili in ihren Briefen*. (Nr. 255)
- Henrich Stillings Jugend*. Von Goethe bearbeitet und herausgegeben. (Nr. 248)
- Karl Friedrich Zelters Reisebriefe an Goethe*. (Nr. 244)
- Goethe-Lieder von Franz Schubert*. Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Herausgegeben von Max Friedländer. (Nr. 284)
- Emerson: On Nature, with Goethe's „Natur“*. (Pandora Nr. 4)

### VIII. Goethekreis und Goethezeit

- Die Briefe der Frau Rath Goethe*. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Sechste Auflage. In Leinen M 10.—
- Briefe von Goethes Mutter*. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Neue Ausgabe mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—
- Bettina von Arnim: Die Gûnderode*. Eingeleitet von Heinz Amelung. In Leinen M 6.—
- Beethovens Briefe*. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Neue Ausgabe. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.—
- Clemens Brentano: Frühlingskranz*. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. In Leinen M 6.—
- Carolinens Leben in ihren Briefen*. Eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.—
- „Sie ist nicht bloß eine Meisterin, sondern wirklich ein Genie im Brieffschreiben“ — so hat Runo Fischer von den Briefen Carolinens gesagt, die zwei bedeutenden Männern, August Wilhelm Schlegel und Schelling, vermählt gewesen ist.
- Chodowiecki: Von Berlin nach Danzig*. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste zu Berlin. In Pappband M 15.—
- Joseph von Eichendorff: Werke*. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schulz. In zwei Bänden. In Leinen M 7.50
- Johann Georg Hamann: Schriften*. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Widmaier. In Halbpergament M 6.—
- Die Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt*. Herausgegeben von Albert Leitzmann. In Leinen M 7.—

- Wilhelm von Humboldt: Briefe an eine Freundin* (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von Albert Leigmann. In Leinen M 3.50
- Heinrich von Kleist: Sämliche Werke*. Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. In Leinen M 10.—; in Leder M 16.—
- Briefe Heinrich von Kleists*. Herausgegeben von Friedrich Michael. In Leinen M 3.50
- Wolfgang Amadeus Mozarts Leben* in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leigmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Facsimiles. In Leinen M 7.50
- Romain Rolland: Beethovens Meisterjahre* (von der Eroica bis zur Appassionata). Aus dem Französischen übertragen von Lh. Mugenbecher. Mit 29 Abbildungen und einem Facsimile. In Leinen M 12.—; in Halbleder M 16.—
- Philipp Otto Runge: Sein Leben und sein Werk*. Von Paul Ferdinand Schmidt. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—
- Schiller: Sämliche Werke* in sieben Bänden. Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 80.—
- Arthur Schurig: Wolfgang Amade Mozart*. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Facsimiles. Zwei Bände. In Leinen M 18.—
- Wackenroder und Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*. Mit einer Einleitung von Oskar Walzel. In Leinen M 3.50
- Joachim Winckelmann: Kleine Schriften und Briefe*. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Leinen M 12.—

## IX. Liebhaber-Ausgaben

- Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand*. Dramatisiert von J. W. Goethe. Mit Lithographien von Werner Schmidt. 220 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Pappband M 15.—
- Die Leiden des jungen Werther*. Mit den elf Kupfern und einer Rödelstudie von Chodowiecki. In Pappband M 6.—; in Halbleder M 8.—
- Stella*. Ein Schauspiel für Liebende. In der ursprünglichen Fassung. Gedruckt als vierter Druck der Staatlichen Akademie für Buchgewerbe und Graphik zu Leipzig in 320 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier. In Halbpergament M 20.—; in Lederhandband M 35.—



*Italienische Reise.* Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—

Es ist Goethes eigener Plan gewesen, eine illustrierte Ausgabe seiner „Italienischen Reise“ zu veranstalten, wozu die reiche zeichnerische Ernte jener Jahre aufgenommen werden sollte, sowohl was er selbst skizziert und ausgeführt, als was er von der Hand der Freunde und Kunstgenossen gesammelt und heimgebracht hatte. Dieser Plan, der einst an den Schwierigkeiten der technischen Reproduktion gescheitert ist, konnte erst in der Gegenwart mit den vollendeten Mitteln des Lichtdrucks ausgeführt werden.

*Katalog der Sammlung Kippenberg.* (Goethe. Faust. Mt-Weimar.) Zweite Ausgabe. Mit 73 Lichtdrucktafeln und Facsimiles. 600 numerierte Exemplare. Zwei Bände und ein Registerband. In Halbleder M 120.—

Dieser Katalog der größten Goethe-Sammlung, die sich in privatem Besitz befindet, erschließt die Welt Goethes in einer Fülle und Breite, wie sie an ein und derselben Stelle nirgends wieder anzutreffen ist. Drei Bände umfassen an Büchern, Handschriften, Kunstblättern, Plakaten und Silhouetten das Ganze der Goethe'schen Existenz.

## X. Vergriffene Ausgaben

*Goethe: Annette.* Facsimile-Wiedergabe der 1767 von Ernst Wolfgang Behrlich geschriebenen Liedersammlung des Leipziger Studenten J. W. Goethe. Hergestellt in den Werkstätten der Staatlichen Akademie zu Leipzig. Einmalige Auflage in 300 numerierten Exemplaren. 1923.

*Goethe: Das römische Carneval.* Nachbildung der Originalausgabe, Weimar und Gotha 1789, in 250 numerierten Exemplaren. Mit gestochenen Titel, den 20 illuminierten Tafeln und dem Originalumschlag. 1905.

*Goethe: Römische Elegien.* Facsimile-Ausgabe der Handschrift aus dem Goethe-Schiller-Archiv. Mit einem beigefügten Nachwort von Max Hecker. Einmalige Auflage in 240 Exemplaren. 1920.

*Goethe: Faust.* Eine Tragödie. Mit siebenzehn Lichtdrucktafeln nach den Lithographien von Eugène Delacroix. Einmalige Auflage. 615 Exemplare, davon Nr. 1–100 auf van-Gelder-Büttenpapier. 1912.

**Goethe: West-östlicher Divan.** Textrevision von Max Hecker. Gedruckt nach Angaben und mit Zeichnungen von Marcus Behmer in einer einmaligen Auflage von 1300 Exemplaren; davon 100 numerierte Exemplare auf Japanpapier. 1910.

**Goethe: Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf.** Leipzig, Bey Bernhard Christoph Breitkopf & Sohn. 1770. Lithographische Nachbildung der Originalausgabe in 300 Exemplaren, mit einem Nachwort von Albert Köster. 1906.

**Goethe: Die neue Melusine.** Mit acht Lithographien von W. Harwerth. Gedruckt als zweiter Druck der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe zu Leipzig in 350 Exemplaren. 1922.

**Goethe: Die Leiden des jungen Werthers.** Erster Theil – Zweyter Theil. Leipzig 1774, in der Beygandschen Buchhandlung. Faksimile-Neudruck in 500 numerierten Exemplaren. Titel-Bignette in Kupferdruck. 1907.

**Goethe: Die Leiden des jungen Werther.** Mit den elf Kupfern und sechs Lichtdrucktafeln nach Handzeichnungen von Chodowiecki. 400 numerierte Exemplare. In Nr. 1–25 erfolgte der Druck der Kupferstücke von den unverstählten Platten. 1910.

**Goethe: Hermann und Dorothea.** Mit Titel und Initialen von F. W. Meufens. Zweiter Druck der Ernst-Ludwig-Presse. Druck in Schwarz, Grün und Gold. 200 Exemplare, davon 20 auf Japanpapier. 1908.

**Goethe: Gott und Welt.** Einundzwanzigster Druck der Ernst-Ludwig-Presse. 100 Exemplare, davon 30 auf Japan. 1913.

**Die Natur.** Ein Hymnus von Goethe. Druck der Ernst-Ludwig-Presse. Erster Druck als Frühlingsgeschenk des Insel-Verlages in 120 Exemplaren, davon 20 auf Japan; zweiter Druck in 100 Exemplaren, davon 20 auf Japan. 1910 und 1911.

**Goethe: Trilogie der Leidenschaft.** Druck der Ernst-Ludwig-Presse. 300 Exemplare, davon 50 auf Japan. 1912.

**Goethe: Reise-, Zerstreungs- und Trostbüchlein vom September 1806 bis dahin 1807.** Der Prinzess Caroline von Weimar unterthänigst gewidmet von Goethe. Farbige Faksimile-Wiedergabe in 400 numerierten Exemplaren. Mit einem Nachwort von Hans Wahl. 1927.

**Der junge Goethe.** Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. Sechs Bände mit 45 Lichtdrucktafeln. 1909–1912.

- Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.* Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leigmann. Drei Bände. 1912.
- Musen-Almanach für 1797,* herausgegeben von Schiller. Mit dem Titeltupfer, den sämtlichen Musikbeilagen und dem Originalurtextschlag. Neudruck in 300 nummerierten Exemplaren. Mit einem gesondert beigelegten Geleitwort von Hanns Holzschuher. 1907.
- Corona Schröter: Fünfundzwanzig Lieder,* in Musik gesetzt. Weimar 1786. Faksimile-Neudruck mit einem Nachwort von Leopold Schmidt. 225 nummerierte Exemplare. 1907.
- Carl Schüddekopf: Goethes Tod.* Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Mit sechs Faksimiles und Lichtdrucken. 1907.
- Waldemar von Wasielewski: Goethes meteorologische Studien.* Mit neun Tafeln in Lichtdruck. 1910.
- Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.* Große Ausgabe des Führers, im Auftrag der Direktion bearbeitet von M. Schuette. Mit 32 Grundrissen und 26 Bildertafeln. 1910.
- Johann Heinrich Merck: Schriften und Briefwechsel.* In Auswahl herausgegeben von Kurt Wolff. Mit einem Porträt Mercks in Lichtdruck und Faksimiles. Zwei Bände. 1909.
- Johann Heinrich Merck: Briefe an die Herzogin-Mutter Anna Amalia und an den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar.* Zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Hans Gerhard Gräf. 1911.
- Rodolphe Töpffer: La Bibliothèque de mon oncle.* Faksimile-Ausgabe des vom Verfasser an Goethe gesandten Widmungsexemplares mit zahlreichen Federzeichnungen. Mit einem beigelegten Nachwort von Walthar Vulpus. Einmalige Auflage von 800 Exemplaren. 1923.
- Weimar in den Befreiungskriegen.* Drei Teile. 1911–1913.
- Erster Teil: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806–1813. Von Kanzler Friedrich von Müller. Mit dem Bildnis Friedrich v. Müllers.
- Zweiter Teil: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806–1813. Aus Aktenstücken und Originalbriefen einiger deutscher Männer. Mit dem Bildnis Joh. Falks.
- Dritter Teil: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen. 1806–1815. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Mit zahlreichen Abbildungen.

# INHALT

Kalendarium auf das Jahr 1932 .....	5
Friedrich Wilhelm Schelling am 28. März 1832.....	11
Friedrich Gundolf: Goethes Kindheit.....	12
Aus dem Prometheus.....	27
Salomons Güldne Worte.....	34
Satyros singt ( <i>Aus „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“</i> )	35
Von deutscher Baukunst, D. M. Ervini a Steinbach. 1773 ..	36
Künstlers Erdewallen .....	37
Des Künstlers Vergötterung .....	40
Aus des ewigen Juden erstem Feßen.....	41
Eigentum.....	47
Aus Wilhelm Meisters theatralischer Sendung .....	47
Homers Büste ( <i>Aus Lavaters „Physiognomischen Fragmenten“</i> )	50
Monolog des Liebhabers.....	51
Eugen Kühnemann: Goethe und die Natur .....	52
An Charlotte von Stein .....	63
Über den Granit .....	63
Seefahrt .....	68
Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind ( <i>Aus der „Natürlichen Tochter“</i> ) .....	69
Volksgefang in Venedig ( <i>„Auszüge aus einem Reisejournal“</i> )	70
Mächtiges Überraschen.....	72
Philomele (Inscription im Weimarer Park).....	73
Lebensgenuß des Volks in und um Neapel ( <i>„Auszüge aus einem Reisejournal“</i> ).....	73
Aus der Achilleis: Athene und Achill.....	77
Goethe bespricht die lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß	79
Aus der Pandora: Epimetheus und Elpore.....	84
Eduard Spranger: Goethe und der Wandel der Zeit.....	88
Prooemion .....	103

Shakespeare, verglichen mit den Alten und Neusten ( <i>Aus „Shakespeare und kein Ende“</i> ) .....	103
Varia .....	108
Besuch bei Messing ( <i>Aus der „Campagne in Frankreich“</i> ) .	113
Dämmerung senkte sich von oben ( <i>Aus den „Chinesisch-deutschen Jahreszeiten“</i> ) .....	125
Aus der Pandora: Epimeleia .....	126
Ja, das ist das rechte Gleis .....	127
Es gibt bedeutende Zeiten ( <i>Aus den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“</i> ) .....	127
Hausgarten .....	128
Der schwache Faden ( <i>Aus den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“</i> ) .....	128
Aus dem Epilog zum Trauerspiele „ <i>Essex</i> “ [von J. G. Dyl].	129
Lun die Himmel sich auf und regnen .....	132
Hans Heinrich Schaefer: Betrachtungen zum West-östlichen Divan .....	132
Vermächtnis altpersischen Glaubens .....	139
Relief von Phigalia ( <i>Unvollendetes Sendschreiben an die Malerin Luise Seidler vom 11. Februar 1818</i> ) .....	142
Sommernacht .....	144
Höheres und Höchstes .....	146
Bedenklichstes ( <i>Aus „Biographische Einzelheiten“</i> ) .....	147
Mai .....	148
Dornburg 1828 .....	149
Das Publikum, im ganzen genommen ( <i>Aus „Nachträgliches zu Rameaus Neffe“</i> ) .....	149
Die Jahre nahmen dir .....	150
Gunther Ipsen: Goethes Naturwissenschaft und die philosophische Anthropologie .....	151
Typus .....	163
Im Gegenwärtigen Vergangnes .....	163

Versuch einer allgemeinen Vergleichslehre .....	164
Der Bräutigam .....	169
Wie in jedem Menschen ( <i>Aus „Briefe aus der Schweiz“.</i> <i>Zweite Abteilung</i> ) .....	170
Erinnerung .....	170
Aus der Einleitung zur Farbenlehre.....	171
Gegenwart.....	172
Verhältnis, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit ( <i>Aus</i> <i>„Biographische Einzelheiten“</i> ) .....	172
An Madame Marie Szymanczewska.....	174
Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten .....	174
Allgemeine Betrachtung ( <i>Aus „Zur Naturwissenschaft über-</i> <i>haupt“</i> ).....	175
Schlechter Trost.....	175
Lesebuch.....	176
Kunst und Wissenschaft und die Deutschen ( <i>Aus „Betrachtungen</i> <i>über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten“</i> ) ....	176
Im Dorfe war ein groß Gelag .....	179
Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt ( <i>Aus</i> <i>„Zur Naturwissenschaft überhaupt“</i> ).....	179
Nicht mehr auf Seidenblatt.....	188
Gespräch zwischen Wilhelm Meister und der Schönen-Guten ( <i>Aus „Wilhelm Meisters Wanderjahre“</i> ) .....	189
Ein alter Mann ist stets ein König Lear .....	190
Aus den Maximen und Reflexionen, aus den Sprüchen und Werken	191
Max Hecker: Goethes Tod .....	196
Lafit fahren hin das allzu Flüchtige (1825) .....	208

## DIE BILDER

Goethe-Büste von G. M. Klauer (Terrakotta, um 1790); hier zum ersten Male veröffentlicht .....	10
Stammbucheinzeichnung des fünfzehnjährigen Goethe ( <i>Aus dem Stammbuch des cand. theol. J. C. Molter</i> ) .....	16
Dorfbrand. Handzeichnung Goethes, Kreide.....	64
Am Gartenzaun. Handzeichnung Goethes, Blei und Tusche.	96
Das Gartenhaus. Handzeichnung Goethes, aquarellierte Federzeichnung .....	128
Mondbeschwörung. Handzeichnung Goethes, Feder und Tusche	160
An der Bahre Goethes angefertigte Bleistiftzeichnung von Heinrich Matthaen .....	200
Der Schluß-Chor des Faust; eigenhändige Niederschrift.....	208

\*

Die Originale der abgebildeten vier Handzeichnungen Goethes befinden sich im Goethe-Nationalmuseum, Weimar, die der anderen Abbildungen in der Sammlung Rippenberg, Leipzig.

*Serman*

---

Der Almanach wurde herausgegeben von R. Rippenberg.  
Zeichnung des Umschlags von F. H. Ehmcke; Druck des Textes durch  
Poeschel & Trepte, der Bilder durch Fr. Richter in Leipzig.

INSEL-  
ALMANACH  
AUF DAS JAHR  
1933



ZU LEIPZIG IM  
INSEL-VERLAG



I 5  
1333

# KALENDARIUM

*Unsre Tage sind zu dunkel, um  
nicht eine neue Sonne zu verhei-  
ßen. Auf diese Sonne warte ich.*

*Paul de Lagarde*

# JANUAR



# FEBRUAR



# MÄRZ



1	NEUJAHR
2	MONTAG
3	DIENSTAG
4	MITTWOCH
5	DONNERSTAG
6	EPIPHANIAS
7	SONNABEND
8	1. SONNT. N. EP.
9	MONTAG
10	DIENSTAG
11	MITTWOCH
12	DONNERSTAG
13	FREITAG
14	SONNABEND
15	2. SONNT. N. EP.
16	MONTAG
17	DIENSTAG
18	MITTWOCH
19	DONNERSTAG
20	FREITAG
21	SONNABEND
22	3. SONNT. N. EP.
23	MONTAG
24	DIENSTAG
25	MITTWOCH
26	DONNERSTAG
27	FREITAG
28	SONNABEND
29	4. SONNT. N. EP.
30	MONTAG
31	DIENSTAG

1	MITTWOCH
2	DONNERSTAG
3	FREITAG
4	SONNABEND
5	5. SONNT. N. EP.
6	MONTAG
7	DIENSTAG
8	MITTWOCH
9	DONNERSTAG
10	FREITAG
11	SONNABEND
12	SEPTUAGESIM.
13	MONTAG
14	DIENSTAG
15	MITTWOCH
16	DONNERSTAG
17	FREITAG
18	SONNABEND
19	SEXAGESIMA
20	MONTAG
21	DIENSTAG
22	MITTWOCH
23	DONNERSTAG
24	FREITAG
25	SONNABEND
26	ESTOMIHI
27	MONTAG
28	FASTNACHT

1	ASCHERMITT.
2	DONNERSTAG
3	FREITAG
4	SONNABEND
5	INVOCAVIT
6	MONTAG
7	DIENSTAG
8	MITTWOCH
9	DONNERSTAG
10	FREITAG
11	SONNABEND
12	REMINISCERE
13	MONTAG
14	DIENSTAG
15	MITTWOCH
16	DONNERSTAG
17	FREITAG
18	SONNABEND
19	OCULI
20	MONTAG
21	DIENSTAG
22	MITTWOCH
23	DONNERSTAG
24	FREITAG
25	SONNABEND
26	LAETARE
27	MONTAG
28	DIENSTAG
29	MITTWOCH
30	DONNERSTAG
31	FREITAG

APRIL



MAI



JUNI



1	SONNABEND
2	JUDICA
3	MONTAG
4	DIENSTAG
5	MITTWOCH
6	DONNERSTAG
7	FREITAG
8	SONNABEND
9	PALMARUM
10	MONTAG
11	DIENSTAG
12	MITTWOCH
13	GRÜNDONN.
14	KARFREITAG
15	SONNABEND
16	OSTERSONNT.
17	OSTERMONT.
18	DIENSTAG
19	MITTWOCH
20	DONNERSTAG
21	FREITAG
22	SONNABEND
23	QUASIMODOG.
24	MONTAG
25	DIENSTAG
26	MITTWOCH
27	DONNERSTAG
28	FREITAG
29	SONNABEND
30	MIS. DOMINI

1	MONTAG
2	DIENSTAG
3	MITTWOCH
4	DONNERSTAG
5	FREITAG
6	SONNABEND
7	JUBILATE
8	MONTAG
9	DIENSTAG
10	MITTWOCH
11	DONNERSTAG
12	FREITAG
13	SONNABEND
14	CANTATE
15	MONTAG
16	DIENSTAG
17	MITTWOCH
18	DONNERSTAG
19	FREITAG
20	SONNABEND
21	ROGATE
22	MONTAG
23	DIENSTAG
24	MITTWOCH
25	HIMMELFAHRT
26	FREITAG
27	SONNABEND
28	EXAUDI
29	MONTAG
30	DIENSTAG
31	MITTWOCH

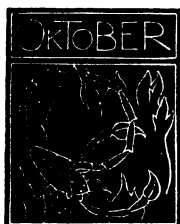
1	DONNERSTAG
2	FREITAG
3	SONNABEND
4	PFINGSTSONN.
5	PFINGSTMONT.
6	DIENSTAG
7	MITTWOCH
8	DONNERSTAG
9	FREITAG
10	SONNABEND
11	TRINITATIS
12	MONTAG
13	DIENSTAG
14	MITTWOCH
15	DONNERSTAG
16	FREITAG
17	SONNABEND
18	1. SONNT. N.TR.
19	MONTAG
20	DIENSTAG
21	MITTWOCH
22	DONNERSTAG
23	FREITAG
24	SONNABEND
25	2. SONNT. N.TR.
26	MONTAG
27	DIENSTAG
28	MITTWOCH
29	DONNERSTAG
30	FREITAG



1	SONNABEND
2	3. SONNT. N. TR.
3	MONTAG
4	DIENSTAG
5	MITTWOCH
6	DONNERSTAG
7	FREITAG
8	SONNABEND
9	4. SONNT. N. TR.
10	MONTAG
11	DIENSTAG
12	MITTWOCH
13	DONNERSTAG
14	FREITAG
15	SONNABEND
16	5. SONNT. N. TR.
17	MONTAG
18	DIENSTAG
19	MITTWOCH
20	DONNERSTAG
21	FREITAG
22	SONNABEND
23	6. SONNT. N. TR.
24	MONTAG
25	DIENSTAG
26	MITTWOCH
27	DONNERSTAG
28	FREITAG
29	SONNABEND
30	7. SONNT. N. TR.
31	MONTAG

1	DIENSTAG
2	MITTWOCH
3	DONNERSTAG
4	FREITAG
5	SONNABEND
6	8. SONNT. N. TR.
7	MONTAG
8	DIENSTAG
9	MITTWOCH
10	DONNERSTAG
11	FREITAG
12	SONNABEND
13	9. SONNT. N. TR.
14	MONTAG
15	DIENSTAG
16	MITTWOCH
17	DONNERSTAG
18	FREITAG
19	SONNABEND
20	10. SONN. N. TR.
21	MONTAG
22	DIENSTAG
23	MITTWOCH
24	DONNERSTAG
25	FREITAG
26	SONNABEND
27	11. SONN. N. TR.
28	MONTAG
29	DIENSTAG
30	MITTWOCH
31	DONNERSTAG

1	FREITAG
2	SONNABEND
3	12. SONN. N. TR.
4	MONTAG
5	DIENSTAG
6	MITTWOCH
7	DONNERSTAG
8	FREITAG
9	SONNABEND
10	13. SONN. N. TR.
11	MONTAG
12	DIENSTAG
13	MITTWOCH
14	DONNERSTAG
15	FREITAG
16	SONNABEND
17	14. SONN. N. TR.
18	MONTAG
19	DIENSTAG
20	MITTWOCH
21	DONNERSTAG
22	FREITAG
23	SONNABEND
24	15. SONN. N. TR.
25	MONTAG
26	DIENSTAG
27	MITTWOCH
28	DONNERSTAG
29	FREITAG
30	SONNABEND



1	16. SONN. N. TR.
2	MONTAG
3	DIENSTAG
4	MITTWOCH
5	DONNERSTAG
6	FREITAG
7	SONNABEND
8	17. SONN. N. TR.
9	MONTAG
10	DIENSTAG
11	MITTWOCH
12	DONNERSTAG
13	FREITAG
14	SONNABEND
15	18. SONN. N. TR.
16	MONTAG
17	DIENSTAG
18	MITTWOCH
19	DONNERSTAG
20	FREITAG
21	SONNABEND
22	19. SONN. N. TR.
23	MONTAG
24	DIENSTAG
25	MITTWOCH
26	DONNERSTAG
27	FREITAG
28	SONNABEND
29	20. SONN. N. TR.
30	MONTAG
31	REFORMAT.

1	MITTWOCH
2	DONNERSTAG
3	FREITAG
4	SONNABEND
5	21. SONN. N. TR.
6	MONTAG
7	DIENSTAG
8	MITTWOCH
9	DONNERSTAG
10	FREITAG
11	SONNABEND
12	22. SONN. N. TR.
13	MONTAG
14	DIENSTAG
15	MITTWOCH
16	DONNERSTAG
17	FREITAG
18	SONNABEND
19	23. SONN. N. TR.
20	MONTAG
21	DIENSTAG
22	BUSSTAG
23	DONNERSTAG
24	FREITAG
25	SONNABEND
26	TOTENFEST
27	MONTAG
28	DIENSTAG
29	MITTWOCH
30	DONNERSTAG

1	FREITAG
2	SONNABEND
3	1. ADVENT
4	MONTAG
5	DIENSTAG
6	MITTWOCH
7	DONNERSTAG
8	FREITAG
9	SONNABEND
10	2. ADVENT
11	MONTAG
12	DIENSTAG
13	MITTWOCH
14	DONNERSTAG
15	FREITAG
16	SONNABEND
17	3. ADVENT
18	MONTAG
19	DIENSTAG
20	MITTWOCH
21	DONNERSTAG
22	FREITAG
23	SONNABEND
24	4. ADVENT
25	WEIHNACHTEN
26	2. WEIHN. TAG
27	MITTWOCH
28	DONNERSTAG
29	FREITAG
30	SONNABEND
31	SONNT. N. W.



---

## FELIX TIMMERMANS / DER GÖTTLICHE KEHRREIM

**I**N einer wüsten Höhle, oben auf einem felsigen Berg, neben einem fürchterlichen Bergstrom, hält sich Franziskus mit Bruder Leo und Bruder Bonizio auf, um die Regel neu zu schreiben. Das war ganz plötzlich gekommen. Nachdem er noch einen Sommer und einen Winter lang traurig umhergeirrt, war er wieder in Portiunkula gelandet, wo er, ständig betend, heftige Schmerzen litt. Er hatte einen sonderbaren Traum: Soweit man sehen konnte, war das ganze Land voll hungernder Brüder. Um jeden zu sättigen, sammelte er Brotkrumen auf der Erde und gab jedem eine. Wie könnte man aber davon satt werden? Er war ganz verzweifelt. Da sprach die himmlische Stimme seiner Träume: „Mache aus allen Krumen eine Hostie und gib jedem davon, der danach verlangt.“ Er machte eine Hostie, und jeder, der davon aß, wurde ordentlich satt. Wer nichts nehmen wollte oder sie wieder ausspie, bekam plötzlich den Aussatz. Am nächsten Tage wurde ihm der Sinn dieses Gesichtes, dieses Traumes klar. Die Krumen sind die Worte des Evangeliums, die Hostie ist die Regel, der Aussatz die Sünde. Mache eine Hostie daraus, schreibe die Regel neu. Wenn Gott spricht, ist er nicht mehr zu halten. Sofort machte er sich mit den beiden Brüdern auf in die Felsen von Fontecolombo. Er ist still in sich gekehrt, ernst und entschlossen. „Du und ich“, spricht er zu Gott. Zwischen ihm und Gott, dem ewigen Gott, der sich im Licht der Milliarden Sterne verbirgt, wird die Regel geschrieben werden. Franziskus nimmt



es nicht leicht. In der Tiefe dieser Höhle liegt er flach am Boden und lauscht mit der Seele auf das, was Gott ihm in der Einsamkeit eingeben wird. Dem Ausgang näher steht Bruder Bonizio und lauscht. Leo hat das Pergament auf einen Stein gelegt und schreibt, was Bonizio dem Franziskus nachspricht. So dringt die neue Regel aus dem Dunkel an das Licht des Tages. Alle drei warten, der eine auf Gott, der zweite auf Franziskus, der dritte auf Bonizio. Ab und zu nur ein Satz; stunden- und tagelang herrscht Stille. Nachts herrscht die Ruhe des Schlafes. Nachts legen wohlthätige Leute aus den einsamen Tälern das Essen vorsichtig vor der Höhle nieder. So wird die Regel neu geschrieben, und wieder lautet wie in der alten Regel der göttliche Kehrreim der Armut: Auf ihrer Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Geld, kein Brot . . . Das ist der Kern, die Seele, das Rückgrat der Regel. Tage und Nächte gehen vorüber in Einsamkeit und Stille. Steinerner Einsamkeit, endlose Stille, die ewig und dunkel vom Dröhnen des Bergstromes durchbraust wird. Gewitterwolken und Blitze ziehen vorüber, die Welt rauscht im Regen, die Felsen heulen im Orkan. Dann wieder strahlt über allem die sengende Sonne. Geheimnisvoll rauscht der große Geist über die Seele des Franziskus.

Als sie nach Portiunkula zurückkehren, die Augen leuchtend von einem seltsamen Feuer, kommt Elias ihnen entgegen-gelaufen, um Franziskus die Füße zu waschen, und setzt ihm sofort einen Honigbrei vor. Elias ist stets wie eine Mutter für das leibliche Wohl des Franziskus besorgt. Wäre er nur ebenso um seine seelische Not besorgt! Franziskus beeilte sich, ihm die neue Regel zu geben. Er überreichte ihm die kleinen Pergamentrollen mit der heiligen Ehrfurcht, mit der etwa der Engel Gabriel Maria die frohe Botschaft brachte.

„Gut, gut, ich werde sie einmal lesen und mit den Oberen darüber sprechen.“ Er schob das heilige Pergament achtlos zwischen seine Lendenschnur. „Das ist die Regel, wie Gott sie mir diktiert hat“, mahnte Franziskus. Elias zeigte nur sein langweiliges Lächeln. „Komm,“ sagte er, „nun schnell die Salbe an deine Augen, die köstliche Salbe, die ich selbst für dich zubereitet habe. Deine Augen sind wie frische Wunden.“ Die Augen waren für ihn wichtig, die Regel nicht. Franziskus wehrte ab. „Ich will“, sprach Elias, „im Namen des Heiligen Gehorsams, daß du die Augen mit dieser Salbe einreiben läßt.“ Er ließ es geschehen. „Guter Elias“, sagte Franziskus.

Die Tage gingen vorüber voll Sonne, die Nächte voll Mondschein oder Sternenglanz. Licht bei Tag und Licht bei Nacht. Franziskus lechzte nach Licht, dem Symbol Gottes. Aber seine kranken Augen konnten die Sonne nicht ertragen. Er hatte ständig die Kapuze tief über den Kopf gezogen und hielt dann noch die Hand vor die Augen. Erst wenn die Sonne untergegangen war, konnten seine blutenden Augen sehen, im Dämmerlicht des sterbenden Tages, im Licht des Mondes oder der Sterne. Er wanderte nachts durch den Wald, in dem die Stille glänzte. Er streichelte einen Baum, den ein Mondstrahl traf, und bückte sich über die weißen Blumen, die im Mondlicht zu schlafen schienen. „Bruder Mond“, flüsterte er voll Bewunderung. Er betrachtete seine vom Mond beschienenen Hände, kniete im Gras nieder und sagte: „Hab Dank, o Herr, für unseren Bruder, den Mond, der uns im Dunkeln leuchtet.“ Er hörte die Grillen, sah die Kaninchen durch den Wald huschen und einen Frosch, der in einem Wassertümpel quakte. Er fühlte das geheimnisvolle Wachsen der Dinge. Und wenn im Osten die Sonne mit himmlischer Farbenpracht wieder aufstieg, dann zog er die Kapuze über den Kopf und hob die Hand vor die

Augen. „Hab Dank, o Herr, für unsere Schwester, die Sonne, die ich nie mehr sehen werde, aber das macht nichts, denn Du hast sie nicht für mich allein gemacht.“

Elias bringt ihm wieder etwas, frische, selbstgepflückte Beeren in einer hölzernen Schale. Elias tut alles für ihn. Franziskus wartet schon lange auf Nachricht über die Regel. Er hat gemeint, daß Elias begeistert zu ihm gelaufen käme, rufend: „Wir wollen Gott für diese Regel danken!“ Elias sagte nichts. Elias brachte Essen, stärkende Kost, Obst, Salbe und Medizin für die Milz, für den Magen und die Leber. Franziskus wartete. Aber über die Regel fiel kein Wort. Plötzlich greift er Elias beim Arm: „Wie gefällt dir die Regel, Vater Elias?“ „Die Oberen, mit denen ich darüber habe sprechen können, finden sie nicht gut; es ist immer dasselbe mit anderen Worten.“ „Nicht gut? Und sie stammt von Gott selbst! In der dunkeln Höhle hat Er sie mir diktiert! Elias, gib mir die Regel! Zeige mir einen einzigen Satz, der nicht von Gott stammt!“ Elias blickte ihn mit seinem unheimlichen Lächeln an. „Was gibt es?“ schrie Franziskus, immer lauter werdend. Elias liebte keinen Lärm. „Franziskus, bester Bruder, ich hätte es dir schon längst sagen sollen . . . Ich wagte es nicht, um deine Gesundheit zu schonen . . .“ Er hatte nicht den Mut, Franziskus anzusehen. Die Beeren fielen aus der Schale. „Die Regel ist . . . verloren gegangen; durch irgendeine Achtlosigkeit verloren. Ich weiß nicht wie, weiß nicht . . .“ „Ah!“ schrie Franziskus. Seine purpurblauen Lippen öffneten sich, aber er brachte kein Wort heraus. Elias blickte flüchtig auf und sah die großen blutigen Augen des Franziskus, schwärendes Fleisch. Er sah keine Anklage, keinen Vorwurf darin, nur endlosen Schmerz. Er ließ die Schale fallen. Da sank Franziskus vornüber. Bruder Leo konnte ihn gerade noch auffangen. „Essig, Essig!“ rief Elias, „Bruder Franziskus fällt in Ohnmacht!“ Weil es nicht

schnell genug ging, lief er selbst danach. Bruder Ginepro brachte den Essig, aber Elias ließ sich nicht mehr sehen.

Wieder sitzt Franziskus mit Bruder Leo und Bruder Bonizio in der Höhle von Fontecolombo, um die Regel von neuem zu schreiben. Sie haben sich hierher geflüchtet, ohne daß jemand davon weiß. Franziskus bittet Gott nicht, ihm ein zweites Mal zu diktieren. Das wäre ehrfurchtslos. Es wird auch so gehen. Sie sind zu dritt, und was der eine nicht mehr weiß, das weiß der andere. Ein Lied, das so tief das Herz ergriffen hat, vergißt man nicht. Sie sitzen zu dritt beisammen, und Bruder Leo schreibt. Hie und da hapert es, eine Lücke. Dann sitzen sie stundenlang, in tiefes Nachdenken versunken, oder beten; Strich für Strich wird die verlorene Regel wieder zusammengesucht, wie man eine zerrissene Perlenschnur mühsam wieder aneinander reiht. Inzwischen wurde es Winter. Der Oktober brachte Regen, Nebel und bösen Wind. Der Bergstrom schwoll mächtig an, so daß der Felsen unter seiner Gewalt zu beben schien. Nachts heulte der Wind über die Bergkuppen und zersplitterte die Bäume. Eines Tages, als die ganze Welt in einem dichten Nebel zu ertrinken schien, saßen sie wieder am Eingang der Höhle bei der Arbeit. Plötzlich und unerwartet tauchten wie gespenstische Tiere aus dem Nebel eine ganze Reihe Brüder vor ihnen auf. Sie schüttelten die Kapuzen vom Kopf. Es waren die Oberen, Elias voran. Wie Wölfe standen sie da und sperren den Eingang. Franziskus sprang auf: „Was wollt ihr hier?“ Elias tat einen Schritt vorwärts und blickte gebietend auf ihn herab. „Endlich haben wir dich gefunden! Was wir vermuteten, ist richtig. Du schreibst die verlorene Regel neu, und ich sage dir, im Namen der Oberen und Tausenden von Mönchen, daß wir nicht nach dieser Regel leben wollen. Eine solche Regel kannst du für dich allein schreiben, nicht

für uns.“ Von Entrüstung geschüttelt und mit heftigen Gebärden schreit Franziskus ihm ins lächelnde Gesicht: „Diese Regel stammt von Gott; nichts darin ist von mir, alles von Ihm. Und Er will, daß sie buchstäblich nachgelebt wird, buchstäblich, ohne Deutelei, ohne Deutelei! Und wer das nicht will, soll machen, daß er fortkommt!“ Er zitterte am ganzen Körper und hob sich auf die Zehen. Seine blutigen, fürchterlichen Augen blickten einem nach dem anderen ins Gesicht. Wie das Gras unter der Sichel fällt, schlugen sie die Augen nieder unter der Feuerkraft dieses Blickes, der keinen Teufel fürchtete. Elias machte eine Bewegung, er wollte etwas sagen. Aber wie gestochen sprang Franziskus auf ihn zu, schwenkte die Arme und schrie von neuem: „Keine Deutelei, keine Deutelei! Wer das nicht will, soll machen, daß er fortkommt.“ Schritt für Schritt kam er drohend auf sie zu, und unter dem Zwang seines Willens, der aus seinen roten Augen glühte, wichen sie zurück. „Kommt“, sagte Elias zu den Brüdern, drehte sich um und ging. Die anderen folgten ihm, und plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie im Nebel. Wie der Wächter Gottes stand Franziskus da, grollend von einem inneren dunklen Feuer. „Der heilige Engel Michael“, flüsterte Leo.

Franziskus ging dann mit seiner Regel selbst nach Rom. Sie waren zu dritt: er, Leo und ein Lamm, das sie unterwegs gefunden hatten. Das Tierchen hatte sich verirrt, und Bruder Leo trug es wie ein Kind auf dem Arm. Franziskus trug es auch ab und zu, aber er wurde zu schnell müde. „Ach, Lämmlein, liebes Schwesterchen,“ sagte er und streichelte seine seidigen Locken, „ich werde dich irgendwo hinbringen, wo man dich liebhaben wird.“ Unterwegs erbettelten sie Milch für das Lamm, und in Rom brachten sie es zu Bruder Jakoba, die sich sehr darüber freute und ver-



**Wolfgang Huber / Der heilige Franziskus**  
Zeichnung



sprach, aus seiner Wolle für Franziskus eine Kutte zu spinnen. Er aß wieder von ihren guten Mandelküchlein und las mit nassem Finger jedes Krümchen auf, so schmeckten sie ihm. Am nächsten Tage übernachtete er im Hause des Kardinals. Als die Zeit zum Abendessen kam, war die Tafel schön gedeckt, und verschiedene Adlige und hohe Persönlichkeiten waren erschienen, um Franziskus zu hören. Er war nicht zu finden, und so mußten sie ohne ihn zu Tisch gehen. Plötzlich kam er hereingehumpelt, einen nur wenig gefüllten Beutel auf dem Rücken. Er setzte sich auf seinen Platz neben dem Kardinal und leerte den Beutel auf seinen Teller: altes Brot, Krusten und vertrocknete Butterbrote. Er hatte schnell von Tür zu Tür etwas zusammengebetzelt. Er machte ein Kreuz darüber und lief dann froh und munter um den Tisch. „Liebesbrot“, sagte er und legte auf jeden Teller ein Stück. Er kehrte auf seinen Platz zurück und fing an zu essen, als ob es die herrlichsten Dinge wären. Die hohen Herren sahen einander an und wußten nicht recht, was sie tun sollten. Einige empfanden es als ein gewaltiges Glück, solches Brot zu bekommen, und aßen es mit großer Ehrfurcht; andere hoben es wie eine Reliquie auf, und die, die sich davor ekelten, hoben es ebenfalls auf, aber sie taten wenigstens so, als wäre es eine Reliquie. Während der Mahlzeit sprach Franziskus über die Engel, deren einzige Aufgabe es sei, Gott zu loben, und meinte, daß dies auch unser Ziel sein müsse. Nach dem Essen nahm Monseigneur ihn zur Seite. „Bruder“, sagte er, „warum hast du mir diese Schande angetan?“ „Ich habe Euch eine große Ehre angetan“, antwortete Franziskus. „Ich habe das Brot der Engel auf Euren Tisch gebracht, denn erbetteltes Brot ist Engelsbrot.“

Einige Tage später begann Franziskus mit Monseigneur die Regel durchzusehen. Es war ein großer Kampf zwischen



diesen beiden, der schwerste Kampf, den Franziskus in seinem Leben zu bestehen hatte. Sterben wäre im Vergleich dazu leicht zu nennen. Monseigneur ist ein kluger Mann. „Die Welt bleibt nicht, wie sie ist,“ sagt er, „alles ändert sich: Sitten, Gebräuche und Königreiche. Aber die Kirche bleibt über allem wie ein Licht in der Nacht, und deine Regel muß die Lampe sein, die die Kirche von innen erleuchtet. Aber dazu ist sie so nicht geeignet. Dann mußt du erst dich selbst vergessen, dich, diese Zeit, mich und alles. Sie muß für alle Zeiten gelten.“ „Gott hat sie mir so diktiert und will, daß ihr buchstäblich nachgelebt wird, ohne Deutelei. Das hat Gott selbst mir so gesagt.“ „Gerade weil Gott aus ihr spricht, sonst machte ich keinen Federstrich daran.“ Monseigneur legt die Feder weg. „Aber die Form ist nicht gut.“ „Das sind nur Worte, Monseigneur. Gott hat sie mir so diktiert.“ „Worte sind die Muscheln der Wahrheit. Wenn Gott zwei Menschen dasselbe eingibt, werden sie es doch anders niederschreiben, obwohl der Geist derselbe bleibt. Diese Form ist nicht richtig, nicht richtig für die Zukunft. Und darauf kommt es an. Deine Bruderschaft muß eine Stütze der Kirche bleiben. Das muß und das wird sie! Das kann nur durch eine feste, klare Regel geschehen. Es ist zum Beispiel verkehrt, in der Regel zu schreiben, daß die Brüder überall, wo sie das Allerheiligste Sakrament in einem verwahrlosten Tabernakel antreffen, die Priester ermahnen sollen. Das ist nicht richtig, weil es zwischen Geistlichen und Brüdern Zank und Streit hervorrufen muß. Wenn ein Bruder so etwas bemerkt, wird er von selbst darauf hinweisen, aber man soll es nicht in der Regel schreiben, damit kein Mißbrauch damit getrieben wird. Ist es nicht so?“ Franziskus schwieg. Monseigneur strich den Satz über das Allerheiligste Sakrament durch. „Das Noviziat ist Pflicht, du weißt, warum.“ „Hat der Heiland seinen Jüngern ein Noviziat auferlegt?“ „Die Kirche tauft jeden, der zu ihr

kommen will, selbst die größten Heiden. Eine Bruderschaft ist etwas anderes.“ Stille. Monseigneur ergriff die Feder und schrieb etwas über das Noviziat. So wurde jeder Punkt durchgesprochen und festgelegt. Aber der heftigste Kampf entstand um den Kehrreim des Evangeliums: Auf ihre Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen, keine Reisetasche, kein Geld, kein Brot. . . Darüber wurde eine regelrechte Schlacht geschlagen zwischen ihm und Monseigneur. „Ein Minderbruder darf nichts bei sich haben als seine Harfe,“ sagte Franziskus, „das heißt seine Seele, mit der er ununterbrochen Gott lobt.“ „Ganz meine Meinung,“ rief Monseigneur heftig, „aber nicht jeder kann das. Ein Mensch ist nicht wie der andere.“ „Mögen sie sich dann einen anderen Orden auswählen“, schrie Franziskus ebenso heftig, „und nicht unsere Bruderschaft beschmutzen!“ „So ist es! Deshalb habe ich so sehr auf dem Noviziat bestanden, damit die neuen Brüder richtig geprüft werden können. Deine Bruderschaft muß auch jeden aufnehmen, der sich dazugerufen fühlt.“ „Mögen sie ruhig kommen, dazu ist kein Noviziat erforderlich! Die schlechten werden von selbst wiederabfallen.“ So wurde tagelang hin und her gestritten. Franziskus wollte auf den Kehrreim nicht verzichten. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ rief er, „darauf ist die ganze Bruderschaft aufgebaut. Das ist die Seele, das Licht! Nehmt es hinweg, und die Bruderschaft hat keinen Sinn mehr.“ „Ich nehme es nicht hinweg, ich sage es nur anders. Ich sage es so, daß Bruder Antonius auf seinen Predigerfahrten die Bücher mitnehmen kann, in denen er die nötige Erleuchtung findet, um die Ketzer zu bekehren. Der Besitz an sich hat wenig zu sagen, wenn die Seele ihm nicht verklavt ist.“ „Wer in Üppigkeit lebt, richtet sein Leben danach ein.“ „Das Verlangen nach Üppigkeit kann auch in der Armut vorhanden sein. Ach, Bruder Franziskus, wenn wir nun schreiben: die Brüder dürfen kein persönliches Eigentum

besitzen, kein Haus, keine Zelle, kein einziges Ding, als Pilger auf dieser Welt dienen sie dem Herrn in Armut und Demut; wenn wir schreiben, daß sie mit Vertrauen und ohne Scham Almosen einsammeln dürfen, daß darin der Adel der höchsten Armut bestehe; daß die Brüder sich mit ärmlichen, geflickten Kleidern zufrieden geben sollen und kein Geld annehmen dürfen; wenn wir schreiben, daß sie überall, wo sie hinkommen, sprechen sollen: ‚Friede sei mit diesem Hause‘, daß sie stets freundlich und demütig sein sollen; wenn wir schreiben, daß die Brüder nicht nach Gelehrtheit streben und stets für ihre Feinde beten sollen, ist das nicht nach dem Evangelium? Ist darin nicht alles enthalten?“ Die Hände Monseigneurs zitterten, er bebte am ganzen Körper. Franziskus sagte ruhig: „Gott hat mir die alte Regel diktiert.“ „Der Papst ist Gottes Stellvertreter.“ „Der Papst sei gesegnet!“ „Dann höre auch auf ihn.“ „Der Papst kann uns das Evangelium nicht verweigern.“ Monseigneur war ratlos und enttäuscht. „Ich höre jetzt auf“, rief er. „Das dauert nun schon Jahre. Einmal muß Schluß sein! Mach, was du willst, leb nach dem Evangelium. Das behaupten auch die Ketzer, sie führen stets das Evangelium im Munde. Bevor ein Jahr vorüber ist, wird deine Bruderschaft ein Nest von Ketzereien sein!“ „Wir wollen beten“, sagte Franziskus, „daß es nicht so sein möge.“ „Entweder du glaubst an die göttliche Weisheit der Kirche oder nicht. Im ersten Fall mußt du auch auf sie hören, im zweiten Fall bist du hier nicht am Platze. Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich! Dann haben wir einander nichts mehr zu sagen.“ Da weinte Franziskus schluchzend und fragte wie ein Kind: „Warum kann die Kirche die Regel nicht annehmen, wie Gott sie mir diktiert hat?“ „Weil die Kirche in ihrer Weisheit die Person von dem Gesetz zu unterscheiden hat.“ Monseigneur nahm Franziskus bei der Hand: „Bruder, es ist genau dasselbe, nur ein wenig einfacher und sachlicher ausgedrückt.“

Bruder, willst du wegen einer persönlichen Auffassung über die Form deinen Orden zugrunde gehen lassen? Denk an die Tausende von Brüdern, wie uneinig sie auch sind! Alle sind doch mit gutem Willen gekommen, nicht wahr? Bring sie wieder zusammen! Denke an die Brüder, die noch hinzukommen, wenn wir schon lange tot sein werden, denk an die kommenden Jahrhunderte, sei du das Zeichen der Versöhnung.“ Monseigneur hielt noch immer seine Hand fest. Franziskus machte sich frei und kniete nieder. Unbeweglich wie ein Bildwerk saß er da, die schwärenden Augen geschlossen. Er lauschte nach innen, auf die Stimme Gottes in seinem Herzen. Monseigneur wartete auf seine Antwort, die blaßblauen Augen starr auf ihn gerichtet. Es dauerte lange. Mit zitternden Händen wartete er. Welche Qual für Franziskus! Seine Regel zersplittert, die ihm und seinen Brüdern das Buch ihres Lebens, die Hoffnung der Seligkeit, das Mark des Evangeliums, der Weg des Kreuzes, der Zustand der Vollkommenheit, der Schlüssel zum Paradies und der Vorgeschmack des ewigen Lebens war. Für diese schöne Regel hatte er gelebt und gelitten, von ihr hatten sich die anderen angezogen gefühlt wie die Falter vom Licht. Aus dieser schönen Regel war nun ein Mischmasch geworden. Ihn schauderte. „Für den Frieden unter den Brüdern,“ flehte Monseigneur, „für den Frieden!“ Franziskus öffnete die Augen, und die Hände emporgereckt, rief er: „O Herr, vergib mir meine Schwäche, ich tue es nur um meiner Brüder willen . . .“ Monseigneur ging ans Pult und machte einen dicken, schwarzen Strich durch den Kehrreim des Evangeliums: „. . . Auf ihre Reise durch die Welt dürfen die Brüder nichts mitnehmen . . .“ Er griff einmal durch seine langen weißen Haare, und ein Schauer lief über sein blasses Gesicht.

*Aus dem neuen Buche „Franziskus“.*

## EGON CAESAR CONTE CORTI / EINE RAFFI- NIERTE SPEKULATION

AM 11. März des Jahres 1837 herrschte in der Stadt Bordeaux große Aufregung. Für diesen Tag war ein sensationeller Prozeß angesetzt. Die wohlhabenden Zwillingbrüder, Louis und François Blanc, die sich seit einiger Zeit als Bankiers betätigten, waren beschuldigt, sich in ihren Spekulationen durch Betrug und Bestechung unerlaubte Vorteile verschafft zu haben. Man war in der ganzen Stadt um so begieriger, durch den Prozeß Näheres darüber zu hören, als man sich überall erzählte, daß die Art und Weise, wie jene Brüder ihr Geld erworben hätten, besonders schlaue und listig gewesen sei.

Die beiden Männer, die da im Mittelpunkt des Interesses standen, stammten aus einfachsten Verhältnissen; sie waren am 12. Dezember 1806 als nachgeborene Söhne des kleinen, unbemittelten Steuereintnehmers Claude Blanc und seiner Witwe Marie-Thérèse Janin in Courthezon nördlich von Avignon in Südfrankreich zur Welt gekommen. Freunde des Vaters, ein Strumpfwirker und ein Schuhmacher, waren die Taufpaten der Zwillinge. Sie waren einander lächerlich ähnlich, in der äußeren Gestalt wie in Charakter und Wesen. Ihre Mutter tat alles, um trotz ihren beschränkten Mitteln den aufgeweckten und tatendurstigen Knaben eine möglichst gute Erziehung angedeihen zu lassen. Dann freilich mußte sie die Söhne ihrer eigenen Kraft überlassen und gab ihnen so viel Geld, wie sie konnte, mit auf den Weg, mit dem Wunsche, sie möchten sich, so gut es ginge, durch das Leben schlagen. Die Brüder brannten vor Verlangen, sich eine Stellung in der Welt zu erringen. Abenteuerlustig und unternehmend vagabundierten sie in Frankreich von Stadt zu Stadt und versuchten mit allen Mitteln ihre Lage zu bessern. Sie befaßten sich in Avignon, in Lyon und in Paris

mit den verschiedensten Dingen. Am meisten sagte ihnen aber das Börsen- und Bankgeschäft zu, und sie suchten mit Vorliebe bei großen Kreditunternehmungen Beschäftigung.

Daneben besaßen sie einen ausgesprochenen Spieltrieb, der sie nicht nur an der Börse mit kleinsten Beträgen, sondern auch in Klubs und privaten Gesellschaften Karten, und zwar besonders Ekarté und Bakkarat spielen ließ. Sie hatten dabei häufig Glück, und es gelang ihnen mit der Zeit, das von der Mutter mitbekommene Kapital nicht nur zu erhalten, sondern auch in bescheidenem Maße zu mehren. Damit gelangten sie schließlich nach Bordeaux, wo sie sich selbständig machten und ein kleines Bankgeschäft betrieben, das sie durch Spekulationen, insbesondere Ausnützung der Hausse und Baisse der französischen Rente, nährten.

Damals, um das Jahr 1834, diente dem staatlichen Nachrichtendienst ausschließlich der sogenannte Télégraphe aérien; es war das ein Signalsystem, bei dem an mehreren Zwischenpunkten Beobachter und Fernrohre aufgestellt waren, welche die Signale aufnahmen und weitergaben. Seit 1823 war dieser von den Brüdern Chappe erfundene Apparat zwischen Paris und Bordeaux eingerichtet. Einer der Beamten dieser optischen Telegraphenlinie war zufällig ein Bekannter der Blanc, erzählte ihnen von der praktischen Einrichtung, die die Übermittlung von Nachrichten gegen früher so sehr beschleunige, mußte aber auf die Frage, ob man sich dessen auch privatim bedienen könne, antworten, daß sich der Staat die ausschließliche Verwendung vorbehalten habe. In der Erkenntnis der Bedeutung der Sache dachten die Blanc daran, an anderer Stelle für sich eine solche Linie einzurichten. Da sie Geschäfte halber oft in Belgien, Luxemburg und Nordfrankreich reisten, planten sie zunächst eine solche optische Telegraphenlinie zwischen Brüssel und Antwerpen. Als daraus nichts wurde, kehrten sie

nach Bordeaux zurück; doch nach wie vor von der Bedeutung der Ferntelegraphie erfüllt, beschlossen sie, sie in den Dienst ihrer Börseninteressen zu stellen.

Aufmerksam hatten sie bisher beobachtet, welcher Mittel sich ihre Bankiersgenossen bedienten, um die Kursbewegungen der wichtigsten Papiere vor ihren Konkurrenten zu erfahren und dann mit sicherem Gewinn spielen zu können. Sonderkurriere, Taubenposten mußten dazu dienen, und eines der beliebtesten Mittel in dem mit Windmühlen übersäten Frankreich damaliger Zeit war die Weitergabe durch Zeichen von Mühle zu Mühle: war das Fenster einer solchen geöffnet, so hieß das Hausse, und das Zeichen wurde von den nächststehenden Mühlen aufgefangen und weitergegeben; blieb das Fenster geschlossen, so hieß das Baisse, und die Nachricht wanderte auf dem gleichen Wege von Mühle zu Mühle aus der Hauptstadt in die Provinz. Aber diese Mittel versagten oft, und nur allzuhäufig kam es vor, daß ein Müller das Fenster zu öffnen oder zu schließen vergaß. Die Folge waren falsche Nachrichten und Verluste an der Börse. Welch ungeheuren Vorteil mußte es haben, so sagten sich die Brüder Blanc, wenn man die optischen Schnelltelegraphen für den finanziellen Nachrichtendienst nutzbar machen konnte. Da aber Private sich der staatlichen Linien nicht bedienen durften, kamen die Blanc auf die Idee, neben ihrem Bekannten in Bordeaux auch einen Telegraphenbeamten in Paris dazu zu bestimmen, ihnen gegen entsprechende Entlohnung nur einen Buchstaben in ein Staatstelegramm einzuschmuggeln, der sie über den jeweiligen Stand der französischen Rente so schnell unterrichten sollte, daß sie allen anderen Bankiers in Bordeaux zuvorkamen. Es gelang diesen Beamten zu gewinnen, und eines schönen Tages im Jahre 1834 übermittelte jener Pariser Telegraphist auf Bitte eines Agenten der Blanc in einem Staatstelegramm ein H nach Bordeaux, das die Hausse



**Im Spielsaal von Homburg**  
Nach einem Gemälde





der Rente anzeigen sollte. Um den Buchstaben zu kennzeichnen und sich überdies gegen Entdeckung zu sichern, gab er hinter dem H auch noch ein Irrungszeichen. Als aber nun der gleichfalls für die Blanc gewonnene Aufnahmebeamte in Bordeaux das ihm besonders signalisierte Staatstelegramm durchmusterte, war zu seiner und der Blanc großer Enttäuschung kein einzelner vielsagender Buchstabe und kein Irrungszeichen darin vorhanden. In Tours saß nämlich ein Beamter, der nicht ins Vertrauen gezogen war und dessen Auftrag dahin lautete, die Telegrammtexte vor der Weitergabe auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Dieser hatte das H mit dem Irrungszeichen gestrichen. Der Telegraphist in Paris weigerte sich, in weiterer Folge solche Zeichen zu geben. Man mußte also einen Beamten in Tours gewinnen. Auch dies gelang, und die Blanc fanden nun einen interessanten Weg, den Helfer in Tours tagtäglich über die Bewegungen der Rente durch ein kleines unauffälliges Paketchen zu unterrichten, das mit dem am Morgen abgehenden Eilwagen von Paris nach Tours gelangte. Wenn z. B. die dreiprozentige französische Rente eine Hausse von mindestens 25 Centimes aufwies, so sandte der Beauftragte der Blanc in Paris, ein gewisser Gosmand, ein Päckchen mit Handschuhen an den Telegraphenbeamten in Tours namens Guibout, der auf der Adresse wohlweislich als Fabrikant von Handschuhen und Strümpfen bezeichnet war. Gab es aber eine Baisse von mindestens dem gleichen Betrage, so sandte Gosmand Strümpfe oder Krawatten. Auf der Adresse dieses Paketchens war ein Buchstabe oder eine Ziffer geschrieben, die Guibout dann sofort mit Irrungszeichen einem Staatstelegramm nach Bordeaux anfügte.

So gelang es tatsächlich, einen schnell wirkenden Nachrichtendienst einzurichten, der fast volle zwei Jahre vorzüglich funktionierte und den Brüdern Blanc gestattete, in

sicherer Kenntnis der tatsächlichen Bewegung der Rente in Paris an der Börse von Bordeaux gegenüber den minder gut unterrichteten Börsenspielern Vorteile einzuheimsen. Vom 22. August 1834 bis zum 25. August 1836 wurden so 121 Paketchen abgesandt, die ebenso viele, goldbringende Nachrichten bedeuteten. Im August 1835 verbesserte François Blanc die Übermittlung noch dadurch, daß er seinen Agenten anwies, bei einer Baisse von 25 bis 45 Centimes farbige Handschuhe, bei einer solchen von 50 Centimes oder mehr weiße Handschuhe zu senden, was dann durch den Buchstaben c (couleur) oder b (blanc) von Tours weiter-telegraphiert wurde.

Da merkte Blanc im Juli 1836 plötzlich, daß noch jemand in Bordeaux die Nachrichten über den Stand der Rente in Paris ebensoschnell bekam wie er und er seine Operationen daher nicht mehr so monopolartig und sicher betreiben konnte wie bisher. Zuerst dachte er an eine Taubenpost Paris-Bordeaux. Als er sich aber durch Entsendung eines Vertrauensmannes vergewissert hatte, daß eine solche nicht bestehe, schöpfte er Verdacht gegen seine Mithelfer, die Telegraphisten, und insbesondere jenen von Tours, Guibout, von dem er vermutete, daß er diese Zeichen auch einem anderen Bankier in Bordeaux gegen Bezahlung zukommen lasse. „Ich habe erfahren,“ schrieb Louis Blanc an Guibout, „daß jemand in Bordeaux den Rentenkurs ebensoschnell bekommt wie ich; wenn die betreffende Person noch ferner mit Depeschen versorgt wird, werde ich Ihnen nicht mehr als 150 Franken den Monat und 25 für das Signal anstatt 350 Franken geben. Wenn ich aber allein bleibe, sollen Sie weiter die gleichen Bezüge erhalten.“ Guibout erwiderte den Blanc, es sei ganz ausgeschlossen, daß es in Tours jemand gebe, der das gleiche Geschäft betreibe wie er, sie müßten sich irren, oder aber der Betreffende erhalte die Nachrichten auf andere Weise.

Wie dem immer war, diese durch zwei Jahre fortgeführten Spekulationen auf sicherster Basis hatte den beiden Brüdern, trotz eines Fehlschlages, als gelegentlich der Übernahme des Ministeriums durch Thiers am 22. März 1836 einer ihrer Konkurrenten die Nachricht irgendwie früher erfuhr, einige 100 000 Franken eingetragen, die dann zur Grundlage aller ihrer späteren Unternehmungen wurden. Der Krug aber geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Die geheimen Vorgänge waren den Behörden dadurch zur Kenntnis gelangt, daß einer der beteiligten Telegraphenbeamten auf seinem Sterbelager, von Gewissensbissen gequält, seine Verfehlung gestand und auch die Namen der Helfer Guibout und des bei der Bestechung beteiligten Commis voyageur der Blanc nannte. Daraufhin wurden die Gebrüder Blanc, Guibout und der Kommis, die einen wegen Bestechung von Amtspersonen, die anderen wegen Mißbrauches der Amtsgewalt angeklagt. Es kam zu damaliger Zeit noch äußerst selten vor, daß vermögende Bankiers sich vor Gericht zu verantworten hatten, und deshalb war der Gerichtssaal gedrängt voll, und alle Welt erwartete gespannt, welche Geheimnisse der großen Finanzwelt enthüllt werden würden.

Als erster wurde der Telegraphenbeamte Guibout befragt, der erklärte, für seine Tätigkeit in den zwei fraglichen Jahren nur sechs- bis siebentausend Franken bekommen zu haben. Seine Verfehlung sei eigentlich keine, denn obwohl allerdings nur Depeschen der Regierung zur Übermittlung zulässig gewesen wären, so sei es zwar nicht ausdrücklich erlaubt, jedoch auch nicht verboten gewesen, Signale mit Irrungszeichen in sie einzuschmuggeln.

Der Präsident des Gerichtshofes wandte sich nun an die Brüder Blanc, in denen er die Hauptschuldigen sah.

„Verlieh Ihnen“, fragte er die beiden, „dieses Vorwissen der Rentenkurse an der Börse von Paris nicht einen ungeheuren Vorteil vor allen anderen Spekulanten?“

„Das hängt davon ab, Herr Präsident“, erwiderte Louis, der den Sprecher abgab. „Manchmal ja, manchmal nein.“

„Haben Sie niemals an die vertrauensvollen Spekulanten gedacht, die Sie mittels der Informationen ausplünderten, die Sie sich durch Betrug und Verbrechen zu verschaffen wußten?“

„Nein, Herr Präsident, niemand wurde ausgeplündert. Wir bekämpften unsere Gegner nur mit gesetzlichen Waffen. Niemals habe ich eine verbrecherische Handlung begehen wollen und habe nicht gehnt, daß man mich gesetzlich belangen könnte. Das geht schon daraus hervor, daß ich nicht geflüchtet bin, als ich die Verhaftung Guibouts in den Zeitungen las. Alle großen Spekulanten tun auf die eine oder andere Weise das gleiche. Gibt es nicht zwischen Paris und London eine Taubenpost, die den Weg in vier Stunden zurücklegt? Und ebenso zwischen Paris und Brüssel, Amsterdam und Frankfurt, wie übrigens allen Hauptplätzen Europas? Hat man nicht zwischen Brüssel und Antwerpen eine Telegraphenlinie eingerichtet? Ich selbst, meine Herren, sollte eine solche als Konkurrenz für die schon bestehende errichten. Jeder Spekulant hat seinen mehr oder weniger prompten Nachrichtendienst, der mehr oder weniger geheim und sicher ist. Sonderkuriere, Tauben und Telegraphen, alles wird benützt, und um Ihnen ein Beispiel zu nennen, Herr von Rothschild, der ein Grande Österreichs ist, ein großer Bankier und Spekulant, hat er nicht außerordentliche Kuriere, Tauben, Telegraphen, geheime Verbindungen mit den Ministerien, Korrespondenten und Agenten in aller Welt? Und Sie wissen, meine Herren, daß Herr von Rothschild allgemein geachtet bei Hofe empfangen wird und überall gern gesehen ist.“

„Sie aber erhielten Ihre Nachrichten heimlich und durch Betrug.“

„Ja, aber die anderen Spekulanten bekamen sie doch auch

mehr oder weniger heimlich, und sie veröffentlichten ihre Depeschen ebensowenig, wie ich die meinen aus Paris jemand zu lesen gab.“

Daraufhin wurden mehrere Bankiers über ihre Geschäfte mit den Blanc befragt, wobei einige erklärten, verloren zu haben, andere aber behaupteten, im Kampfe mit den Blanc gewonnen zu haben. Der Präsident konnte sich nicht erklären, wie es möglich war, daß die Brüder Blanc auch Verluste erlitten, wenn sie so sicher informiert waren.

„Ja,“ warf da François Blanc ein, „wahrscheinlich, und ich glaube sogar sicher, weil ich da mit Spekulanten zu tun hatte, die noch besser informiert waren als ich.“

*Aus dem Buche „Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo“.*

---

## PRINZ PAO YÜ

NACHDEM Lenzanfang, die kaiserliche Gemahlin, von ihrem Besuch im Park der Augenweide an den Hof zurückgekehrt war, äußerte sie den Wunsch, daß ein Gedenkstein im Park gesetzt werden solle mit einer Inschrift, die für alle Zeiten das glückliche Ereignis ihres Besuchs in der Erinnerung festhalten solle. Herr Kia Tschong beeilte sich, ihrem Verlangen zu entsprechen, und übertrug das Werk den tüchtigsten Steinmetzen und Inschriftkünstlern, die er auftreiben konnte.

Die kaiserliche Gemahlin bedachte weiter, daß ihr Vater den Park der Augenweide, der eigens für ihren Besuch geschaffen war, nun, nachdem der Besuch vorüber war, aus pflichtschuldigem Respekt wieder abschließen und das Tor versiegeln würde, und sie sagte sich, daß es doch eigentlich schade wäre, wenn diese schöne Stätte fortan verlassen und unbenutzt daliegen würde. Warum sollte er nicht ihren Schwestern und Basen zugänglich gemacht werden, die so

trefflich Verse zu reimen und Stenzen zu setzen wußten? Waren sie nicht würdig, Gemüt und Geist an den Schönheiten des Parkes zu erfreuen? Und sollte nicht auch ihr Bruder Pao Yü an dieser Vergünstigung teilhaben, der nun einmal von Kind auf an den Umgang mit Mädchen gewöhnt war und sich schrecklich einsam und verlassen vorkommen würde, wenn er nun auf einmal den gewohnten Umgang entbehren müßte?

Von solcherlei Erwägungen bewegt, sandte die kaiserliche Gemahlin den Obereunuchen Hsia mit entsprechenden Befehlen zum Yung kwo Palais. Herr Tschong und Gattin säumten nicht, sofort Leute in den Park zu schicken und die verschiedenen Räumlichkeiten, die als Aufenthaltsstätte für Pao Yü und die jungen Mädchen in Betracht kamen, säubern und wohnlich herrichten zu lassen.

Pao Yü war über die bevorstehende Veränderung ganz besonders erfreut. Gerade weilte er bei seiner Großmutter und besprach mit ihr dieses und jenes wegen des Umzugs, als ein Diener eintrat und ihn zu seinem Vater rief. Pao Yü erblaßte. Seine frohe Laune war augenblicklich weggefgt. Krampfhaft und Schutz suchend drückte er die großmütterliche Rechte, als ob sie ein Stück Zucker wäre, das zum Bestreuen einer süßen Speise zerdrückt werden solle. Um keinen Preis wollte er hingehen, denn er glaubte, es handle sich wieder um eine der gefürchteten väterlichen Zurechtweisungen. Die Fürstin Ahne redete ihm gut zu, daß er nichts zu befürchten habe und daß ihm sein Vater vermutlich nur einige gute Lehren für sein Verhalten in der künftigen Wohnstätte mit auf den Weg geben wolle. Von zwei würdigen Matronen geleitet, die als Leibwache über seine Person zu wachen hatten, trat Pao Yü doch den gefürchteten Gang an, aber er tat es so schleppend und zögernd, daß er mit jedem Schritt kaum drei Zoll zurücklegte. Endlich betrat er zaghaft den elterlichen Wohn-

pavillon. Wie lästig diese halb neugierigen, halb spöttischen Blicke, die ihn beim Durchschreiten des Dienerspaliers vor dem Eingang trafen! Eine Zofe, namens Goldspange, erfrechte sich sogar, ihn beim Vorübergehen am Ärmel zu zupfen und ihm zuzuraunen: „Nun, wie wärs? Hättet Ihr nicht Lust, von meiner Lippenschminke zu lecken? Sie ist ganz frisch und parfümiert.“

Worauf eine ältere Zofe, namens Buntwolke, ihr einen Schubs gab und tadelnd hinzufügte: „Ungezogenes Ding! Du siehst doch, daß ihm in diesem Augenblick nicht nach solchen Scherzen zumute ist! Verschwinde!“

Drinnen fand Pao Yü Vater und Mutter auf dem Diwan einander gegenüber sitzen und in Unterhaltung begriffen. Zu ihren Füßen saßen auf niedrigen Schemeln die drei Lenzmädchen und der jüngere Bruder Kia Huan, der Sohn einer Nebenfrau seines Vaters. Die jüngeren Geschwister, Lenzgeschmack, Lenzweh und Kia Huan, erhoben sich bei Pao Yü's Eintritt. Herr Tschong ließ sein Auge eine Weile prüfend auf dem Ankömmling ruhen, dann schweifte sein Blick zu dem anderen Sohn hinüber, und er verglich. Wie vorteilhaft stach Pao Yü's einnehmendes, kultiviertes Äußere von der plumpen, groben Erscheinung des Bastards ab! Herr Tschong bedachte weiter, daß sich sein Haar schon silbern zu färben begann und daß er schwerlich einen anderen, einen besseren Sprößling als Pao Yü zu erhoffen habe. Die Abneigung, die er gewöhnlich gegen Pao Yü empfand, verflüchtigte sich im Verfolg dieser stummen Betrachtung zu acht bis neun Zehnteln, und es klang milder denn sonst, als er jetzt sprach: „Die kaiserliche Hoheit hat geruht zu befehlen, daß du deine Studien künftig in Gesellschaft deiner Schwestern und Basen im Park der Augenweide fortsetzen sollst. Aber sie wünscht, daß du dich zusammennimmst und nicht herumbummelst, sondern fleißig lernst. Also, richte dich danach und sei auf deiner Hüt!“



Pao Yü brachte einige hastige schi! ja! hervor, es folgte ein kurzes Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn, das seine Gesundheit betraf, und dann scheuchte ihn ein barsches „Was steht denn das Produkt, dieser Kummer meines Lebens, immer noch hier herum?“ wieder zur Tür hinaus. Mit vergnügter Miene und behenden Schrittes durchlief er diesmal das Dienerspalier im Vorraum und steckte im Vorübergehen vor Zofe Goldspange übermütig die Zunge heraus.

Herr Tschong setzte den Zweiundzwanzigsten des Monats als geeigneten Tag des Umzuges fest. Inzwischen wurden die einzelnen als Behausung bestimmten Örtlichkeiten in wohnlichen Stand gesetzt. Pao Yü und Blaujuwel wußten es einzurichten, daß sie ihr Quartier ganz in der Nähe angewiesen bekamen. Jedes wohnte für sich, und jedes bekam außer den bisherigen Zofen noch zwei ältere Anstandsdamen zur Aufsicht und vier Mägde für die gröberen Arbeiten in sein Heim mit.

Am Zweiundzwanzigsten zog also Leben und Jugend in den bisher verödeten Park ein, und die bunten Blumenbeete und die vom Zephir umkosten Weidenblätter brauchten nicht mehr zu trauern und über Einsamkeit zu klagen. Pao Yü war durch die Ortsveränderung auch in seinem Wesen wie umgewandelt. Sein Trübsinn war verflogen und hatte Frohsinn und Heiterkeit Platz gemacht. Von nun ab verbrachte er die Tage damit, in Gesellschaft der Mädchen zu lesen und zu schreiben, auf der Laute zu klimpern oder Schach zu spielen, zu malen oder Verse zu rezitieren, während die Mädchen fleißig an ihren Phönixmustern stickten, Blumen pflückten und Pflanzen bestimmten, sich mit Fingerknobeln und anderen Gesellschaftsspielen vergnügten und mit sanfter Stimme Lieder sangen. Er war vollkommen glücklich und wie nie zuvor zum Dichten aufgelegt.

Viele seiner Verse und Stenzen, die, wenn auch nicht von übermäßigem Talent, so doch von Empfindung und guter Naturbeobachtung zeugten, wie beispielsweise die Gesänge von den vier Jahreszeiten, fanden den Weg in die Öffentlichkeit. Denn es fehlte nicht an gunstbeflissenen Schmeichlern und Schmarotzern, die sich bemüßigt fühlten, auf Gassen und Märkten den Ruhm des vornehmen vierzehnjährigen Dichterjünglings im Yung kwō Palais zu künden und mit Abschriften von seinen Poesieen zu prunken. Es wurde in Kreisen der jungen Lebewelt Mode, Fächer und Zimmerwände mit den neuesten Schmachtergüssen aus dem Pinsel des berühmten Pao Yü zu zieren; es gehörte zum guten Ton, in Gesellschaften seine letzten Verse und Stenzen zu rezitieren; man drängte sich danach, ein paar eigenhändig von ihm geschriebene Schriftzeichen, seien es Verse oder Sinnsprüche oder auch nur kurze Mottos, zu ergattern. Pao Yü fühlte sich gewaltig und hatte alle Hände voll zu tun, um die vielen von außen an ihn herantretenden Ansprüche zu befriedigen.

Wer hätte gedacht, daß sich trotz allem schon so bald wieder seine alte Unrast regen würde? Eines Tages begannen ihn die Herrlichkeiten des Parkes, die anfangs sein Entzücken gewesen waren, zu langweilen. Er hatte an diesem zu mäkeln und an jenem auszusetzen und fühlte sich verdrossen und unbefriedigt. Auch die Gesellschaft seiner Gefährtinnen genügte ihm nicht; ihr lautes heiteres Tollen, ihre naive oberflächliche Jungmädchenart ließen ihn gleichgültig. Er verlangte nach neuer Ablenkung, nach stärkeren Eindrücken. Der Tor!

Auch Ming Yen, sein Leibdiener, hatte lange vergeblich versucht, mit diesen und jenen Anregungen und Zerstreungen seine Unlust zu bannen. Bis er endlich mit einem neuen Einfall Erfolg hatte: er brachte seinem Herrn eines Tages von einem Gang durch die Buchhändlergasse einen

ganzen Stapel unbekannter leichter Lektüre mit, lauter Novellen und Romane aus alter und neuer Zeit, schlüpfrige Liebesgeschichten und abenteuerliche Erzählungen von berühmten Kurtisanen und ähnliches.

Pao Yü hatte derartige Lektüre noch nie vorher zu Gesicht bekommen. Als er jetzt einen Blick hineintat, war er wie berauscht und glücklich wie über einen kostbaren Fund. Und daß er, wie ihm Ming Yen einschärfte, diese Bücher nur heimlich lesen dürfe, erhöhte ihren Reiz erst recht. Er versteckte sie, so gut es ging, im Bett und an anderen sicheren Stellen und verbrachte von nun an seine Zeit, sooft er allein und ungestört war, mit eifrigem Schmöckern.

Eines Tages, um die Mitte des dritten Monats, schlenderte er nach dem Frühstück, das Hsi hsiang ki, die ‚Historie vom westlichen Pavillon‘ in der Hand, zur Brücke, die über das ‚Wehr der Düfte‘ führte, und ließ sich auf einem Felsblock am Weiherrand unter blühenden Pfirsichbäumen zum Lesen nieder.

Wie er nun so saß und bei seiner Lektüre gerade an die Stelle kam, wo von dem ‚fallenden Rot, zu Haufen geschichtet‘ die Rede ist, fuhr zufällig ein jäher Windstoß in die Zweige und ließ über ihn und sein Buch einen dichten Blütenregen herabrieseln. Er war über und über von rötlichen Blättern bedeckt und mußte sich abschütteln, um sich von der zarten Last zu befreien. So zart und lieblich dünkten ihn diese Blätter, daß es ihm leid getan hätte, sie mit Füßen zu treten. Er raffte also die rosige Schicht rings um seinen Platz mit beiden Händen zusammen und trug sie zum nahen Ufer, um sie auf die Wasserfläche zu schützen. Und jedesmal, wenn er so zwei Handvoll ausgeschüttet hatte, verweilte er noch eine Zeitlang am Ufer und schaute den Blütenblättern sinnend nach, wie sie auf den Wellen dahintänzelten und mit der Strömung sacht dem Wehr zutrieben.

Als er sich gerade wieder bückte, um einen neuen Haufen Blätter zusammenzuraffen, hörte er hinter sich eine Mädchenstimme fragen: „Was machst du hier?“

Er wandte den Rücken. Da sah er Blaujuwel vor sich stehen. Sie trug über der Schulter ein Grabscheit, an dessen Schaft ein Blumenbeutel aus leichter Gaze hing, in der Linken hielt sie einen Besen.

„Gut, daß du kommst! Du kannst mir helfen, diese Blütenblätter zusammenzufegen und ins Wasser zu werfen. Ich habe schon eine ganze Masse hineingeworfen“, sagte er.

„Das solltest du nicht tun! Hier ist das Wasser zwar leidlich rein, aber später, wenn die Blüten weitreiben und mit dem Wasserlauf in fremde Grundstücke gelangen, kommen sie mit allem möglichen Schmutz und Unrat in Berührung. Es ist doch schade um die zarten, reinen Blätter, wenn sie besudelt werden. Nein, wir wollen sie lieber in das Blütengrab schaffen, das ich ihnen dort hinter jenem Hügel gegraben habe. Ich werde sie zusammenfegen. Du stopfst sie in den Beutel, und dann wollen wir sie gemeinsam zu Grabe tragen. Im Laufe der Zeit werden sie sich dann in gute Gartenerde verwandeln. Ist das nicht hübscher und sauberer, als sie ins Wasser zu werfen?“

*Aus dem Roman „Der Traum der Roten Kammer“.*

---

## MAHATMA GANDHI ÜBER DAS HEIMATLAND

NUR wenige Dinge in Mahatma Gandhis religiöser Erlebniswelt haben durch ihr für mich ganz unerwartetes Auftauchen und ihre Eigenart einen so starken Eindruck auf mich gemacht wie die Tatsache, daß er das ‚Swadeshi‘ mit großem Nachdruck zur religiösen Pflicht erhob. ‚Swadeshi‘ ist ein zusammengesetztes Wort und bedeutet ‚Hei-

matland'. Für Mahatma Gandhis Gefühl ist es mit dem Hinduismus so eng verknüpft, daß ich es hier als Teil seines Glaubensbekenntnisses anführen muß, wenn auch viele ernsthaft strenggläubige Leute es wohl nicht als einen unabtrennbaren Bestandteil des Hinduismus anerkennen werden. Am besten sollte man es vielleicht als eine ganz persönliche Neigung Gandhis bezeichnen, als seine durchaus eigene Art, eine gewisse Seite seines hinduistischen Glaubens auszudrücken.

Für Mahatma Gandhi bedeutet Swadeshi den Grundsatz, daß jeder Mensch seine Umwelt jedem anderen Bezirk vorzuziehen hat; daß wir alle unserem Heimatlande vor allen Ländern die Treue zu halten haben. Es bedeutet ferner für ihn, daß ihm der Übergang von einer Religion zu einer anderen fast unbegreiflich erscheint. Swadeshi ist für ihn ein Grundsatz, aus dem sich sein Verhältnis zum Christentum und zu anderen Religionen folgerichtig ergibt. Vaterlandsliebe muß sich nach seiner Anschauung ebensowohl auf religiösem wie auf politischem Gebiet äußern.

Die Swadeshi-Lehre, der er mit solchem Nachdruck den Rang eines religiösen Glaubenspunktes gibt, läuft deutlich darauf hinaus, daß der Mensch in der ihm durch Geburt zugewiesenen gesellschaftlichen Stellung zu bleiben hat. Sie zwingt ihn, in jenen Lebensumständen zu verharren, in die er nach dem Ratschluß Gottes gestellt ist — um den Katechismus der Church of England mit seinem feudalistischen Hintergrund zu zitieren. Nach Gandhis Auffassung ist damit bis zu einem gewissen Grade begründet, weshalb die Kastenordnung, die er Varnashrama Dharma nennt, als vernünftiger Gesellschaftsaufbau gerechtfertigt sein soll. Es zeigt zugleich, weshalb er sich selbst einen strenggläubigen Hindu nennt, der sich an die den überlieferten Hindu-schriften zugrunde liegenden Lehrsätze hält. Die äußerste Grenze dieser Lehre wurde in dem Buche ,The Gospel of

Swadeshi' erreicht, das einer seiner Anhänger geschrieben hat und dem Gandhi ein Vorwort beigab; er hat freilich später seine Zustimmung zu den allzu engherzigen Formen der Swadeshi-Lehre, wie der Verfasser des Buches sie öffentlich verfocht, wieder zurückgezogen. Ich muß hier wiederholen, daß unzweifelhaft viele strenggläubige Hindus die Swadeshi-Lehre nicht als Bestandteil ihres Glaubens anerkennen würden. Andere würden bestreiten, daß die Kastenordnung die Festlegung der gesellschaftlichen Stellung in sich schließt, selbst wenn sie auch unter den heutigen Verhältnissen noch am Verbot der Heirat von Kaste zu Kaste festhalten. Für Gandhi indessen ist das Bekenntnis zu diesen Dingen anscheinend eine Grundsatzfrage. So radikal er auf anderen Gebieten denkt, so ausgesprochen konservativ ist er hier.

Daß Swadeshi bei ihm den Rang einer religiösen Pflicht einnimmt, kann man aus der bedeutsamen Stelle ersehen, die er ihm unter seinen Gelübden für das Satyagraha Ashram in Sabarmati einräumt. Noch deutlicher erhellt es daraus, daß er auf der christlichen Missionars-Konferenz (Christian Missionary Conference) zu Madras am 14. Februar 1916 Swadeshi zum Gegenstand seiner Ansprache wählte: man hatte ihn aufgefordert, zu den versammelten Missionaren über eine Frage zu sprechen, der er selbst die größte Bedeutung beimaß. Er hätte bei einer so einzigartigen Gelegenheit bestimmt nicht Swadeshi gewählt — zum allerersten Male in Indien sprach er damals zu einer Hörerschaft von hingebungsvoll ernsthaften Männern und Frauen, die er von der höchsten Wahrheit überzeugen wollte —, wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, daß der von ihm verfochtene religiöse Grundsatz bis an die tiefsten Wurzeln religiösen Erlebens und Lebens heranreicht. Viele lange und hitzige Erörterungen mit ihm berechtigten mich dazu, die religiöse Bedeutung des Swadeshi für ihn mit so

starken Ausdrücken zu kennzeichnen; denn in diesem Punkte ist er unbeugsam, und er hat die Frage schon längst bis zur letzten Folgerung durchdacht. Als ich ihn nach seiner abschließenden schriftlichen Niederlegung fragte, gab er mir die folgende Ansprache, die er an die Missionare in Madras gerichtet hat:

„Nach vielem Nachdenken habe ich für Swadeshi eine Begriffsfassung gefunden, die vielleicht meine Absicht am besten erläutert:

Swadeshi ist der Geist in uns, der uns in der Nutzung wie im Dienen zur Beschränkung auf unsere unmittelbare Umgebung und zum Verzicht auf alles aus weiterer Entfernung Stammende treibt. Daraus ergibt sich: 1. Im religiösen Leben muß ich mich beschränken auf die ererbte Religion – das heißt also auf die religiöse Nutzung meiner unmittelbaren Umgebung. Wenn ich entdecke, daß meine Religion mangelhaft ist, so muß ich ihr dienen, indem ich sie von ihren Mängeln befreie. 2. Auf dem Gebiete der Politik soll ich die einheimischen Einrichtungen und Satzungen nutzen und ihnen dienen, indem ich sie von erwiesenen Mängeln befreie. 3. Auf wirtschaftlichem Gebiet soll ich nur die Dinge benutzen, die von meinen unmittelbaren Nachbarn hergestellt werden; dadurch soll ich die einheimische Erzeugung überall dort kräftig und vollständig machen, wo sie vielleicht noch Mängel zeigt.

Zu 1: Der Geist des Swadeshi, der die Grundlage des Hinduismus bildet, hat ihn zu einer konservativen Religion und dadurch zu einer mächtigen Kraft gemacht. Er ist der duldsamste Glaube, weil er nicht auf den Anhängerfang ausgeht, und er ist heute noch genau so zur Ausdehnung fähig, wie er es nachweislich in der Vergangenheit war. Er ist auf den Buddhismus gefolgt, nicht indem er ihn vertrieb, wie man es wohl irrigerweise angenommen hat, sondern indem

er ihn aufzog. Aus dem Geiste des Swadeshi heraus weigert sich der Hindu, von seiner Religion zu lassen; nicht unbedingt deshalb, weil er sie für die beste hält, sondern weil er weiß, daß er sie ergänzen kann, indem er Verbesserungen einführt. Und was ich hier über den Hinduismus gesagt habe, das trifft, vermute ich, auch auf die anderen großen Glaubensbekenntnisse der Welt zu; nur ist es eben — und dabei bleibe ich — in ganz besonderem Maße beim Hinduismus der Fall. Hier nun komme ich zu dem Punkt, wo ich mich bemühe, mit meiner Lehrtätigkeit einzusetzen.

Sofern in dem, was ich gesagt habe, irgendein vernünftiger Sinn steckt — täten dann nicht die großen Missionsgesellschaften, denen Indien für das in der Vergangenheit und heute noch unvermindert Geleistete tiefen Dank schuldet, besser daran und würden sie nicht dem Geist des Christentums besser dienen, wenn sie das Ziel der Anhängergewinnung aufgeben, aber ihre Wohltätigsarbeit fortsetzen würden? Ich mache diesen Vorschlag in aller Aufrichtigkeit und mit schuldiger Ehrfurcht.

Ich habe mich bemüht, die Bibel genau kennen zu lernen, und mein Gefühl zählt sie zu den heiligen Schriften. Der Geist der Bergpredigt wirbt fast gleich mächtig mit der Bhagavad Gita um den ersten Platz in meinem Herzen. Ich messe mich mit jedem Christen in der Kraft frommer Hingabe, wenn ich ‚Führ, liebes Licht‘ und andere aus göttlicher Eingebung geborene Lieder gleichen Geistes singe. Ich habe unter dem Einfluß berühmter christlicher Missionare verschiedener Sekten gestanden, und ich erfreue mich bis auf den heutigen Tag des Vorrechts, mit ihnen befreundet zu sein. Deshalb habe ich den oben ausgesprochenen Vorschlag nicht als ein mit Vorurteilen behafteter Hindu gemacht, sondern als ein Mensch, der sich demütig und unparteiisch um die Religion bemüht und dem Christentum sehr zugetan ist.



Wäre es nicht denkbar, daß man die Verkündigung ‚Gehet hin in alle Welt‘ einigermaßen engherzig ausgelegt hat und an ihrem eigentlichen Sinn vorübergegangen ist? Man wird doch nicht leugnen wollen – ich spreche aus Erfahrung –, daß viele von den ‚Bekehrungen‘ diesen Namen nicht verdienen. Vielfach ist der Mahnruf nicht zum Herzen gedrungen, sondern zum – Magen; und in jedem Falle läßt eine Bekehrung eine Wunde zurück, die, wie ich zu behaupten wage, vermeidbar wäre. Jedes der großen Glaubensbekenntnisse läßt – ich sage das abermals aus eigener Erfahrung – die Möglichkeit zur Neugeburt und zur Wandlung des Herzens.

Ich weiß, daß ich mich nun auf dünnes Eis begeben; aber ich schließe dennoch diesen Abschnitt meiner Darlegung ohne entschuldigende Beschönigung mit der Behauptung: Die furchtbare Gewalttat, die sich eben jetzt in Europa abspielt, könnte man als Beweis dafür auffassen, daß Jesus von Nazareth, der Sohn des Friedens, mit seiner Verkündigung in Europa wenig verstanden worden ist und daß vom Osten her ein Licht darauf fallen könnte.

*Aus dem Werke: C. F. Andrews, Mahatma Gandhis Lehre und Tat.*

---

## RAINER MARIA RILKE / VON DER LANDSCHAFT

**M**AN weiß so wenig von der Malerei des Altertums; aber es wird nicht zu gewagt sein, anzunehmen, daß sie die Menschen sah, wie spätere Maler die Landschaft gesehen haben. In den Vasenbildern, diesen unvergeßlichen Erinnerungen aus einer großen Zeichenkunst, ist die Umgebung (Haus oder Straße) nur genannt, gleichsam abgekürzt, nur mit dem Anfangsbuchstaben angegeben, die nackten Menschen aber sind alles, sind wie Bäume, die Früchte tragen und Frucht-

kränze, und wie Büsche, die blühen, und wie Frühlinge, in denen die Vögel singen. Damals war der Leib, den man bestellte wie ein Land, um den man sich mühte wie um eine Ernte und den man besaß, wie man ein gutes Grundstück besitzt, das Angesehene und Schöne, das Bild, durch welches in rhythmischen Reihen alle Bedeutungen gingen, Götter und Tiere, und alle Sinne des Lebens. Der Mensch, obwohl seit Jahrtausenden dauernd, war sich selbst noch zu neu, zu entzückt von sich, um über sich fort oder von sich abzusehen. Die Landschaft, das war der Weg, auf dem er ging, die Bahn, darin er lief, alle die Spiel- und Tanzplätze waren es, auf denen der griechische Tag verging; die Täler, in denen das Heer sich versammelte, die Häfen, aus denen man zu Abenteuern fuhr und in die man unerhörter Erinnerungen voll und älter zurückkehrte; die Festtage und die geschmückten, silbern klingenden Nächte, die ihnen folgten, die Aufzüge zu den Göttern und der Umgang um den Altar —: das war die Landschaft, in der man lebte. Aber der Berg war fremd, auf dem nicht menschengestaltige Götter wohnten, das Vorgebirge, auf dem sich kein weithinsichtbares Standbild erhob, die Hänge, die kein Hirte gefunden hatte, — sie waren keines Wortes wert. Alles war Bühne und leer, solange der Mensch nicht auftrat und mit seines Leibes heiterer oder tragischer Handlung die Szene erfüllte. Ihn erwartete alles, und wo er kam, trat alles zurück und gab ihm Raum.

Die christliche Kunst verlor diese Beziehung mit dem Körper, ohne deshalb der Landschaft sich wirklich zu nähern; Menschen und Dinge waren wie Buchstaben in ihr, und sie bildete lange, gemalte Sätze mit einem Alphabet von Initialen. Die Menschen waren Gewänder und nur in der Hölle Leiber; und die Landschaft durfte selten die Erde sein. Fast immer mußte sie, wo sie lieblich war, den Himmel bedeuten, und wo sie Schrecken erregte und wild und unwirtlich war,

da galt sie als der Ort der Verbannten und für ewig Verlorenen. Man sah sie schon; denn die Menschen waren schmal geworden und durchscheinend, aber es lag in ihrer Art, die Landschaft ebenso zu empfinden, als eine kleine Vergänglichkeit, als einen Streifen von übergrüntem Gräbern, unter denen die Hölle hing und über denen der große Himmel sich auftat als die eigentliche, tiefe, von allen Wesen gewollte Wirklichkeit. Nun, da es auf einmal drei Orte gab, drei Wohnungen, über welche viel Redens war: Himmel, Erde und Hölle, — war eine Bestimmung der Örtlichkeit dringend notwendig geworden, und man mußte sich sie ansehen und sie darstellen; in den frühitalienischen Meistern wuchs diese Darstellung, über ihren eigentlichen Zweck hinaus, zu großer Vollkommenheit, und man muß sich nur der Malereien im Campo Santo zu Pisa erinnern, um zu fühlen, daß die landschaftliche Auffassung damals schon etwas Selbständiges geworden war. Man meinte zwar noch einen Ort anzugeben und nichts mehr, aber man tat das mit solcher Herzlichkeit und Hingabe, man erzählte mit so hinreißender Beredsamkeit und so sehr als Liebender von den Dingen, die an der Erde hingen, an der von den Menschen verleugneten und verdächtigten Erde — : daß jene Malerei uns heute wie ein Loblied auf sie erscheint, in welches die Heiligen einstimmen. Und alle Dinge, die man sah, waren neu, so daß mit dem Schauen sich ein fortwährendes Staunen verband und eine Freude an unzähligen Funden. So kam es von selbst, daß man mit der Erde den Himmel pries und sie kennen lernte, da man Sehnsucht war, ihn zu erkennen. Denn die tiefe Frömmigkeit ist wie ein Regen: sie fällt immer wieder auf die Erde zurück, von der sie ausging, und ist Segen über den Feldern.

Man hatte so, ohne es zu wollen, die Wärme gefühlt, das Glück und die Herrlichkeit, die von einer Wiese, einem Bach, einem Blumenhang und von Bäumen, die fruchttra-

gend beieinanderstehen, ausstrahlen kann, daß man, wenn man nun Madonnen malte, sie mit diesem Reichtum wie mit einem Mantel umgab, sie damit krönte wie mit einer Krone und Landschaften wie Fahnen entfaltete, ihnen zum Lobe; denn man wußte ihnen kein Fest zu bereiten, das rauschender war, keine Hingabe kannte man, die dieser gleich: alles eben gefundene Schöne ihnen zuzutragen und mit ihnen zu verschmelzen. Man meinte keinen Ort mehr damit, auch den Himmel nicht, man stimmte die Landschaft an wie ein Marienlied, das in hellen, klaren Farben erklang.

Aber damit war eine große Entwicklung geschehen: man malte die Landschaft und meinte doch nicht sie damit, sondern sich selbst; sie war Vorwand geworden für ein menschliches Gefühl, Gleichnis einer menschlichen Freude, Einfach und Frömmigkeit. Sie war Kunst geworden. Und schon Lionardo übernahm sie so. Die Landschaften in seinen Bildern sind Ausdrücke seines tiefsten Erlebens und Wissens, blaue Spiegel, in denen geheime Gesetze sich sinnend betrachten, Fernen, wie Zukünfte groß und unenträtselt wie sie. Es ist kein Zufall darin, daß Lionardo, welcher zuerst Menschen wie Erlebnisse malte, wie Schicksale, durch die er einsam hindurchgegangen war, auch die Landschaft als ein Ausdrucksmittel empfand für fast unsagbare Erfahrung, Tiefe und Traurigkeit. Diesem Überholer von vielen noch nicht Gekommenen war es gegeben, alle Künste unendlich groß zu gebrauchen; wie in vielen Sprachen redete er in ihnen von seinem Leben und von seines Lebens Fortschritten und Fernen.

Noch hat niemand eine Landschaft gemalt, die so ganz Landschaft ist und doch so sehr Geständnis und eigene Stimme wie jene Tiefe hinter der Mona Lisa. Als ob alles Menschliche in ihrem unendlich stillen Bildnis enthalten sei, alles andere aber, alles, was vor dem Menschen liegt und

über ihn hinaus, in diesen geheimnisvollen Zusammenhängen von Bergen, Bäumen, Brücken, Himmeln und Wassern. Diese Landschaft ist nicht eines Eindrucks Bild, nicht eines Menschen Meinung über die ruhenden Dinge; sie ist Natur, die entstand, Welt, die wurde, und dem Menschen so fremd wie der nie betretene Wald einer unentdeckten Insel. Und Landschaft so zu schauen als ein Fernes und Fremdes, als ein Entlegenes und Liebloses, das sich ganz in sich vollzieht, war notwendig, wenn sie je einer selbständigen Kunst Mittel und Anlaß sein sollte; denn sie mußte fern sein und sehr anders als wir, um ein erlösendes Gleichnis werden zu können unserem Schicksal. Fast feindlich mußte sie sein in erhabener Gleichgültigkeit, um unserem Dasein eine neue Deutung zu geben mit ihren Dingen.

Und in diesem Sinn ging die Gestaltung jener Landschaftskunst vor sich, die Lionardo da Vinci vorahnend schon besaß. Langsam bildete sie sich aus in den Händen von Einsamen, durch die Jahrhunderte hin. Sehr weit war der Weg, der gegangen sein mußte, denn es war schwer, sich der Welt so weit zu entwöhnen, um sie nicht länger mit dem voreingenommenen Auge des Einheimischen zu sehen, der alles auf sich selbst und auf seine Bedürfnisse anwendet, wenn er es schaut. Man weiß, wie schlecht man die Dinge sieht, unter denen man lebt, und daß oft erst einer kommen muß von fern, um uns zu sagen, was uns umgibt. Und so mußte man auch die Dinge von sich fortdrängen, damit man später fähig wäre, sich ihnen in gerechter und ruhiger Weise, mit weniger Vertraulichkeit und in ehrfürchtigem Abstand zu nähern. Denn man begann die Natur erst zu begreifen, als man sie nicht mehr begriff; als man fühlte, daß sie das Andere war, das Teilnahmlose, das keine Sinne hat, uns aufzunehmen, da war man erst aus ihr herausgetreten, einsam, aus einer einsamen Welt.

Und das mußte man, um an ihr Künstler zu sein; man durfte sie nicht mehr stofflich empfinden auf die Bedeutung hin, die sie für uns besaß, sondern gegenständlich als eine große vorhandene Wirklichkeit.

So hatte man den Menschen empfunden zur Zeit, da man ihn groß malte; aber der Mensch war schwankend geworden und ungewiß, und sein Bild floß dahin in Verwandlungen und war kaum mehr zu fassen. Die Natur war dauernder und größer, alle Bewegung war breiter in ihr und alle Ruhe schlichter und einsamer. Es war eine Sehnsucht im Menschen, mit ihren erhabenen Mitteln von sich zu reden wie von etwas ebenso Wirklichem, und so entstanden die Bilder von Landschaften, in denen nichts geschieht. Leere Meere hat man gemalt, weiße Häuser in Regentagen, Wege, auf denen keiner geht, und unsäglich einsame Wasser. Immer mehr entschwand das Pathos, und je besser man diese Sprache verstand, in desto schlichterer Weise gebrauchte man sie. Man versenkte sich in die große Ruhe der Dinge, man empfand, wie ihr Dasein in Gesetzen verging, ohne Erwartung und ohne Ungeduld. Und still gingen unter ihnen die Tiere umher und ertrugen wie sie den Tag und die Nacht und waren voll von Gesetzen. Und als der Mensch später in diese Umgebung trat, als Hirte, als Bauer oder einfach als eine Gestalt aus der Tiefe des Bildes: da ist alle Überhebung von ihm abgefallen, und man sieht ihm an, daß er Ding sein will.

In diesem Aufwachsen der Landschafts-Kunst zu einem langsamen Landschafts-Werden der Welt liegt eine weite menschliche Entwicklung. Der Inhalt dieser Bilder, der so absichtslos aus Schauen und Arbeit entsprang, spricht uns davon, daß eine Zukunft begonnen hat mitten in unserer Zeit: daß der Mensch nicht mehr der Gesellige ist, der unter seinesgleichen im Gleichgewicht geht, und auch derjenige nicht mehr, um dessentwillen Abend und Morgen

wird und Nähe und Ferne. Daß er unter die Dinge gestellt ist wie ein Ding, unendlich allein, und daß alle Gemeinsamkeit aus Dingen und Menschen sich zurückgezogen hat in die gemeinsame Tiefe, aus der die Wurzeln alles Wachsenden trinken.

---

## ALDOUS HUXLEY / KATZENPREDIGT

NEULICH wurde mir ein junger Mann vorgestellt, der den Ehrgeiz besitzt, Schriftsteller zu werden. Da er mich als Autor kannte, fragte er, wie er es anfangen solle, seinen Wunsch zu verwirklichen. Ich gab mir alle Mühe, es ihm zu erklären. „Vorerst“, sagte ich, „kaufen Sie eine Menge Papier, eine Flasche Tinte und eine Feder. Und dann schreiben Sie!“ Das war meinem jungen Freund aber nicht genug. Er stellte sich offenbar vor, daß es eine Art esoterischen Kochbuchs voll literarischer Rezepte geben müsse, nach deren gewissenhafter Befolgung man ein Dickens, ein Flaubert oder ein Fontane würde, „nach Geschmack“, wie die Verfasser von Kochrezepten sagen, wenn sie beim Würzen und Süßen angelangt sind. Dürfe er nicht einen Blick in besagtes Kochbuch tun? Ich bedauerte sehr — leider sei mir ein solches Buch noch nicht zu Gesicht gekommen (schade! denn wieviel Zeit und Mühe könnte man sich dadurch sparen!). Er schien bitter enttäuscht. Um den armen Jungen zu trösten, riet ich ihm, sich an die Professoren der Literaturgeschichte an deutschen Universitäten zu wenden oder an einen jener besonders in Amerika zahlreichen Wundertäter, die in ihren Ankündigungen brieflichen Unterricht im einträglichen Schreiben von Kurzgeschichten usw. versprechen: wenn irgend jemand ein verläßliches literarisches Kochbuch besitze, so seien das sicherlich diese Herren. Aber auch das genügte dem jungen Mann nicht. Ent-

täuscht, weil er von mir das schriftstellerische Äquivalent für „Eierspeisen auf hundert Weisen“ oder „Was koche ich heute abend?“ nicht erhalten konnte, unterzog er mich einem Kreuzverhör über meine Methode, „Material zu sammeln“: Benutzen Sie ein Notizbuch oder ein Tagebuch? Führen Sie Ihre Einfälle oder Beobachtungen in einer Kartothek? Besuchen Sie gewissenhaft die Salons reicher, eleganter Leute? Oder ziehen Sie sich im Gegenteil auf das Land zurück? Oder verbringen Sie Ihre Abende auf der Jagd nach Stoff und Typen in den Branntweinschenken der Elendsviertel? Halten Sie es für richtig, in intellektuellen Kreisen zu verkehren? Soll ein Romanschriftsteller nach Bildung streben oder seine Lektüre ausschließlich auf Romane anderer beschränken? Und so weiter. Ich bemühte mich, alle diese Fragen in möglichst unverbindlicher Form zu beantworten. Und da der Jüngling noch immer enttäuscht schien, erteilte ich ihm zum Schluß einen guten Rat als Draufgabe. „Mein junger Freund“ – sagte ich – „wenn Sie ein Verfasser psychologischer Romane werden und über die Rätsel der Menschenseele schreiben wollen, dann ist es das beste, Sie schaffen sich ein Katzenpärchen an.“ Und damit entließ ich ihn.

Ich hoffe, er hat meinen Rat befolgt; denn der Rat war gut – war die Frucht reicher Erfahrung und reiflicher Überlegung. Ich fürchte jedoch, der junge Tor hat nur gelacht über den nach seiner Ansicht dummen Witz, so, wie ich selbst einst lachte, als mir vor Jahren ein reizender, außergewöhnlich begabter Mensch mitteilte, er beabsichtige, einen Roman über die mondänen Kreise Londons zu schreiben, und schiffe sich demnächst nach Westindien ein, um unter den Negern Vorstudien zu machen. Damals lachte ich, heute aber weiß ich, wie recht er hatte. Naturvölker, Kinder und Tiere sind gleichsam zivilisierte Menschen, von denen der Deckel abgehoben wurde – der schwere,



künstlich gearbeitete Deckel guter Manieren, konventioneller Gewohnheiten, überkommenen Denkens und Fühlens, unter dem wir alle unser Dasein verbringen. Diesen Deckel studiert man am besten in Mayfair, in Passy, in der Park Avenue oder im Tiergarten-Viertel. Was aber geht in diesen kultivierten und eleganten Gegenden unter besagtem Deckel vor? Aus unmittelbarer Beobachtung erfahren wir wenig (wenn wir nicht über besonders scharfe Intuition verfügen). Und wenn wir die Vorgänge unter fremden Deckeln nicht aus dem entnehmen können, was ein Blick unter den eigenen uns lehrt, dann ist es am besten, wir nehmen den nächsten Dampfer nach Westindien oder bringen einige Stunden des Vormittags in der Kinderstube zu (was bedeutend billiger kommt), oder aber wir schaffen uns, wie ich meinem jungen Freund nahelegte, ein Katzenpaar an.

Jawohl, ein Katzenpaar. Am besten siamesische Katzen, denn die sind die menschenähnlichsten. Sie sind auch die eigenartigsten und, wengleich nicht die schönsten, doch gewiß die eindrucksvollsten und phantastischsten. Wie beunruhigend starren die blaßblauen Augen aus der schwarzen Samtmaske des Gesichts! Bei der Geburt schneeweiß, dunkelt das Fell allmählich zu kräftigem Mulattenbraun nach. Die Vorderpfoten stecken fast bis an die Schultern in langen schwarzen Handschuhen, wie Yvette Guilbert sie liebt, die Hinterbeine tragen die enganliegenden schwarzen Seidenstrümpfe, mit denen Félicien Rops perlmutterschimmernde Frauenleiber pervers und unzüchtig zu bekleiden pflegte. Ihre Schwänze, wenn sie welche haben — ja, ich möchte dem angehenden Schriftsteller entschieden empfehlen, die geschwänzte Gattung zu kaufen; denn Katzen verleihen ihren Gefühlen vornehmlich mit dem Schwanz Ausdruck, und die Mankatze gleicht einem Stummen — ihre Schwänze also sind gegen das Ende dünner werdende



Zeichnung von Felix Timmermans  
zu Ernest Claes, Hannes Raps

schwarze Schlangen, die, auch wenn der übrige Körper in sphinxgleicher Ruhe daliegt, von ureigenstem zuckendem und unruhigem Leben erfüllt sind. Und was für seltsame Stimmen sie haben! Manchmal wie das Weinen kleiner Kinder, manchmal wie das Blöken von Lämmern, dann wieder wie das qualvolle und wütende Heulen verdammter Seelen. Im Vergleich mit diesen phantastischen Geschöpfen wirken die schönsten und anziehendsten Vertreter anderer Katzenrassen leicht ein wenig fade.

Hat unser angehender Romanschreiber nun die Katzen erworben, so bleibt ihm nichts mehr zu tun übrig, als sie Tag für Tag zu beobachten, die Lektionen, die sie ihm erteilen, zu lernen und innerlich zu verarbeiten und am Ende – ach, diese mühsame und unbequeme Arbeit bleibt ihm zuletzt doch nicht erspart! – seinen Roman über die gute Gesellschaft von Paris, London oder Berlin zu schreiben.

Betrachten wir einige dieser lehrreichen Katzenpredigten, aus denen der Seelenforscher so viel erfahren kann, genauer. Beginnen wir mit dem, womit jeder gute Roman beginnen und nicht widersinnigerweise enden sollte, – mit der Heirat. Die Hochzeit siamesischer Katzen ist, jedenfalls soviel ich beobachten konnte, ein hochdramatisches Ereignis. Schon die Vorstellung des Bräutigams (wir wollen annehmen, daß die beiden, wie es in der Katzenwelt Brauch ist, einander vor dem Hochzeitstage noch nie zu Gesicht bekamen) ist das Zeichen zum Beginn eines beispiellos heftigen Kampfes. Als erste Antwort auf die Annäherungsversuche des hoffnungsvollen Freiers fährt die junge Dame ihm an die Kehle. Man ist, wenn man da die Haare stäuben sieht und die gellenden Schreie der Wut und des Hasses vernimmt, einer gütigen Vorsehung von Herzen dankbar dafür, daß sie diesen Unholden nicht größer zu werden gestattete. Würde der Kampf zwischen Wesen von Menschengröße geführt,

er verbreitete Tod und Zerstörung auf Hunderte von Metern im Umkreis. So aber ist man, auf die Gefahr hin, ein paar Kratzwunden abzubekommen, imstande, die Duellanten beim Genick zu packen und die noch immer fauchenden und widerstrebenden voneinander zu zerren. Was geschähe, wenn man das neuvermählte Paar den Kampf bis zum bitteren Ende austragen ließe, weiß ich nicht; bisher hatte ich weder die Wißbegier noch die Seelenstärke, das herauszufinden. Ich vermute nur, daß, umgekehrt wie es in Hamlets Familie geschah, das Gebackene von den Hochzeitsschüsseln bald einen kalten Leichenschmaus geben könnte. Diesen tragischen Ausgang verhinderte ich jedesmal, indem ich einfach die Braut allein in ein Zimmer einschloß und den Bräutigam ein paar Stunden vor der Tür schmachten ließ. Er schmachtet nicht stumm; aber lange Zeit ertönt keine andere Antwort auf seine schwermütigen Liebesklagen als manchmal ein Fauchen oder Knurren. Sobald jedoch die Braut endlich in ebenso sanften, sehnsuchtsvollen Tönen antwortet, darf man getrost die Tür öffnen. Der Bräutigam schnellt wie ein Pfeil hinein und wird nicht wie früher mit Zähnen und Klauen, sondern mit allen Zeichen der Zuneigung empfangen.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als läge in diesem Beispiel aus dem Katzenleben keine besondere Lehre für die Menschheit. Aber der Schein trügt. Die Deckel, unter denen zivilisierte Menschen leben, sind so dick und so reich verziert mit mythologischen Ausschmückungen, daß es einem schwer fällt, die Tatsache zu erkennen, auf die D. H. Lawrence in seinen Romanen und Erzählungen so viel Nachdruck legt: daß Haß und Liebe fast immer vermischt sind und daß junge Mädchen sehr oft (trotz ihren heimlichen Wünschen und Gefühlen) einen sehr echten Abscheu vor physischer Liebe fühlen. Katzen dagegen, von keinem Deckel beschwert, offenbaren einem dieses dunkle

Mysterium der menschlichen Natur. Nach Beobachtung einer Katzenhochzeit kann sich kein junger Schriftsteller mehr mit dem verlogenen Kitsch zufrieden geben, der in der landläufigen Erzählliteratur als Liebesschilderung gilt.

Die Zeit vergeht, und wenn nun die Flitterwochen vorbei sind, fangen die Katzen an, uns Dinge zu eröffnen, die sogar der Deckel von Zivilisation manchmal nicht ganz vor den Augen der Menschen verbergen kann. Sie sagen uns – was wir, ach! schon wissen –, daß der Mann seiner Frau bald überdrüssig wird, besonders, wenn sie ein Kind erwartet oder stillt; daß der Grundzug der Männlichkeit die Abenteuerlust und Untreue ist; daß Schuldbewußtsein und gute Vorsätze die seelischen Merkmale der Krankheit sind, welche den Mann zwischen Achtzehn und Sechzig zeitweise befällt, einer Krankheit, die man „ehelichen Katzenjammer“ nennen könnte. Mit ihrem Schwinden verlieren sich auch ihre seelischen Symptome. Und tritt die Versuchung aufs neue heran, so ist das Gewissen stumm und jeder gute Vorsatz vergessen.

Diese leider allzu bekannten Wahrheiten werden von Katzen mit einem äußerst drolligen Mangel an Verschleierung veranschaulicht. Kein Mann hat je gewagt, seinen Überdruß so unverschämt zu bekunden wie der siamesische Kater, der seiner liebebeischenden Gattin ins Gesicht gähnt. Kein Mann hat je seine Seitensprünge so freimütig ausposaunt wie solch ein Kater, wenn er auf dem Dache seine Serenade anstimmt. Und wie verstohlen schleicht er sich – kein Mann war je so jämmerlich zerknirscht – am nächsten Tag in den Ehekorb hinterm Ofen zurück! Sein Schuldbewußtsein läßt sich geradezu am Neigungswinkel der zurückgelegten Ohren und des gesenkten Schwanzes ermessen. Und wenn die Gattin, ihn beschnuppernd, seine Untreue entdeckt, zerkratzt sie ihm, wie stets bei solchen

**Gelegenheiten, das Gesicht, das schon so von Narben bedeckt ist wie das eines Studenten mit den Spuren Dutzender von Mensuren. Der Katzensgatte macht keinen Versuch, sich zu wehren; er weiß, daß er nur erhält, was er verdient hat.**

**Man käme nie zu Ende, wollte man all die menschlichen Wahrheiten aufzählen, die ein Katzenpaar uns zu enthüllen oder zu bestätigen vermag. Ich will nur noch eine der zahllosen Katzenpredigten anführen, die mir in Erinnerung blieben, eine agierte Predigt sozusagen, die mir durch ihre lächerliche Pantomime aufs lebhafteste die betrüblichste Eigenheit unserer Menschennatur – unsere durch nichts zu lindernde Einsamkeit – zum Bewußtsein brachte. Sie spielte sich so ab: Meine Kätzin, schon seit langem verheiratet und mehrmals Mutter geworden, durchlebte gerade eine ihrer gelegentlichen Zeiten von Verliebtheit. Ihr Gatte, nun in den besten Jahren, trug die schläfrige Anmaßung zur Schau, die den vollreifen, sieggewohnten Mann kennzeichnet (er war das feline Gegenstück eines herkulischen jungen Gardeoffiziers), und wollte nichts mit ihr zu tun haben. Vergeblich war ihr liebesieches Miauen, vergeblich ihr Vorbeistreichen vor ihm, ihr wollüstiges Reiben an Türen und Stuhlbeinen, vergeblich das zärtliche Ablecken seines Gesichts. Er schloß die Augen, er gähnte, er wandte den Kopf weg, und wenn sie gar zu zudringlich wurde, stand er auf und schritt mit beleidigend würdevoller Gleichgültigkeit hinweg. Sobald sich eine Gelegenheit bot, entwischte er und verbrachte die nächsten vierundzwanzig Stunden auf den Dächern. Die verlassene Gattin wanderte untröstlich im Haus umher, als suchte sie ihr entschwendenes Glück. Sie miaute leise und kläglich vor sich hin und erinnerte einen in Ton und Gebärde unwiderstehlich an Melisande in Debussys Oper. „Je ne suis pas heureuse ici“ schien sie zu sagen. Armes kleines Ding, sie war wirklich**

nicht glücklich! Aber gleich ihren großen Schwestern und Brüdern unter den Menschen mußte sie ihr Unglück in Einsamkeit tragen, unverstanden und ungetröstet. Denn trotz Sprache und Verstand, Einfühlungsvermögen und Mitgefühl können auch wir niemals ändern etwas wirklich mitteilen. Dem wesentlichen Inhalt unserer Gedanken und Gefühle ist die Mittelbarkeit versagt, er bleibt eingeschlossen in der undurchdringlichen Stahlkammer des individuellen Geistes und Körpers. Wir sind alle zu lebenslänglicher Einzelhaft verurteilt.

Diese traurige Wahrheit wurde mir überwältigend deutlich, als ich die verlassene liebeskranke Katze verzweifelt in meinem Zimmer umherwandern sah. „Je ne suis pas heureuse ici,“ miaute sie, „je ne suis pas heureuse ici.“ Ihr ausdrucksfähiger schwarzer Schwanz peitschte die Luft mit tragisch verzweifelter Gebärde. Aber sooft er zuckte, — hoppla! sprang ihr einziger Sohn (der einzige, heißt das, den wir ihr gelassen hatten) unter dem Lehnstuhl, hinter dem Bücherschrank oder wo er sich sonst gerade versteckt hatte, hervor und wie ein komischer kleiner Tiger mit vorgestreckten Krallen auf ihn los. Manchmal sprang er fehl, manchmal aber bekam er ihn zu fassen, packte die Schwanzspitze mit den Zähnen und riß und zerrte mit gespielter Wut an ihr. Seine Mutter konnte sie erst mit einem tüchtigen Ruck aus seinen Zähnen befreien. Da kroch er dann unter den Lehnstuhl zurück und bereitete sich geduckt, mit zitternden Hinterschenkeln, zu neuem Sprung. Der tragisch und verzweiflungsvoll gestikulierende Schwanz war für ihn das unwiderstehlichste Spielzeug. Der Mutter Geduld war engelhaft. Kein Tadel, keine strafende Zurechtweisung! Wurde das Kind allzu lästig, dann wechselte sie den Platz, das war alles. Und dabei miaute sie immerzu kläglich und hoffnungslos: „Je ne suis pas heureuse ici, je ne suis pas heureuse ici.“ Es war herzzerreißend,

gerade weil die Kapriolen des Kätzchens sich so überaus drollig ausnahmen, gleichsam als tölpelte ein Dummer August mitten in Melisandes Klage hinein – nicht etwa wissentlich oder böswillig, denn es lag nicht die leiseste verletzende Absicht in des Kätzchens Spiel, sondern aus reinem Unverstand. Jedes von beiden verbüßte seine Einzelhaft auf Lebensdauer, es gab keinen Austausch der Gefühle und Gedanken zwischen den Gefängniszellen, es gab keine Verständigung. Katzenpredigten können un-  
gemein niederdrückend wirken.

---

## KARL SCHEFFLER / DIE ZUKUNFT DER GROSSSTÄDTE

**D**IE Gesellschaftsordnung des neunzehnten Jahrhunderts war noch durchaus auf dem Erbgedanken gegründet. Vererbt wurde der Stand, oft der Beruf und in einer sehr konsequenten Weise das Vermögen. Aller Besitz galt als unantastbar, fast als heilig. Das ist anders geworden und wird noch mehr anders werden. Eine Umschichtung hat begonnen und wird unaufhaltsam fortgesetzt. Der Adel tritt als eine lebendig das Leben gestaltende Klasse endgültig ab; und das Bürgertum verändert sein Wesen, es vermischt sich mit dem Proletariat und bildet gemeinsam mit diesem einen neuen Stand in der Mitte, von so großem Umfange, daß er fast das Ganze ausfüllt und eigentlich nur noch peripherische Existenzen zuläßt. Es gibt nach wie vor Anordnende und Ausführende, Inhaber der Gewalt und Subalterne; aber es gibt kaum noch im Sinne der früheren Zeiten Befehlende und Gehorchende. Es verschwindet oder es verwandelt sich der Herr, und der Diener verwandelt sich auch. Alle sind Angestellte der Gesamtwirtschaft verschiedenen Ranges. Hervortun kann sich der Mann kaum noch durch



das, was er kraft seines Standes ist, sondern nur durch Willen und zeitgemäße Fähigkeiten. Eine Demokratisierung von riesigem Umfange beginnt, Hand in Hand mit ihr geht eine Sozialisierung, die dem kommenden Jahrhundert ein neues Gesicht geben wird. Entscheidend wird in der Zukunft die soziale Bindung aller an alle sein. Und es wird in jedem Fall auf die Begabung der Völker ankommen, ob die neue Gestalt der Dinge zu einem lebendigen Sozialismus führt oder ob es bei einem bürokratischen Gouvernentalismus bleiben wird.

Dieses sind nicht Gedanken eines parteipolitisch Eingestellten, hinter diesen Meinungen steht nicht der Wunsch eines sozialistisch, kommunistisch oder sonstwie programmatisch Denkenden; es handelt sich vielmehr um reine Feststellungen, die aus Beobachtungen gewonnen sind. Wenn ein Wille beteiligt ist, so ist es vor allem der zur Erkenntnis. Die Ereignisse selbst sprechen eine solche Sprache; und sie kümmern sich nicht darum, ob sie uns angenehm oder unangenehm sind.

Besonders aufschlußreich ist es, wenn man auf die äußersten Grenzen des Aktionsgebietes blickt, auf Rußland und Amerika. In Rußland springt der geschichtsbildende Wille über das Bürgertum einfach hinweg, die Entwicklung geht von fast mittelalterlich patriarchalischen Zuständen zu einem radikalen Kollektivismus über: zwischen Leibeigenschaft und unbedingtem Selbstbestimmungsrecht ist kaum ein Zwischenglied. Zwar hat der kommunistische Kollektivismus unter der Herrschaft einer Diktatur selbst wieder Züge von Leibeigenschaft; doch ist es grundsätzlich etwas anderes: es ist ein Riesenexperiment jenes Freiheitsinnes, der auf Gehorsam, Einordnung und Staatsgefühl gegründet ist. Es läßt sich nicht verkennen, daß es sich in Rußland um eine tiefgreifende, zwangsläufige Revolution handelt, die sich wie im Auftrag der Menschheit vollzieht und die

darum nicht auf Rußland beschränkt bleibt. Der Geist des neuen Rußland wirkt auf die europäischen Völker und auf die asiatischen. Der russische Bauer, der gestern noch ein Höriger war und sein Feld mit den primitivsten Geräten bestellte, wird morgen ganz politisiert sein, belehrt über seine Rechte und Pflichten, er wird seine Lage so klar übersehen wie nur irgendein Großstädter. Er wird vom fort-reißenden Geist der Fünfjahrespläne gezwungen, vom alter-tümlichen Pflug unmittelbar zum Traktor, zum Maschinenbetrieb größten Stils überzugehen, er wird gezwungen, seine bisher altväterische Landwirtschaft über Nacht zu industrialisieren. Zuerst nur distriktweise, dann aber immer allgemeiner. Damit nimmt der russische Bauer ein Gesicht an, das man nicht bäuerlich im alten Sinne, aber auch nicht bürgerlich oder proletarisch nennen kann. Ein neues Menschengesicht, ein neues Gesellschaftsgefühl ist hier im Werden. Nicht viele Jahrzehnte werden vergehen, und der russische Bauer wird in einigen wesentlichen Zügen dem amerikanischen Farmer gleichen. Heute scheinen beide noch zwei Welten anzugehören; doch sind die Welten nur durch eine schmale Scheidewand getrennt. Soweit es sich um den Geist der Großstadt handelt, strebt der amerikanische Individualkapitalismus und der kollektivistische Staatskapitalismus in Rußland demselben Ziele zu.

Betrachtet man den amerikanischen Farmer, so ist es klar, daß man ihn nur sehr bedingt einen Bauern nennen kann. Kein europäischer Bauer hat jemals Landwirtschaft so unternehmerhaft rationell, so mit Hilfe intensivierender Arbeitsteilung betrieben. Das Wesen des europäischen Bauern war stets, daß er patriarchalisch sich selbst genügte und das fürs Leben Notwendige im wesentlichen selbst erzeugte. Er brauchte nur wenig zu kaufen und zu verkaufen, seine Existenz ruhte in sich selbst. Einen solchen Bauernstand kennt Amerika nicht, hat es kaum jemals gekannt. Der

Farmer ist Spezialist für den Anbau von Korn, Obst oder Gemüse, für die Aufzucht von Rindvieh, Schweinen oder Geflügel. Er konzentriert sich auf eines und steigert dadurch die Produktion; er denkt kapitalistisch, das heißt großstädtisch, weil er sich ganz als Lieferant für die Großstädte fühlt. Dadurch wird er aber auch weit mehr als der europäische Bauer abhängig von der Gesamtwirtschaft; er bedarf alles dessen, was er selbst nicht erzeugt, seine Tätigkeit hat teil an der großen nationalen, ja weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung. Er benutzt industrielle Methoden, macht sich alle Maschinen, Erfindungen und Organisationen zunutze und züchtet Vieh nicht viel anders, wie der Industrielle Automobile baut. Die Folge ist, daß er ganz unbäuerlich denkt, daß er sich industriell und händlerisch einstellt und vom Gedanken des Großbetriebs ausgeht. In dem Maße nun aber, wie dieser amerikanische Farmer privatkapitalistisch arbeitet und wie der russische Bauer staatskapitalistisch denken und arbeiten lernt, wird der europäische Bauer sowohl von Ost wie von West beeinflußt und in den großen, unaufhaltsamen Umwandlungsprozeß hineingezogen. Auch die europäische Landwirtschaft geht einer großen Rationalisierung entgegen, insofern als auch sie mehr und mehr im Sinne der großstädtischen Arbeitsweisen begriffen wird. Um so mehr und vollständiger, als auf dem geschichtlichen Wege der großen Weltsozialisierung — als notwendige Entwicklungserscheinung — eine Periode gesteigerten Nationalismus liegt, eine Periode des grundsätzlichen Selbstgenügens, während deren jedes Land gezwungen ist, sich zeitweise auf sich selbst oder auf einen engen Verband mit Nachbarvölkern zurückzuziehen und möglichst ganz den eigenen Bedarf zu produzieren, wodurch die Intensivierung und Rationalisierung der Landwirtschaft nur noch mehr zum Gebot der Stunde wird. Die Spezialisierung beginnt dann auch schon in Europa;

und die Produktionsteilung wird auch hier eine Produktionssteigerung sein. Sie wird es sein müssen, es ist eine Existenzfrage. Damit ändert sich dann aber auch in Europa der Charakter der Landbevölkerung. Das städtische Empfinden wird aufs Land hinausgetragen, die Landbevölkerung gibt ihre stille Selbstbeschränkung auf, alle wollen teil haben an allem, das Land will nicht länger hinter den Städten zurückstehen.

Was sich vorbereitet, wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr sich im letzten Jahrhundert eine Feindschaft zwischen Stadt und Land herausgebildet hat. Die Landbevölkerung fühlte sich von den wirklichen und eingebildeten Vorteilen, die die Stadt bietet, und von der Vornehmheit und Freiheit, die alles Städtische nun einmal scheinbar umgibt, ausgeschlossen; und sie reagierte mit Selbstgerechtigkeit und moralischer Verurteilung. Die Großstädter dagegen betrachteten das Land immer etwas von oben herab, sahen darin nur eine Vorratskammer für die Städte und dünkten sich vornehmer und fortgeschrittener. Der Zustand war so, ist noch heute so, daß das Land nur der Großstädte wegen dazusein scheint. Eine verhängnisvolle Folge war das, was mit dem Wort Landflucht gekennzeichnet ist. Seit hundert Jahren drängt die Landbevölkerung in die Großstädte, strebt der Landarbeiter zur Industrie, um die Vorteile des Stadtlebens zu genießen. Daraus ergab sich ein sprunghaftes Anwachsen der Städte, die übermäßige Entwicklung der Großstädte und die Gestaltlosigkeit des großstädtischen Lebens. Man hat geglaubt, dieser Landflucht mit moralischen Betrachtungen und Ermahnungen begegnen zu können, als sich das Verbot der Freizügigkeit nicht länger aufrecht erhalten ließ. Damit ist aber einem instinktiven Trieb nicht beizukommen. Unüberwindlich ist die Tatsache, daß den Landarbeiter die Arbeits-, Wohn- und Lebensbedingungen der Stadt

anlocken. Wer eine Möglichkeit sieht, dem eintönigen Landleben zu entfliehen, in der Stadt mehr bares Geld zu verdienen, dieses Geld nach Feierabend in der Wirtschaft, im Verkehr mit Kameraden, für Vergnügungen auszugeben, sich beständig in der Menge zu bewegen, dreimal täglich Zeitungen zu lesen, Versammlungen, Theater, Kinos zu besuchen und ungebunden im Erotischen zu sein, der wird alles daran setzen, den Wunsch zu verwirklichen. Das ist menschlich, Gründe richten dagegen nichts aus. Tatsache ist, daß die Landbevölkerung Verlangen hat nach dem Geist der Städte.

Hier ist nun der Punkt, wo es offenbar wird, was es mit der Zukunft der Großstadt auf sich hat. Auf der einen Seite wird der Drang zum Großstädtischen immer unaufhaltbarer, er tritt um so bewußter hervor, je unbäuerischer und unternehmerhafter die Landbevölkerung sich einstellt, je mehr die Grenzen der Stände und Klassen sich verwischen, je unzweideutiger die Masse als sozialisierende Macht hervortritt. Auf der andern Seite können die Großstädte kaum noch Bewohner aufnehmen, weil sie überfüllt und überorganisiert sind, weil sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit schon weit überschritten haben. In diesem Dilemma ist die Entscheidung, die Lösung eigentlich schon gefunden: die Lösung, die die Geschichte selbst herbeiführt, besteht darin, daß die der Gesinnung nach städtisch werdende Landbevölkerung, die dennoch nicht mehr in die Städte abwandern kann, die Großstadt zu sich aufs Land hinauszieht. Mit andern Worten: das Land, das ganze Land will zur Stadt werden, es zwingt die Stadt zu sich hinaus, die weite Landschaft füllt sich mit städtischem Geist. In Amerika, in Rußland und in Europa.

Das geschieht nicht morgen und nicht übermorgen. Jahrzehnte werden vergehen, ehe die Auswirkungen des allgemeinen Wollens erkennbar werden. Und es wird wahr-

scheinlich noch neuer Katastrophen in allen Ländern bedürfen, bevor sich der Sinn der Geschichte konkret verwirklicht. Dennoch fehlt es nicht an Anzeichen, die schon auf das Kommende hindeuten.

Eines dieser Symptome ist die unverkennbare Tendenz der Industrie, die Großstadt zu verlassen und sich in der Nähe der Rohstofflager oder, sofern das unmöglich ist, auf wohlfeilem Boden, an den Hauptlinien des Verkehrs anzusiedeln und ringsherum die für den Betrieb nötigen Arbeiterhäuser und Beamtenwohnungen anzulegen. Noch vor kurzem wurde geglaubt, die Industrie sei untrennbar von der Großstadt; heute glaubt man sie auf dem Lande besser aufgehoben. Daß diese Überzeugung schon verwirklicht wird, sieht man auf jeder längeren Eisenbahn- oder Autofahrt mit Augen. Überall aber, wo solche Industriekomplexe entstehen, ist ohne weiteres der Geist der Städtebauend an der Arbeit. Industrie bringt Großstadtgesinnung aufs Land hinaus und schafft viele kleine Zellen, die den Trieb haben, sich wachsend zu erweitern. Nicht anders ist es mit der umfassenden Siedlungsbewegung, die nach dem Kriege fast in allen Ländern nachdrücklich eingesetzt hat und die sowohl das Land wie die Großstädte an ihrer Peripherie verwandelt. In dieser sozialen Bewegung, die sich in Deutschland nicht gescheut hat, selbst auf unsicheren wirtschaftlichen Grundlagen die größten Baupläne zu verwirklichen, die verantwortungslos – um einer höheren Verantwortung willen – sogar mit Kapital gebaut hat, das von anderen Nationen geliehen war und wofür Deckung nicht vorhanden war; in dieser Bewegung, die wieder einmal beweist, daß es in der Regel nicht die wirtschaftlichen „Blütezeiten“ sind, die das sozial Wünschenswerte tun, sondern die Notzeiten, in denen Geld aufhört, ein absoluter Wert zu sein, äußert sich ein Wille, der etwas wie ein Gegenspiel der alten Landflucht ist, nämlich eine Stadtfucht. Die in-

nere Wohnstadt wird mehr und mehr verlassen — überall: in Berlin, in Amsterdam, in Wien, in allen Großstädten. Nicht nur weil die Wohnungen dort zu groß und zu teuer sind, sondern weil sich die Wohnbedürfnisse von Grund auf ändern. Die ärmer gewordenen, unsicherer lebenden Stadtbewohner wollen kleinere Wohnungen haben; diese kleineren Wohnungen aber sollen große Siedlungsverbände bilden, architektonische Einheiten mit eigenen Wohnstraßen, Gartenhöfen und Ladenstraßen, mit gemeinsamen Waschküchen und Fernheizanlagen, Spiel- und Sportplätzen und Kindergärten. Das Wohnen soll leichter werden durch Zusammenschluß und durch gemeinsame Benutzung mechanischer und maschineller Hilfen. In die Großstädte kommt durch diese großen Wohnsiedlungen, die an der äußersten Peripherie der Städte errichtet werden, ein neuer Geist des Städtebaues. Die Großstadt wird dadurch aufgelockert. Und aufs Land wird durch die großen Siedlungen von Einfamilienhäusern mit Garten in einer neuen Weise Stadtgeist hinausgetragen. In solchen Siedlungen wohnen hauptsächlich Großstädter. Diese sind aber nicht willens, Bauern alten Stils zu werden. Solch eine in sich abgeschlossene, zwischen Wiese, Wald und Heide daliegende Siedlung ist kein Dorf. Sie ist aber auch nicht der Vorort einer Großstadt. Sie ist vielmehr etwas wie eine Filiale der Stadt auf dem Lande. Sie rechnet, so läßt sich sagen, von vornherein mit Auto, Telephon und Radio, mit der Schnelligkeit des modernen Verkehrs. Diese Entwicklung macht dann aber auch nicht vor den landwirtschaftlich betriebenen Gütern Halt. Entweder werden die großen Güter zerschlagen und in viele kleine Bauernstellen aufgeteilt: dann werden die Inhaber dieser kleinen Anwesen durch Zeitbedürfnisse gezwungen, sich zu spezialisieren, die Bodenkultur zu intensivieren und mehr als bisher unternehmerhaft zu denken, wodurch sie sich dann wie von

elbst dem städtischen Geiste annähern; oder es stellt sich auf den größeren Gütern der Zwang zu einer rationellen Bewirtschaftung ein, die unter Umständen unter Staatsaufsicht wird vor sich gehen müssen: diese halbe oder ganze Verstaatlichung, die ja überall das Gebot der Stunde ist, wird dann aber ebenfalls den alten bäuerlichen Geist austreiben, sie wird, mit den Traktoren, großstädtischen Geist auch in den landwirtschaftlichen Betrieb bringen. In dem Maße aber, wie die ländlichen Anwesen, die Güter, die Siedlungen, die Industriezentren und die schon vorhandenen Städte immer mehr zu Knoten eines vorläufig noch weitmaschigen Netzes werden, wird das ganze Land den Charakter einer stark aufgelockerten Großstadt annehmen. In manchen Gegenden erscheint das Land schon heute wie eine aufgelöste Großstadt. Man denke an gewisse Gegenden in Holland und Belgien, an das Bodensee-Ufer der Ostschweiz, an große Teile von Sachsen, an die Landschaft zwischen Bitterfeld, Halle und Naumburg oder gar an die deutschen Industriebezirke im Westen. Dort hat das lebendige Bedürfnis bereits Grundlinien dessen gezeichnet, was überall werden will. Ist man einmal aufmerksam geworden, so können an vielen Stellen Anzeichen dafür gefunden werden, daß aus der übermäßig gewordenen Stadtwirtschaft ein Zustand hervorgehen will, in dem Stadt und Land eins werden und der darum den lähmenden Widerstreit von Stadt- und Landgesinnung, von städtischer und ländlicher Interessenpolitik nicht mehr kennt. Man darf sich den Gestaltwandel nicht so vorstellen, daß die bestehenden Städte verschwinden, daß sie abgetragen und zertrümmert werden. Sie werden bestehen bleiben und ihre Funktion haben, als Mittelpunkte der Wirtschaft und der Regierung. Doch werden sie nicht mehr so wichtig sein und an ungesunder Anziehungskraft einbüßen. Auch wird es natürlich nicht so sein, daß das ganze Land städtisch wird.



Große Strecken freien Landes, Äcker, Wiesen, Forste, Berge und Moore werden zwischen den eng kolonisierten Teilen bleiben. Dennoch wird es sein, als sei eine Provinz eine einzige große, aufgelockerte Stadt oder ein Verband von Städten, deren Grenzen verschwimmen. Noch vor zwanzig Jahren beschäftigten sich die vorausschauenden Architekten mit Ideen des Städtebaues, sie planten auf dem Papier große Durchbrüche innerhalb des großstädtischen Häusermeeres, sie zeichneten in ihre Pläne Ausfallstraßen, legten in Gedanken Grünflächen an und Kolonien von Wohnhäusern außerhalb der Geschäftsstadt. Heute geben sie sich mit solchen Reformen nur noch ab, insofern der Auftrag einer Stadtverwaltung vorliegt. Was sie jetzt interessiert, sind Regional- und Landesplanungen größeren Stils, das heißt der planmäßige Ausbau ganzer Provinzen nach einheitlichen Gesichtspunkten. Was diesen Architekten aber als eine ideale Lösung vorschwebt, das ist zu guten Teilen vorweggenommene Wirklichkeit.

Eine solche Entwicklung ist freilich nur möglich, wenn die Nationen Europas aufhören werden, sich gegenseitig das Dasein zu erschweren: durch Sanktionen, Tributzahlungen, Zollmauern und unlauteren Wettbewerb; wenn sie freiwillig tun, wozu sie eines Tages doch durch die Lebensnot gezwungen werden, wenn sie eine große Arbeitsteilung einführen. Die Tendenz zur Bildung eines europäischen Staatenbundes ist ja aber, trotz aller nationalistisch betonten „Autarkie“ in den Ländern, vorhanden. Die nationale Selbstbeschränkung ist nur ein Intermezzo, ist nur eine Reaktion innerhalb der großen weltwirtschaftlichen Revolution, in der wir uns befinden. Mit innerem Zwang will werden, trotz aller Rückschläge, was man die Vereinigten Staaten Europas genannt hat. Daraus wird sich einst eine innere Verbundenheit der Nationen ergeben, die heute kaum schon vorstellbar ist. Es ist eine zukünftige europäische

Wirtschaftsgemeinschaft vorstellbar, die sich äußerlich vielleicht als eine Zollunion darstellen wird. Innerhalb dieser Wirtschaftsgemeinschaft könnte ein so geregelter Austausch von Bodenprodukten, Gütern und Fabrikaten stattfinden, daß in wesentlichen Teilen eine Selbstversorgung Europas garantiert wäre. Das gegenwärtige Bestreben der europäischen Völker, sich national zusammenzufassen, hängt mit dem Europagedanken eng zusammen, so sehr sich beide Tendenzen oft auch zu widersprechen scheinen. Unionismus erzeugt stets einen gewissen Partikularismus. Jedes Land, jedes Volk will im großen Verband seinen Charakter, seine Persönlichkeit bewahren. Es gehen darum nebeneinander zwei Bestrebungen einher, die sich nur scheinbar bekämpfen, ein extensives und ein intensives Streben. Der Ausgleich dieses Zwiespalts — eines Zwiespalts, der im tieferen Sinn keiner ist, weil er nur darin liegt, daß verschiedene Seiten desselben Problems zugleich gesehen werden — kann nicht in der heutigen Großstadt gefunden werden, denn sie muß einseitig das Paneuropa wollen; und er kann nicht auf dem Lande gefunden werden, denn dieses muß ebenso einseitig die nationale Zusammenfassung der Volkskräfte wollen. Gefunden werden kann die Synthese nur in einem zur Stadt gewordenen Land. Nur dort kann sich das Europäische mit dem Nationalen vertragen. Was die Geschichte will, ist also eine Formsetzung größten Stils, die endlich zur Beruhigung und Gesundung führt. Die Geschichte will zugleich ein Mehr und eine Beschränkung. Sie ist außerstande, sich zurtückzubilden. Es ist unmöglich, die Großstadt mit reaktionärer Gesinnung abzubauen; sie kann nur durch sich selbst überwunden werden, wie Bazillengifte nur durch einen aus ihnen gewonnenen Impfstoff unschädlich gemacht werden. Oder um es anders auszudrücken: nur der Speer, der die Wunde schlug, heil sie auch.

Die Frage läßt sich noch von einer andern Seite betrachten und führt dann zu denselben Schlußfolgerungen: von seiten der Technik. Ein allgemeinverständliches Beispiel mag zur Einführung dienen. Als sich die Großstadt ausbildete, entstanden zwangsläufig hohe Stockwerkhäuser. Um diese bewohnbar zu machen, wurden die Wasserleitung, die Wasserspülung und die unterirdische Kanalisation eingeführt. Diese Neuerungen wurden lebhaft begrüßt; es sah aus, als seien sie nur der Bequemlichkeit der Bewohner wegen eingeführt worden. Jeder kam sich besonders vornehm vor, wenn er eine Wohnung innehatte, die Wasserleitung und Gasrohre enthielt. In Wahrheit wurden die neuen Einrichtungen getroffen, weil ohne sie das Wohnen in hohen Stockwerkhäusern aus Gründen der Hygiene und Sicherheit unmöglich geworden wäre, sie waren aus der Notdurft geboren. Dieses Beispiel zeigt, daß jede Erfindung, die der Allgemeinheit dient, wie sehr sie auch dem Spielbedürfnis der Menschen entgegenkommen mag, von der Not, vom Bedürfnis erzwungen ist. Eine Erfindung kann dem Bedürfnis kurz vorhergehen; auch dann ist sie jedoch ein Produkt latent vorhandener Bedürfnisse. Die Buchdruckerkunst zu erfinden, war, zum Beispiel, nichts Ungewöhnliches. Es muß wunder nehmen, daß sie nicht schon früher erfunden worden ist. Sie wurde vorher nicht gebraucht. Erst die Reformation, die Renaissancegesinnung, ein neues europäisches Mitteilungsbedürfnis und eine neue wißbegierige Weltanschauung schufen die Vorbedingungen. Als diese aber einmal gegeben waren, ließ die Erfüllung nicht auf sich warten. In diesem Sinne darf man sogar sagen, Amerika sei erst entdeckt worden, als ein dunkler Expansions- und Kolonisationstrieb auf Entdeckungsreisen ausging.

---

**I**N einem hoch in den Bergen gelegenen Wallfahrtskirchlein in Kärnten, dessen Ruf übrigens über die nächsten Talgaue kaum hinausdrang, sah ich einmal zu kühler Rast auf einer Wanderung die kleinen und großen Bilder an, mit denen die Wände vollhingen und welche die wunderbaren, durch die Wallfahrt erzielten Heilungen und Errettungen mit einfältiger Anschaulichkeit darstellten. Ein Bild fiel mir in die Augen, das offenbar das älteste darunter war; die andern mochten, im Laufe der Zeit dazu gehängt, es nach und nach eingeschlossen haben, denn es hatte mit ihren Darstellungen nichts gemein, und es konnte nicht aus dem Anlaß einer „Verlobung“, wie man in den Alpen vom Gelöbnis sagt, hierher gestiftet sein. Ich betrachtete es mit wachsender Teilnahme. Die Figuren standen wohl etwas steif darauf und verrieten, daß der Maler einer bauerlichen Welt angehört hatte; allein es war keine, die nicht ihr Eigenleben verraten hätte; ihre Augen glänzten mit Gewalt aus den deutlich und besonders gezeichneten Gesichtern, aus Gewandung und Gerät sprach Phantasie, und im Ganzen lebte ein heimliches und starkes dichterisches Empfinden, so daß ich mir das Bild als eine schöne und erfreuende Begegnung vor dem Auge noch manchmal wiederholte, als ich den Weg durch die laut vom Wasser durchrauschte Waldschlucht hinabstieg. Nicht lange darauf konnte ich einen jungen Gelehrten, der die Kunstschatze seiner Heimat wohl kannte, nach dem Bilde fragen; er erinnerte sich wohl daran und wies nur darauf hin, daß seine Darstellung, das Nebeneinander einer Reihe bestimmter Figuren, nicht ursprünglich sein könne, sondern nach einer Vorlage gearbeitet sei, die in älterer Zeit weit verbreitet gewesen. Doch gäbe es über dieses Bild im besonderen eine kleine Erzählung in einem alten Buch, von dem sich nur sehr

wenige Exemplare erhalten hätten und das wegen der Kuriositäten aus der Landesgeschichte, die es in argem Kunterbunt zusammengetragen, immer noch sehr geschätzt würde. Das Buch hieß, nach der schnörkelhaften Ausdrucksweise der Türken- und Pestzeit, „Kärntnerischer Tandelmarkt“, und da ich es nachschlug, erfuhr ich über jenes Bild die folgende Geschichte.

Vor Jahren, bald nachdem ein auffälliges Wunder den Zulauf der Wallfahrer nach diesem Kirchlein wieder einmal erhöht hatte, kam ein junger Mensch, Kind dieses Landes, von mehrjähriger Wanderschaft wieder heim. Er war in der Fremde Maler geworden, hatte viel gesehen und etwas gelernt. Sein Vater hatte ein unweit gelegenes Bergwerk mit Glück betrieben und ihm Haus und kleines Vermögen hinterlassen. Ob seiner Kunst wurde der Ankömmling mit Achtung aufgenommen, es fanden sich Gelegenheiten, daß er seine Geschicklichkeit zeigen konnte, und man wußte von ihm bald weit ins Land hinein. Nun erwies sich mit der Zeit, daß dieser Mann und die Leute nicht recht zusammenpaßten. Am Wirtshaustisch, an dem er sich anfänglich manchmal einfand, führte er hochfahrende und schnell aufbrausende Reden, die verrieten, daß er viele Dinge auf Erden verachtete, die bei andern in Ansehen standen, von seiner Kunst aber eine stolze Meinung hatte, die wieder die andern nicht teilen konnten, worüber sie, wenn sich dies unbeholfen äußerte, von ihm als die lächerlichsten Patrone auf der Welt hingestellt wurden. So stieß er ab, wer sich ihm genähert hatte, und die etwa zu Anfang darauf bedacht waren, daß er ihre heiratsfähigen Töchter vor Augen bekäme, erlitten in ihrem Beginnen bald eine Abweisung solcher Art, die sie kaum hätten in begründende Worte fassen können, die sie aber nie verziehen. Es war keine Freundschaft um ihn; und wie die Jahre gingen, kam es dazu, daß er sich immer mehr abschloß, daß er mit seinem

**dichten** schwarzen Haar und Bart und den glühenden schwarzen Augen, durch seine einsamen Berggänge auch in stürmischen Nächten und im Winter und nicht zuletzt mit seinen lauten, heftigen Selbstgesprächen vielen Leuten unheimlich wurde. Dennoch, wer etwas malen lassen wollte, kam unfehlbar zu ihm. Es gab nämlich etwas ganz Besonderes, das die Menschen zu ihm zog. Wenn er auf Verlobungsbildern oder sonstigen Gedächtnistafeln Unglücksfälle oder große Gefahren oder irgendwelche Ungetüme zu malen hatte, so sahen die immer wirklich zum Fürchten aus. Ein brennendes Haus, eine hereinstürzende Wasserflut, ein wildes Gewitter oder eine Lawine waren immer mit einer Wahrheit gemalt, die die Leute schaudern machte, und als einmal ein Kind vor dem Drachen, den er unter einem Sankt Georg gemalt, jämmerlich zu schreien begann, lachte er überlaut und meinte, nun habe ers getroffen. Das überstandene Übel konnte für die Leute ja nicht schrecklich genug aufgezeichnet werden, und hierin erlangte er ihre ganze Zufriedenheit. Nur sahen daneben die heilige Maria oder die Dreifaltigkeit in der Glorie, die über solchen Ereignissen zu thronen pflegten, meist etwas kümmerlich aus, sie waren recht klein und entfernt, und man meinte, ihrer nicht recht inne werden zu können; ja es sah geradezu aus, als ob jemand versucht hätte, sie wegzuwaschen. Es kam des weiteren hinzu, daß der Maler auch allerlei Mixturen zu brauen pflegte, mit denen er vortrefflich neue Farben zu finden trachtete, aber wohl eigentlich Gold machen wollte; und es gab wohl welche, die den Verdacht hegten, ob er es nicht mit finsternen Mächten zu tun hätte, mit denen er etwa in Venedig ein Bündnis geschlossen; denn in den welschen Städten kam vielerlei vor, was den Leuten im Gebirge nicht gefiel. Jene Mächte hätten ihm für ihre Hilfe bei seinen Arbeiten wohl gar zur Bedingung gemacht, die heiligen Gestalten auf den Bildern ganz klein

und unscheinbar zu lassen, während die Nachstellungen, die sie den Menschen bereiteten, großartig an den Wänden der Kirche zu sehen wären. Die Vernünftigen aber meinten, die Bilder würden doch geweiht, und da entflöhe alles Böse, das sich etwa einschliche; und man hätte keinerlei schlimme Zeichen wahrgenommen.

Eines Sonntags in der Fastenzeit, als die Messe gerade aus war, kam ein alter Gebirgsbauer zu dem Maler, zog ein ganz mürb gewordenes und schon in mehrere Teile zerfallenes Blatt aus der Tasche, entfaltete es, die Augen ganz nahe dazu führend, denn er sah schon sehr schlecht, und breitete es dem Maler auf den Tisch aus. Der Maler betrachtete es und sprach: „Das ist ein Kupferstich, was wollt Ihr damit?“ Der Bauer meinte, das Bild hielte nicht lange mehr aus; er möchte aber, daß es auf dem Hofe bleibe, so wie er es ererbt habe, und ob er es ihm neu machen könnte. Der Maler entgegnete, er könnte es ihm nur auf Holz und in Farben machen, ob er damit einverstanden wäre. Und da der Bauer hörte, daß es dann recht dauerhaft würde, war ers zufrieden.

Auf dem Blatt waren die Stände der Welt dargestellt, eine Figur neben der andern, und unter jeder stand, wie von ihrem Munde gesprochen, wozu sie auf Erden bestimmt war. Da war der Papst, unter dem stand: Ich segne euch alle. Dann war der König, unter ihm stand: Ich regiere euch alle. Der Beamte hatte den Spruch: Ich verordne euch alle. Der Arzt: Ich kuriere euch alle. Der Soldat: Ich schütze euch alle. Der Bauer: Ich nähre euch alle. Das Mädchen: Ich verführe euch alle. Als letzte Figur danach war der Tod aufgemalt mit dem Wort: Ich ernte euch alle.

Der Maler bildete diese Gestalten in prächtigen Farben ab, als letzte Figur jedoch malte er nicht den Tod, sondern, grausenerregenden Ansehens, den Teufel und schrieb darunter: Ich hole euch alle.

Der Bauer kam, nachzusehen, wie sein Bild geraten wäre; und er brachte seine Enkelkinder mit, die ihn auf dem Kirchengang zu begleiten pflegten und die er bei jenem ersten Besuch vor der Thür hatte warten lassen. Da sie nun das Bild, das sie wohl kannten, prangend von bunten Farben, vor sich aufgestellt sahen, schrieten sie auf in Lust, weil es so schön geworden, und in Freude, weil sie so etwas auf ihrem Hof haben sollten. Der Großvater, zuerst erschrocken, lachte, daß er es ihnen recht gemacht, und hielt seinen weißen Kopf unbedeckt wie in der Kirche ganz nahe vor jede einzelne Figur und die Unterschrift. Die Jugend zeigte mit vielen Ausrufen auf jede einzelne Gestalt; sie sprachen über jede, und der jüngste Bub sagte mit strahlenden Augen, der Soldat gefiele ihm am besten, so schön wären sein Schnurrbart, seine Pluderhosen und sein Gewehr. Der zweite Bub meinte, ihm gefiele wohl der Papst am besten, und wandte den Blick nicht von der dreifachen Krone, obschon diese etwas matt geraten war. Der dritte war ein naseweiser, junger Bursch, der den Dirnen schon nach den Waden sah, und ihm gefiel das Mädchen am besten, weil es recht rund sei und so rote Backen habe. Das eine kleine Mädchen, das ein wenig scheuen Wesens war, sagte, ihm gefiele der Arzt am besten in seinem schwarzen Talar. Der Großvater aber nickte vor sich hin und sagte, der Bauer wäre doch am schönsten anzusehen, der ernähre alle, und sie sollten nur bauen und brav bleiben. Alle aber waren sie einig darin, daß ihnen der Beamte und der Teufel ganz und gar nicht gefielen. Nur das älteste Mädchen hatte kein Wort gesprochen. Es war ein edelgebildetes Geschöpf mit leuchtenden braunen Augen und überragte die ganze kleine Schar an Wuchs und Anstand und hatte nur mit ruhigem Blick das Bild geprüft. Es wandte sich zuletzt an den Großvater und sprach: „Ist dir alles so recht und angenehm, wie es der Herr Meister da auf das Bild aufgesetzt hat?“ „Alles so



recht und angenehm,“ nickte der Großvater, „und es ist eine ziemlich schöne Tafel geworden.“ „Aber Großvater, hast du auch alles wohl betrachtet? Und weißt du denn auch noch, wie es auf dem alten Blatt gewesen?“ Sie nahm das zerfallene Bild vorsichtig in die Hand und wandte sich an den Maler: „Ihr habt an Stelle des Todes den Teufel auf das Bild gemalt; habt Ihr das mit dem Großvater so abgeredet?“ „Keineswegs,“ entgegnete der Maler mit einem kecken Aufwerfen des Kopfes, „dazu hat es mich frei gelüftet, und das gefiel mir so.“ Darauf überzog eine dunkle Röthe das Gesicht des Mädchens, und nach einem Schweigen hob es das Haupt und sprach: „Die Abrede ist getroffen, daß Ihr malen sollt, was Euch der alte Bogen da angibt; und eine Verwechslung nach Eurem Willen war nicht vorgesehen. Es ist nicht not, daß wir dieses Bild als ein solches annehmen und bezahlen, wie wir es in Arbeit und Ausführung gegeben haben.“ „Was sträubst du dich denn, mein Kind, da ich es schon angenommen habe?“ sagte der Großvater mit Lächeln. „Hat er es nicht gut gemacht? Ich sehe mir doch lieber den Teufel an als den Tod; denn mit jenem mag eines dank Gottes Hilfe wohl fertig werden, dem Freund Streckbein aber kann keines ausweichen.“ „Du sprichst das Richtige aus, Großvater!“ rief das Mädchen, „aber danach seid Ihr uns, Herr Meister, eine Figur schuldig geblieben, um die wir noch bitten. Nicht der Teufel, der da sagt: Ich hole euch alle, soll der letzte sein auf dem Bilde, sondern Ihr sollt uns nach ihm noch einen Engel dazu malen und darunter die Schrift: Ich rette euch alle.“

Es schien, als ob der Maler einen trotzigem Einwurf oder gar einen Fluch unterdrückte; er sah auf das Bild und dann ganz bitterböse auf das Mädchen. Vielleicht, daß er erst unschlüssig war; aber was er zuletzt als Antwort fand, war ein geschwinder und rasch zurückgezogener, unsicherer Blick von unten herauf und ein Brummen, das anschwell,

bis es fast wie ein Stöhnen aus seiner Brust drang. Und dann schob er die Buben, die sich bei seinen Flaschen und Tiegeln zu schaffen gemacht, aus der Werkstatt und damit, es war nicht mißzuverstehen, eigentlich die ganze Familie.

Die Nachbarn merkten an diesem Tag, daß er öfters unruhig durchs Haus polterte und mit den Türen schlug. Als am nächsten Sonntag das Mädchen mit einem der Brüder nachsehen kam, erklärte er ihm, er hätte nichts Neues gemalt, und ließ auch nicht sehen, wie weit er wäre. Nun kamen sie erst am zweiten Sonntag danach, da sagte er: „Ich weiß nicht, ob ich euch das machen kann. Am Ende kann ich euch ja auch das alte Blatt zurückgeben.“ Das Mädchen sah ihn an und blickte dann bekümmert auf das Bild. „Ach, das müßt Ihr doch können“, murmelte sie. „Warum denn, warum muß ich?“ rief er gereizt. Sie schwieg zuerst, dann sah sie von einer Figur zur andern; beim Teufel hielt sie ein wenig inne; dann atmete sie auf und sprach, lebhafter und zuversichtlich: „Aber es geht doch aus alledem hervor!“ Der Maler entgegnete: „Ist das so? Geht es aus alledem hervor?“ „Ja, es ist so“, erwiderte das Mädchen.

Darauf aber blieben sie lange aus. Der Sommer ging ins Land, da traf der Maler auf einer Alm, zu der er Wurzeln stechen ging, er brauchte solche für seine Tinkturen, unvermutet das Mädchen an. Als er ihrer ansichtig wurde, errötete er und blieb stehen; dann ging er lebhaft und mit hellem Blick auf sie zu; aber als er vor ihr stand, schien er nicht zu wissen, was er sagen sollte. Er sah ihr aufmerksam ins Antlitz, und sie ertrug seinen Blick in einer Art, die wie eine sanfte, von sich selbst kaum wissende Erwiderung war. Endlich stieß er hastig heraus, daß das Bild nun bald fertig würde, so wie sie es gewünscht habe, und am Tage von Mariä Himmelfahrt könnte sie es sehen. Da kamen sie denn alle in seine Werkstatt. Er hatte die verlangte Holz-

tafel mit Geschick an das Bild angefügt, so daß man kaum etwas davon merkte. Und der Engel war so, daß sie alle still wurden und ihn nur ansehen mochten und, je länger sie das taten, desto weniger von dem Anblick lassen mochten. Er hatte einen süßen und dabei entschlossenen Ausdruck in den Zügen, die Haare unter einem Stirnreif umflossen ihn strahlend, seine Gestalt stand hoch mit einem feinen, dienenden Stolz auf lichten Wolken, dahinter die Sterne sichtbar wurden, und darüber stand: Ich rette euch alle. Das Mädchen war die erste, die den Blick wieder hob von dem Bilde; sie tat es aber nur, um mit heller Dankbarkeit auf den Maler zu sehen, der sein Auge davor senkte; und sie schüttelte vor Freude immer wieder den Kopf, als ob sie es gar nicht glauben könnte, was sie mit eigenen Augen sah. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, sie trug die Tafel selber, in eine Hülle eingeschlagen, auf den Hof hinauf und gab sie erst dort wieder aus den Händen. Es kamen aber viele Menschen zu ihnen, um das Bild zu betrachten, und alle waren einig darin, daß der Meister noch auf keiner Tafel eine so liebliche Gestalt wie diesen Engel getroffen hätte. Die übel von ihm gesprochen hatten, erzählten dann allmählich andres von ihm. Man hätte in seiner Behausung oft ein großes wildes Rumoren gehört, und seit dem Morgen von Mariä Himmelfahrt wäre die Mauer über einem Fenster so geschwärzt, als wäre dort ein rußiges Wesen herausgestrichen; und einer wollte darunter einen Pinsel gefunden haben, der hatte ganz schwarze Borsten, und als er ihn genommen und in den Ofen geworfen, wäre er mit einer Stichflamme in Brand aufgegangen.

Man konnte aber wahrnehmen, daß der Maler sich in manchem veränderte. Er wurde zwar nicht weniger schweigsam und unzugänglich, aber es nahm ein mildes Schauen und bald ein so tiefer Friede sein Gesicht ein, daß die Frauen ihn oft heimlich ansahen, um daran ihre Freude zu haben.

In den Bildern, die man bei ihm malen ließ, wurde dem Schrecklichen und Ängstlichen kein neuer Ton hinzugefügt, vielmehr wurde es einfacher und schien nicht mehr die Hauptsache auf dem Gemälde. Dagegen waren öfter die Glorie, die Heiligen, die Schutzpatrone und die Dreifaltigkeit mit einer wunderbaren Herrscherkraft im Bilde zu sehen und sendeten ihren Glanz über die Ereignisse der Not und tief in die Klüfte der Zerstörung und Verirrung. — Der Maler hat dann geheiratet; seine Nachkommen lebten noch bis vor kurzem in jener selben Gegend, in deren oft besuchtes Heiligtum auch das Bild, das er für den alten Bauern gemalt, in einer späteren Zeit übertragen wurde.

---

## AUGUSTE RODIN / TESTAMENT

IHR jungen Menschen, die ihr euch zu Priestern der Schönheit berufen fühlt, vielleicht freut es euch, hier die Summe einer langjährigen Erfahrung gezogen zu sehen.

Liebt die Meister, die euch vorangegangen sind, und habt Ehrfurcht vor ihnen!

Neigt euch vor der Größe eines Phidias und eines Michelangelo! Bewundert die göttliche Heiterkeit des einen, den wilden Schmerz des anderen! Auf edle Geister wirkt die Bewunderung wie ein stärkender Wein.

Hütet euch aber, eure ältern Kunstbrüder nachzuahmen. Haltet die Überlieferung in Ehren, aber suchet in ihr die ewig fruchtbaren Kräfte: die Liebe zur Natur und die Wahrheit. Das sind die beiden großen Leidenschaften der Genies. Alle hatten eine glühende Verehrung für die Natur, und jede Unwahrheit war ihnen ein Greuel. So reicht euch die Überlieferung den Schlüssel, der es euch ermöglicht, euch vor

der Routine zu retten. Die Überlieferung selbst empfiehlt euch, immer wieder die Wirklichkeit zu befragen, und sie verbietet euch, blindlings einem einzigen Meister zu folgen.

**Die Natur sei eure einzige Gottheit.**

**Glaubt an sie fest und unerschütterlich. Seid überzeugt, daß sie nie häßlich ist, euer Ehrgeiz sei, ihr treu zu sein.**

**Für den Künstler ist alles schön, denn in jedem Wesen und in jedem Ding erkennt sein scharfer Blick den Charakter, das heißt, die innere Wahrheit, die durch die äußere Form hindurchscheint. Und diese Wahrheit ist die Schönheit selbst. Lernt mit heiligem Eifer: ihr werdet gewiß die Schönheit finden, wenn ihr der Wahrheit auf die Spur kommt.**

**Arbeitet unermüdlich!**

**Ihr Bildhauer, entwickelt in euch den Sinn für die Tiefe. Der Geist macht sich mit diesem Begriff schwer vertraut, nur Flächen sind ihm geläufig. In plastischen Formen zu denken, ist ihm unbequem. Und doch besteht darin eure Aufgabe.**

**Legt vor allem in einem klaren Entwurf die Figuren fest, die ihr zu schaffen gedenkt. Betont nachdrücklich die Richtung, die ihr jedem Teil des Körpers, dem Kopf, den Schultern, dem Becken oder den Beinen geben wollt. Die Kunst fordert Entschlossenheit. Durch einen klaren Zug der Linien werdet ihr den Raum gestalten und euch der Tiefe bemächtigen. Wenn der Entwurf fertig vorliegt, ist alles Wesentliche vorhanden. Euer Bildwerk lebt bereits. Die Einzelheiten entstehen von selbst und ordnen sich dem Ganzen ein.**

**Beim Modeln sollt ihr nie flach, sondern plastisch denken. Euer Geist empfinde jede Oberfläche als das Äußere einer**

**M**asse, die von hinten her vordrängt. Stellt euch jede Form so vor, als wüchse sie euch entgegen. Jedes Leben entsteht in einem Kern, keimt und entfaltet sich von innen nach außen. Deshalb glaubt man stets in jedem schönen Bildwerk einen kräftigen inneren Trieb zu spüren. Darin liegt das Geheimnis der antiken Kunst.

**I**hr Maler, auch ihr sollt euch bemühen, die Dinge im Raum zu sehen. Betrachtet zum Beispiel ein Bildnis Raffaels. Wenn dieser Meister einen Menschen von vorn darstellt, läßt er die Linien der Brust seitwärts verlaufen und schafft dadurch den Eindruck der räumlichen Tiefe.

Alle großen Maler peilen den Raum. In der Vorstellung der Tiefe liegt ihre Kraft.

Denkt daran: es gibt keine Striche, es gibt nur Rauminhalte. Wenn ihr zeichnet, kümmert euch nie um die Umrisse, sondern um den Hintergrund. Der Hintergrund beherrscht die Umrisse.

Übt euch ohne Unterlaß, ihr sollt euch an das Handwerk gewöhnen.

Die Kunst ist nur Gefühl. Aber ohne Kenntnis der Raum- und Größenverhältnisse, der Farben; ohne die Geschicklichkeit der Hand bleibt das lebhafteste Gefühl vollkommen machtlos. Was könnte der größte Dichter in einem fremden Lande ausrichten, dessen Sprache er nicht kennt? Bei dem heutigen Künstlernachwuchs gibt es leider viele Dichter, die die Sprache nicht lernen wollen. Und so bringen sie nur ein Gestammel hervor.

Habt Geduld! Verlaßt euch nie auf die Eingebung, denn die gibt es nicht. Die einzigen Eigenschaften des Künstlers sind Weisheit, Aufmerksamkeit, Aufrichtigkeit und Willenskraft. Erfüllt eure Aufgabe wie ehrliche Handwerker.

Junge Menschen, seid wahr! Das bedeutet aber nicht: seid geistlos genau. Es gibt eine niedrige Genauigkeit: die der Photographie und des Abgusses. Die Kunst fängt erst mit der inneren Wahrheit an. Alle eure Formen, alle eure Farben seien Ausdruck des Gefühls.

Der Künstler, der sich mit einer Augentäuschung begnügt und auf knechtische Weise wertlos Nebensächliches wiedergibt, wird nie ein Meister sein. Wenn ihr einmal einen „campo santo“ in Italien besucht habt, werdet ihr gesehen haben, wie lächerlich die Künstler, denen der Schmuck der Gräber anvertraut ist, sich bemühen, in ihren Bildwerken Stickereien, Schleier und Haarflechten wiederzugeben. Sie sind vielleicht genau, aber sie sind nicht wahr, da sie nicht zur Seele sprechen.

Fast alle unsere Bildhauer erinnern an die der italienischen Friedhöfe. Auf den Denkmälern unserer öffentlichen Plätze kann man Gehröcke, große und kleine Tische, Stühle, Maschinen, Ballons, Telegraphengeräte sehen. Keine innere Wahrheit und daher auch keine Kunst. Wendet euch mit Entsetzen ab von diesem Trödelkram.

Seid tief und unerbittlich wahr. Scheut euch nie, euer Gefühl zum Ausdruck zu bringen, selbst wenn ihr euch damit in Gegensatz zu den hergebrachten Anschauungen stellt. Ihr werdet nicht immer gleich verstanden werden, aber eure Vereinsamung wird nur von kurzer Dauer sein. Freunde werden sich bald einfinden, denn das, was tief wahr ist für einen Menschen, ist es auch für alle.

Aber keine Verrenkungen, keine Mätzchen, um die Masse zu locken! Einfachheit und Natürlichkeit!

Die schönsten Stoffe stehen euch täglich zur Verfügung, es sind die, die ihr am besten kennt.

Mein lieber und großer Freund, Eugène Carrière, der uns so früh hat verlassen müssen, erwies sich als Meister, indem er seine Frau und seine Kinder malte. Es genügte ihm, die Mutterliebe zu verherrlichen, um seine Größe zu zeigen. Meister sein heißt mit eigenen Augen sehen, was alle sehen können, und die Schönheit erkennen in Dingen, die anderen zu gewöhnlich erscheinen.

Die schlechten Künstler sehen immer durch die Brille der anderen.

Auf leidenschaftliche Bewegtheit, auf Liebe und Hoffnung, auf rauschendes Leben kommt es an. Erst Mensch sein, dann Künstler! Wahre Beredsamkeit spottet der Beredsamkeit, sagt Pascal. Wahre Kunst spottet der Kunst. Ich komme hier auf das Beispiel Eugène Carrières zurück. In den Ausstellungen sind die meisten Gemälde nur Maleereien: seine Gemälde sehen unter den anderen aus wie Fenster, die dem Leben offenstehen.

Freut euch über richtige Kritiken, ihr werdet sie leicht erkennen. Es sind solche, die einen vorhandenen Zweifel in euch bestärken. Laßt euch nicht beeinflussen von den Kritikern, die ihr in eurem Gewissen nicht anerkennen könnt.

Fürchtet keine unberechtigte Kritik. Sie wird eure Freunde in Bewegung setzen und sie zwingen, sich ihrer Zuneigung zu euch bewußt zu werden und sie um so deutlicher zu zeigen, je mehr sie sich über ihre Gründe klar werden.

Als junge Künstler werdet ihr zunächst nur wenige Anhänger und viele Feinde haben. Laßt euch nicht entmutigen. Die ersteren werden siegen, denn sie wissen, warum sie zu euch halten, die anderen dagegen wissen nicht, weshalb sie euch hassen. Die ersteren sind leidenschaftliche Freunde der Wahrheit und werden ihr immer neue Anhänger gewinnen, die anderen dagegen zeigen keine Ausdauer in der Verfechtung ihrer falschen Meinungen. Die erste-



ren sind zähe Kämpfer, die anderen hängen ihre Fahne nach dem Wind. Die Wahrheit wird den Sieg davontragen.

Vergeudet nicht eure Zeit mit der Anknüpfung gesellschaftlicher oder politischer Beziehungen. Ihr werdet sehen, daß viele eurer Fachgenossen durch allerlei Schliche zu Ehren und Wohlstand gelangen: das sind keine wahren Künstler. Einzelne unter ihnen sind jedoch äußerst klug, und wenn ihr euch mit ihnen auf deren Gebiet in einen Kampf einlaßt, werdet ihr genau so viel Zeit verlieren wie eure Gegner auch, nämlich das ganze Leben; denn es wird euch keine Minute mehr übrig bleiben, Künstler zu sein.

Seid tief erfüllt von eurer Sendung, es gibt keine schönere. Sie ist viel wichtiger, als die Menge glaubt.

Der Künstler gibt ein großes Beispiel.

Er liebt sein Handwerk, und sein kostbarster Lohn besteht in der Freude an der guten Arbeit. Leider werden die Arbeiter heutzutage zu ihrem eigenen Schaden dazu verführt, ihre Arbeit zu hassen und sie zu verpfuschen. Die Welt wird erst dann glücklich, wenn alle Menschen Künstlerseelen haben, das heißt, wenn jeder Freude an seinem Werke hat.

Die Kunst ist außerdem eine herrliche Erziehung zur Aufrichtigkeit.

Der wahre Künstler scheut sich nie, seine Gedanken zum Ausdruck zu bringen, auch auf die Gefahr hin, alle bestehenden Vorurteile über den Haufen zu werfen.

So gibt er seinen Mitmenschen ein Beispiel des Freimuths. Und man denke sich aus, welcher wunderbarer Fortschritt es wäre, wenn plötzlich unbedingte Wahrhaftigkeit unter den Menschen herrschte. Ach, wie bald hätte die



Auguste Rodin  
Kopf eines der Bürger von Calais



menschliche Gesellschaft dann alle Irrtümer und Häßlichkeiten abgeworfen, die sie bisher gutgeheißen hat, und wie schnell wäre unsere Erde umgewandelt in ein Paradies!

---

## HANS CAROSSA / DIE BEKEHRUNG DER MUTTER. EIN ERLEBNIS DOKTOR GIONS

**E**NDLICH stand Gion vor seiner Wohnung, sollte sie aber noch immer nicht sogleich betreten. Hans Zirngibel, der Schlosser und Athlet, war ihm nachgegangen, um ihn ins Erdgeschoß zurückzuholen. Er berichtete von einem neuerlichen Brustkrampf, den seine Mutter soeben erleide, und bat um einen kurzen Besuch. Kaum notdürftig bekleidet, mit rötlichem Kraushaar und schlafverschwollenen Augen, sah der junge Mann sehr niedergeschlagen aus; alle Hausbewohner wußten auch, warum. Er hatte die Fachkenntnisse, die er sich als tüchtiger Schlossergehilfe erworben, von schlimmen Freunden verführt, zu einem kühnen Einbruchsdiebstahl verwendet, es aber dabei an Vorsicht fehlen lassen und für ein Jahr seine Freiheit verloren. Dieses Mißgeschick war übrigens verschmerzt und halb vergessen; ein viel tieferer Gram bedrückte den Schwergewichtsbändiger. Seit seinen Knabenjahren hatte er sich in Athletik und Akrobatik geübt und es, wie man hörte, darin weit gebracht.

Nun war im Gefängnis ein dumpfer Groll gegen die Schlosserei in ihm groß geworden; er wollte sie aufgeben, wollte vollends Artist werden, stieß aber dabei auf den hartnäckigen Widerstand seiner Mutter. Diese alte, scheinbar immer der Auflösung nahe Frau verwarf die gefährliche und, ihrer Meinung nach, faulenzzerische Liebhaberei, von welcher sie in ihrer Einfalt jene Missetat herleitete, und forderte Verharren im ehrbaren Handwerk. Seit seiner Freilassung hatte

sie ihm alles öffentliche Auftreten untersagt; nicht einmal in geschlossenen Vereinen sollte er sich künftig zeigen dürfen. Unter diesem Verbot litt er grenzenlos, und was das Wunderlichste war: der Gedanke, es auf eigene Faust einfach zu übertreten und eine fertige Tatsache zu schaffen, schien außerhalb seines Vorstellungskreises zu liegen. Wirkte noch aus frommen Kindheitstagen das vierte Gebot im Gemüt des Herkules nach, oder lag es an willenlähmenden Seelenkräften der Mutter: auf keinen Fall war er fähig, mit ihr im Unfrieden zu leben, und eine lustige Nachbarin hatte wohl das Rechte getroffen, als sie äußerte, jener Einbruchversuch wäre sicherlich unterblieben, wenn der gute Hans nicht ausnahmsweise vergessen hätte, seine Frau Mama um Erlaubnis zu bitten.

Ehe sie das Krankenzimmer betraten, winkte er den Arzt noch schnell in ein Kämmerchen, machte Licht, zog von einem ärmlichen Lager die Decke zurück und deutete auf ein lachsfarbenes Gewebe, das Gion für ein Nachthemd hielt; es glänzten aber Medaillen daran. — „Mein Trikot“, flüsterte der Jüngling mit zärtlich vorstellender Geste, und gleich wurde seine Ergriffenheit übermächtig; er preßte sich mit einem Blick nach oben die starke Hand auf den Mund, um das Übermaß aufsteigender Gefühle in sich zu ersticken; dabei hob er, wie von wütendem Zahnweh gepeinigt, bald den linken, bald den rechten Fuß: „Die Mutter tot, und ich im Trikot!“ knirschte er mit furchtbarem Blick, erschrak aber selbst über diesen Ausbruch. — „Und sie weiß doch, was ich leiste“, fuhr er, sich mäßigend, fort, indem er das rötliche Kleidungsstück streichelte. „Ein Schnapsglas zerbeißen wie Zucker oder mit den Zähnen das Seil festhalten, auf dem einer tanzt, oder auf dem Brustkasten ein Gestell tragen, auf dem sechs Männer übereinanderstehn, — das alles bedeutet schließlich nichts; das sind grobe Sachen für blutige Anfänger, nicht wahr? Aber daß ich, wie ein

halber Rastelli, die schweren eisernen Kugeln an mir herumlaufen lasse, als wären dressierte Hunderl, das sollte sie doch anerkennen.“

Während Gion die Kranke durch die Wand herüberächzen hörte, bückte sich Zirngibel und rollte leis ein paar solche Stahlbälle unter dem Bett hervor, hob sie auf, überzeugte den Arzt von ihrem Gewicht und begann meisterlich mit ihnen zu jonglieren, hätte aber doch bei einem Haar einen von ihnen fallen lassen, so heftig fuhr er zusammen, als ein halbersticktes, aber höchst gebieterisches: „Wo bleibst du, Hans?“ an sein Ohr drang.

Beim Eintreten merkte Gion, daß die Greisin eigentlich im gleichen Zustand war wie schon vor Monaten. Oft hatte die Nachbarschaft ihren Tod erwartet; aber wie ein Wald schien sie aus ihrem eigenen Verfall immer wieder Kräfte der Erneuerung zu ziehen; sie starb unaufhörlich und überlebte dabei alt und jung. Ihr Leib war so geschwunden, daß die Bettdecke sich kaum über ihm erhob; die großen Augen aber, selbständige blaue Wesen, beherrschten, funkelnd vor innerer Spannung, den Raum. Dieser war ungewöhnlich lang und schmal; er diente in seinem vorderen Teil als Wohnzimmer, im hinteren als Küche. Zwei elektrische Lampen brannten, wirkten aber nur wie die Gehilfen eines kleinen stillen Nachtlights, das in rubinrotem Glase neben dem Lager schwamm. In einem Topf am Fenster grünte Schnittlauch, der zur Beschleunigung seines Wachstums mit Ruß bestreut war; ein Vogelhaus, mit grauen Tüchern verhangen, stand auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers. In einem Lehnstuhl neben dem Kochherd saß die schon ergraute Tochter in regenbogenstreifigem Schlafrock, eine Kette bernsteingelber Würfel um den Hals. Ob sie schlummerte, war nicht erkennbar; sie verhielt sich still, bis vom Bette her ein rasselndes Keuchen kam; da schrak sie auf, eilte pantoffelklappend zu der Alten

und hielt ihr ehrfürchtig ein blaues Fläschchen an den Mund, um das Ergebnis des Hustens entgegenzunehmen. Während Gion seine Hände wusch, näherte sich der verhärmte Athlet seiner Mutter, legte mit der Freundlichkeit eines Löwen seine Pranke neben das greise Antlitz, fragte wehmütig, ob es ihr nicht schon ein wenig besser ginge, und schien mit dem Gemurmel, das er als Antwort erhielt, zufrieden. Wie auf dem Feld ein ungeheurer Kürbis neben der schwachen, welken Ranke, aus der er hervorgewachsen ist, so lastete der Kraftmensch neben der Frau, die ihn geboren. — „Hab ich dir den Herrn Doktor nicht schnell dahergebracht?“ schmeichelte er und verstieg sich jäh zu großen Hoffnungen, als die Alte erkenntlich nickte und den Arzt voll Zutrauen begrüßte; er glaubte, der Seelenunkundige, er müsse schnell die milde Stimmung benützen und seine Angelegenheit fördern, bevor ihm die Konsultation das Wort entzog. Nur ein einziges Mal, am kommenden Sonntag, wollte er in dem hochachtbaren bürgerlichen „Verein zur oberen und unteren Geduld“ eine Nachmittagsvorstellung geben, bloß ein paar ungefährliche, dezente Nummern. Hätte er doch die Gedanken seiner Mutter so genau zu berechnen gewußt wie die Gewichte seiner Kugeln, der muskelgewaltige Jüngling! Aber hier war er ungeschickter als ein Kind. Kaum begriff sie den Sinn seiner Rede, da nahm sie den Ausdruck unsäglichen Leidens an und überließ sich einem Hustenanfall von lebenbedrohender Wucht. — „Verbieten Sie ihm doch, mich aufzuregen!“ bat sie den Arzt mit Stöhnen. „Er ist ein braver, gehorsamer Bursch, nur leider ein Gischpel; jetzt will er sein ehrliches Handwerk wegwerfen, will so ein faulenzertischer Zirkusmensch werden, ein Akrobat, ein Zigeuner, ein Star, ein windiger . . .“

Gion lächelte. Zum erstenmal an diesem wahrlich nicht ereignislosen Tage sah er sich vor eine klare, greifbare Auf-

gabe gestellt und war bereit, noch ein Stückchen von seiner Nachtruhe dafür abzuschneiden. „Was Ihr Herr Sohn im Sinn hat, ist ungewöhnlich“, sagte er und legte zwei Finger auf den Puls der Mutter; dann schwieg er eine halbe Minute lang und erklärte schließlich mit Ernst, Frau Zirngibel könne mit den Leistungen ihrer Herzkraft zufrieden sein. — „Ja, ungewöhnlich ist es,“ fuhr er fort; „aber unwürdig? Ich glaube nicht.“ Erschrocken sah die Kranke zu dem Arzt empor; sie hoffte, ihn falsch verstanden zu haben, hielt es jedoch auf alle Fälle für das beste, ihn durch neue Hustenstöße schleunig abzulenken. Gion aber nahm ein Glas, füllte es an der Wasserleitung, warf drei weiße Pastillchen hinein und verrührte sie mit einem Löffelchen. „Solch ein Husten könnte das Rippenfell reizen; das wäre bedenklich“, flüsterte er der Tochter zu, die mit ihrem blauen Fläschchen dahergestürmt kam, und gab der Mutter die Lösung zu trinken. „Bitter! Bitter!“ seufzte diese, schmerzlich die Lippen leckend, und setzte kleinlaut hinzu: „Handwerk hat einen goldenen Boden.“ — „Gewiß“, räumte Gion ein, indem er sie nötigte, den herben Rest zu schlürfen; „ein edles, gediegenes Gewerbe, die Schlosserei, so alt wie die menschliche Kultur. — Hat Ihr Meister viel Arbeit für Sie?“ unterbrach er sich und gab so dem jungen Mann Gelegenheit, diese Frage zu verneinen. „Die Welt ist leider überfüllt mit Schlossern,“ sprach er weiter, „und so wie heute die Verhältnisse liegen, kann unmöglich jeder von ihnen zu einem Verdienst kommen. Außerdem gehen wir ja, wie man hört, einer neuen Ordnung entgegen; da soll keiner sehr viel mehr besitzen als der andere, vielleicht wird es dann auch nicht mehr der Mühe wert sein, daß wir unser Eigentum so ängstlich mit Schlössern und Riegeln voreinander absperrern. Auch will man ja bald alles nur noch durch Maschinen herstellen lassen, — wie viele Schlosser wird man da noch brauchen?“ — „Hörst du's, Mama?“ rief bei diesen



Worten der Sohn, und das war unrecht von ihm und hätte leicht alles verderben können. Die Alte war unter vielem Räuspeln und Brummen ja ohnedies bereits auf dem Wege zur Einsicht und mußte den albernen Zwischenruf wie einen Eseltritt empfinden; doch faßte sie sich weise: „Misch dich nur du nicht hinein!“ begnügte sie sich zu sagen, ohne dem Toren einen Blick zu gönnen, und ließ sich von Gion weiter belehren: „Ja, wir müssen befürchten, daß auch das Handwerk der Schlosser, wie so manches andere, seinen goldenen Boden eines Tages verlieren wird. Schade, schade! Da stehen die Herren Athleten und Akrobaten schon ein wenig anders da. Ihre Kunst kann man überhaupt nicht erlernen; man hat sie oder hat sie nicht; um eine Begabung handelt sichs bei ihnen, um eine Gnade. Sie sind Seltenheiten; das ist einmal so und wird immer so bleiben, unter jedem Himmelsstrich und unter jeder Staatsform.“

Hier öffnete Frau Zirngibel ihre Augen so weit, wie sie nur konnte, damit nicht etwa das Feuchte, das ihr auf einmal unter die Lider drang, sich zu Tränen sammle; doch Gion wußte noch mehr. „Leicht haben sie's freilich nicht; man muß das zugeben, und von Faulenzen kann keine Rede sein. Tag und Nacht müssen sie ihre Muskeln üben und in jeder Hinsicht so enthaltsam leben wie Klosterleute. Das ist aber gut für sie; das erhält sie jugendlich und ernst und bewahrt sie davor, den Kraftüberschuß, den Gott ihnen verliehen hat, leichtsinnig auszugeben, – wie, oder hat man je gehört, daß ein richtiger Artist große Torheiten begangen oder gar die Paragraphen des Gesetzbuchs außer acht gelassen hätte?“

Weder Frau noch Fräulein Zirngibel entging dieser zarte Hinweis; beide senkten die Blicke; keine erinnerte sich, daß dergleichen jemals vorgekommen wäre.

„Und wie die Handwerker ihre Gilden und Innungen haben, so bilden auch sie einen mächtigen Bund. Sie lernen ein-

ander kennen und schätzen und unterstützen einander, nicht nur in unserer Stadt, sondern überall in der Welt.“ Mit diesem sanften Trumpf ergänzte der Arzt seinen Zuspruch. Dann zog er sein Hörrohr heraus, horchte noch ein wenig an den Rippen der Alten herum und begann eine Verordnung zu schreiben. — „Ich gratuliere dir, Hänschen“, sagte die bunte Tochter und reichte ihrem Bruder steif die Hand. Dieser aber flüsterte ihr etwas ins Ohr und verließ das Zimmer, um nach wenigen Minuten in dem lachsfarbenen, medaillengeschmückten Trikot zurückzukehren, drei Eisenkugeln im Arm. Sowie er nun mit diesen zu spielen anhub, war er nicht mehr der täppische Bursche von vorhin. Er warf die schweren Bälle genau so hoch, daß sie die Zimmerdecke nicht berührten; endlich fing er einen mit dem Nacken auf, ließ ihn den Rücken entlang bis zur Ferse hinunterlaufen und wand sich so geschickt, daß er wieder zurückrollen mußte. Nein, Hans Zirngibel war kein Gischpel mehr; auch seine Mutter merkte es. Die rechte Faust in ihre tiefe Schläfenhöhle vergraben, Krankheit und Alter vergessend, schaute sie den Künsten zu, die für sie noch eine Stunde früher nicht viel mehr gewesen waren als ein Unfug. Die Schwester stand augenglänzend bei der Türe, und auch dem Vogel im Käfig war es klar geworden, daß etwas Erfreuliches vorging; unter seiner Tuchumhüllung fing er an zu trillern und zu schmettern wie am hellsten Frühlingsmorgen.

Der Arzt stand auf, klatschte, bravo rufend, in die Hände, winkte Abschied und wollte gehen; aber da trat ihm der Akrobat in den Weg, verbeugte sich und fragte höflich, ob der Herr Doktor gestatte, daß er ihn auf eine würdige, berufsgerechte Art zu seiner Wohnung verbringe. Die Schwester, mit wissendem Lächeln, öffnete die Türen; Zirngibel trat schleichend hinter den verwunderten Gion und faßte ihn mit beiden Händen um die Mitte des Leibes.

Leicht fühlte sich der Arzt emporgehoben; sacht kam seine linke Hüfte in die Hand des Athleten zu liegen, sein linkes Knie in die andere; er ließ es geschehen und wehrte sich nicht. Schwingungen der Jünglingskraft schienen in seine ermüdeten Glieder herüberzugehen. — „Gute Nacht, Herr Doktor, gute Nacht“, wünschten die Frauen; ihm war, als hielte ihn die ganze Welt in wunderbarer Schwebel, während ihn der dankbare Herkules über die Stufen trug; und als er vor seiner Tür sanft auf die Füße gestellt wurde, merkte er, daß er soeben einige Sekunden lang sehr erquicklich geschlafen hatte.

---

## D. H. LAWRENCE / DIE APOKALYPSE UND DAS CHRISTENTUM

ALS Johannes von Patmos im Jahre 96 n. Chr. die Apokalypse beendete, — dieses Jahr haben zeitgenössische Gelehrte aus „inneren Beweisgründen“ angesetzt — soll er schon ein betagter Mann gewesen sein.

Nun kennt aber die frühchristliche Geschichte drei Männer mit Namen Johannes: Johannes den Täufer, der Jesus taufte und anscheinend eine eigene Religion oder zum mindesten eine eigene Sekte stiftete, deren seltsame Lehren noch viele Jahre nach dem Tode Jesu lebendig waren; dann den Apostel Johannes, dem das vierte Evangelium und einige Episteln zugeschrieben wurden; ferner diesen Johannes von Patmos, der in Ephesus lebte und wegen irgendwelcher Lästerung der römischen Staatsreligion auf Patmos gefangen gesetzt wurde. Nach einer Reihe von Jahren wurde er wieder freigelassen; er verließ die Insel, kehrte nach Ephesus zurück und soll nach der Überlieferung hochbetagt gestorben sein.

Man hat lange Zeit den Apostel Johannes, dem das vierte

Evangelium zugeschrieben wird, auch für den Verfasser der Apokalypse gehalten. Aber diese beiden Werke, die einander so ganz wesensfremd sind, können unmöglich von demselben Manne geschrieben sein. Der Verfasser des vierten Evangeliums war zweifellos ein gebildeter „griechischer“ Jude, einer jener großen Männer, die ihre Zeitgenossen für das mystische, „liebende“ Christentum begeisterten. Johannes von Patmos aber war sicherlich ganz anders geartet, er erweckte in den Menschen ganz andere Gefühle.

Liest man die Apokalypse kritisch und gewissenhaft, so erkennt man in ihr eine ungeheuer wichtige christliche Lehre, der nichts von dem wirklichen Christus, dem wirklichen Evangelium, dem schöpferischen Hauch des Christentums anhaftet und die trotzdem vielleicht die wirksamste Lehre der ganzen Bibel ist. Das heißt: während des ganzen christlichen Zeitalters hat sie auf zweitrangige Menschen tiefer gewirkt als irgendein anderes Buch der Bibel. Die Apokalypse des Johannes ist bestimmt die Schöpfung eines zweitrangigen Geistes. Sie wendet sich immer wieder an zweitrangige Geister jedes Landes und jedes Jahrhunderts. Seltsamerweise ist sie seit dem ersten Jahrhundert trotz ihrer Unverständlichkeit zweifellos die stärkste Quelle der Begeisterung der großen Masse christlicher Geister — die große Masse ist immer zweitrangig — gewesen, und mit Entsetzen erkennt man, daß das heute wieder der Fall ist; nicht Jesus oder Paulus, sondern Johannes von Patmos.

Die christliche Lehre von der Liebe war eigentlich immer nur Vorwand. Selbst Jesus wollte, „wenn die Zeit erfüllet war“, wenn sich seine „Liebe“ in feste Macht gewandelt hatte, herrschen. Dieses zukünftige Herrschen in Herrlichkeit lag an der Wurzel des Christentums und bedeutet natürlich nichts anderes als den nicht in Erfüllung gegangenen Wunsch, hienieden und jetzt zu herrschen. Die

Juden wollten sich nicht beiseite schieben lassen: sie wollten auf Erden herrschen, und als gegen 200 v. Chr. der Tempel zu Jerusalem zum zweitenmal zerstört wurde, erfanden sie die Verheißung eines streitbaren und triumphierenden Messias, der die Welt erobern würde. Die Christen übernahmen diese Lehre und machten aus ihr die Lehre von der Wiederkunft Christi, nach der Jesus wieder auf die Erde kommen würde, die Ungläubigen zu strafen und die Herrschaft der Heiligen aufzurichten. Diese anfänglich kurz befristete Herrschaft der Heiligen (ungefähr vierzig Jahre) erhöhte Johannes von Patmos auf die runde Zahl von tausend Jahren, und damit kam der Gedanke vom Tausendjährigen Reich in den Vorstellungskreis der Menschen.

So schlich sich der große Feind des Christentums, der Geist der Macht, in das Neue Testament. Als der Teufel im allerletzten Augenblick so herrlich ausgeschlossen worden war, schlüpfte er in apokalyptischer Verkleidung wieder herein und setzte sich als Offenbarung am Ende des Buches auf den Thron.

Denn die Offenbarung Johannis, das sei ein für allemal gesagt, ist die Offenbarung des unsterblichen Willens zur Macht im Menschen, ist seine Heiligung, sein letzter Triumph. Wenn du auch Marterqualen erleidest, wenn auch das ganze Universum im Laufe der Zeit zerfällt, sollst du, o Christ, doch, doch, doch als König herrschen und den alten Gewalthabern den Fuß auf den Nacken setzen!

Das ist die Botschaft der Offenbarung.

Und genau so unvermeidlich wie Jesus unter seinen Jüngern einen Judas Ischariot haben mußte, mußte das Neue Testament eine Offenbarung Johannis enthalten.

Warum? Weil die Natur des Menschen es so verlangt und immer verlangen wird.

Das Christentum Jesu wendet sich nur an einen Teil unseres

Wesens. An einen andern, großen Teil desselben wendet es sich nicht. Und an diesen Teil wendet sich, wie die Heilsarmee zeigt, die Offenbarung.

Die Religionen der Entsagung, Betrachtung und Selbsterkenntnis sind immer nur für das Individuum. Aber der Mensch ist nur in einem Teil seines Wesens individuell. In einem andern, großen Teil seines Wesens ist er kollektiv.

Wenn auch die Religionen der Entsagung, Betrachtung, Selbsterkenntnis und reinen Moral nicht für das vollkommene Individuum sind, sind sie doch für das Individuum. Sie sind der Ausdruck der individuellen Seite der Natur des Menschen. Sie isolieren diese Seite seines Wesens. Die andere Seite seines Wesens, die kollektiv ist, beachten sie nicht. In ihrer tiefsten Schicht ist die Gesellschaft immer nichtindividuell, und deshalb findet man hier die andere Manifestation der Religion.

Die Religionen der Entsagung, wie der Buddhismus, das Christentum oder die Philosophie Platos, sind für Aristokraten, Aristokraten des Geistes. Die Aristokraten des Geistes finden ihre Erfüllung in Selbstverwirklichung und Dienen. Diene den Armen! Gut! Aber wem wollen denn die Armen dienen? Das ist die große Frage. Und die beantwortet Johannes von Patmos. Die Armen wollen sich selbst dienen und haben nur ihre eigene Selbstverherrlichung im Auge. Und unter den Armen verstehe ich nicht die nur Bedürftigen; ich verstehe darunter die nur kollektiven Seelen, die unrettbar „mittelmäßigen Seelen“, die keine aristokratische Einzigkeit und keine Einsamkeit kennen.

Diese mittelmäßigen Seelen bilden die große Masse. Sie besitzen keine aristokratische Individualität, wie Christus, Buddha oder Plato sie fordern. Deshalb verkriechen sie sich in der Masse und hegen im geheimen nur einen Gedanken: ihre eigene, letzte Selbstverherrlichung. Die Patmoser!

Nur wenn der Mensch allein ist, kann er Christ, Buddhist oder Platoniker sein. Das bezeugen die Christusstatuen und die Buddhasstatuen. Ist er mit andern zusammen, zeigen sich gleich Unterschiede, werden Rangunterschiede geschaffen. Wenn Jesus mit andern Menschen zusammen ist, ist er Aristokrat, ist er Meister. Buddha bleibt immer Buddha der Herr. Franz von Assisi, der so demütig zu sein versuchte, findet doch ein zartes und kluges Mittel, durch das er unumschränkte Gewalt über seine Anhänger gewann. Shelley war es unerträglich, daß er nicht der Aristokrat seines Kreises war. Lenin war ein Tyrann in schäbigen Kleidern. Es ist nun mal so! Macht ist da, wird immer da sein. Sobald zwei oder drei Männer zusammenkommen, vor allem um etwas zu unternehmen, tritt gleich Macht in Erscheinung, und einer von ihnen wird Führer, wird Herr. Das ist unvermeidlich.

Gibt man die natürliche Macht des Mannes zu, erkennt man sie an, wie das die Menschen der Vergangenheit taten, huldigt man ihr, dann entsteht große Freude und innere Erhebung, aus dem Mächtigen strömt Kraft über den weniger Mächtigen. Ein Machtstrom entsteht. Und darin besteht für immer und ewig der beste Teil des kollektiven Wesens der Menschen, und in einem selbst springt eine gleiche Flamme auf. Huldige einem Helden, schwöre ihm Treue, und du selbst wirst heldenhaft; das ist das Gesetz der Männer. Vielleicht ist das Gesetz der Frauen anders.

Handele aber umgekehrt, was geschieht dann? Verleugne die Macht, so schwindet die Macht. Verleugne die Macht in einem größeren Mann, und du hast selbst keine Macht. Nun muß aber die Gesellschaft immer und ewig beherrscht und regiert werden. Wo die Masse die Macht ablehnt, muß sie die Obrigkeit zulassen. Die Obrigkeit tritt jetzt an die Stelle der Macht, und wir haben „Minister“ und

Staatsbeamte und Polizisten. Dann kommt das große Hasten und Drängen mit Ehrgeiz und Wettbewerb, und die Masse tritt sich unter die Füße, so sehr fürchtet sie die Macht.

Ein Mann wie Lenin ist ein großer böser Heiliger, der an die vollständige Vernichtung der Macht glaubt. Wird sie Tatsache, dann ist der Mensch unsagbar arm, ausgeplündert, erbärmlich, elend und gedemütigt. Abraham Lincoln ist ein halbböser Heiliger, der fast an die vollständige Vernichtung der Macht glaubt. Präsident Wilson ist ein ganz böser Heiliger, der durchaus an die Vernichtung der Macht glaubt, — aber dabei Größenwahnsinnig und neurasthenisch wird. Jeder Heilige wird böse — und Lenin, Lincoln und Wilson sind so lange wahre Heilige, als sie rein individuell bleiben; jeder Heilige wird in dem Augenblick böse, in dem er mit dem kollektiven Selbst der Menschen in Berührung kommt. Dann wird er ein Verderber: auch Plato. Die großen Heiligen sind nur für das Individuum, das heißt: nur für eine Seite unseres Wesens, denn in den tiefen Schichten unseres Selbst sind wir nun einmal kollektiv. Und entweder lebt und webt das kollektive Selbst und wirkt sich in lebendiger Verbundenheit mit der Macht aus: oder es ist einsam und kümmert dahin in dem Versuch, die Macht und damit sich selbst zu vernichten.

Aber heute ist der Wille zur Vernichtung der Macht unumschränkt. Große Herrscher wie der letzte Zar — ich meine „groß“ in bezug auf die Stellung — werden durch den ungeheuren Antiwillen der Massen, den Macht verneinenden Willen, fast um ihre Verstandeskräfte gebracht. Moderne Herrscher werden verneint, bis sie fast Idioten werden. Und dasselbe gilt von jedem Mann der Macht, falls er nicht ein Vernichter der Macht und ein unschuldig gefiederter böser Vogel ist; dann wird die Masse ihn unterstützen. Wie können die gegen die Macht eingenommenen Massen, vor allem die großen mittelmäßigen Massen, je



einen Herrscher haben, der mehr wäre als ein Gegenstand des Hohnes und des Mitleids?

Fast zweitausend Jahre lang hat die Apokalypse die verborgene Seite des Christentums gefördert und gepflegt: und ihre Arbeit ist beinahe vollendet. Denn die Apokalypse verehrt nicht die Macht. Sie will den Mächtigen morden, um selber die Macht zu besitzen und den Schwächling.

Judas mußte Jesus den herrschenden Mächten verraten, weil Verneinung und Vorwand in der Lehre Jesu enthalten sind. Jesus war, selbst im Verkehr mit seinen Jüngern, der Vertreter des reinen Individuums. In Wirklichkeit wurde er nicht eins mit ihnen, arbeitete oder wirkte in Wirklichkeit nicht mit ihnen zusammen. Er war die ganze Zeit allein. Er machte sie tief irre, und irgendwo in ihrem Innern waren sie enttäuscht. Er wollte nicht ihr physischer Machthaber sein; das Verlangen, der Macht zu huldigen, das in einem Menschen wie Judas lebte, fühlte sich verraten. Und deshalb beging auch dieses Verlangen Verrat: durch einen Kuß. Und genau so mußte die Offenbarung Johannis in das Neue Testament aufgenommen werden, damit sie den Evangelien den Todeskuß gab.

*Aus dem Buche „Die Apokalypse“.*

---

## K. H. WAGGERL / EIN MANN NAMENS ADAM

DORT, wo Adam lebt, dehnt sich der Wald meilenweit über die Flanken der Berge, wegloses düsteres Holz. Moore füllen den Grund der Täler aus, die Wildbäche reißen tiefe Schluchten in den morschen Fels. Auf sanfteren Hängen stehen alte Fichten prächtig über dem Beerenkraut, das ist der Wald, wie ihn das Rotwild liebt. Aber anderwärts haben Blitzschläge und Windbrüche große Löcher hineingefressen, dort schießt das Leben jung und üppig aus dem Boden,



**Kuschelle**

Scherenschnitt von K. H. Waggerl aus dem „Wiesebuch“

allerlei Raubzeug nistet im verschwiegenen Unterholz, Eulen und Füchse. Weiter oben verlieren sich die immergrünen Fichten, und nur die Lärchen halten noch aus, dürr und krumm und geschunden von grausamen Stürmen, aber immer wieder grün und lebendig, wenn der Sommer kommt.

Hier lebt Adam, im Schutz der überhängenden Felsen hat er sich seine Hütte gebaut. Er hat unbehauene Fichtenstämme gegen die Wand gelehnt und mit Rinde abgedeckt, das gibt ein warmes geräumiges Haus für den einsamen Mann. Er hat auch Moos getrocknet und in dieser Höhle ausgebreitet, Reisig und Schaffelle für sein Lager, und vor dem Eingang hat er sich einen Feuerplatz zwischen den Steinen aufgebaut. Hier kocht er in guten Zeiten seine dürftige Kost, oder er hängt frisches Fleisch in den Rauch, wenn es sich trifft, daß ein Tier in den Felsen stürzt und verdirbt. Es fließt auch Wasser in der Nähe, und das ist gut für den Mann, eine sichere Quelle. Wasser und Feuer braucht er vor allem.

Im Sommer hütet Adam die Schafe der Bauern im Kar. Die Herden vermischen sich, es sind viele Tiere, ein ganzes Volk von Schafen auf ewiger Wanderschaft. Die Freiheit macht sie wild und scheu, aber Adam gibt ihnen Salz, ihn erkennen sie wieder in jedem Sommer.

Das ist kein schlechtes Leben in seiner Art, ein königliches Leben unter freiem Himmel. Adam kommt wochenlang nicht in seine Höhle zurück, er schläft bei den Tieren und zieht mit ihnen weit umher auf der mageren Weide, und die Muttertiere nähren auch ihn mit ihrer Milch. Er kennt viele Kräuter, die geheime Kräfte haben, und sammelt sie auf seinen Wegen, Arnika für Wunden und edle Raute für das Blut und die Wurzeln vom gelben Enzian, aus denen die Bauern ihren bitteren Branntwein brennen. Es gibt Pilze, die man wie Fleisch auf schwachem Feuer braten kann,

und im Spätsommer reifen die Beeren im Holz und auf den Halden, eine Unmenge von süßen Blaubeeren in manchem Jahr. Adam tauscht dafür Speck und Schafkäse bei den Sennleuten ein, um diese Zeit gleicht seine Höhle einer Räuberburg, gefüllt mit auserlesenen Schätzen, und Adam führt ein üppiges Leben bei Fett und Speck bis in den Winter hinein.

So großartig lebt Adam, daß ihn bisweilen unversehens die Liebe anfällt. Er wird ruhelos und krank im Blut, nächtelang streift er um entlegene Sennhütten, und den Mägden stirbt das Herz ab vor Angst, wenn sie den lauten Atem des Mannes in der Dunkelheit vor dem Fenster hören.

Aber das währt nur ein paar Tage, später ist Adam wieder friedfertig wie immer, ein rätselhafter Mensch, der schweigsam beim Herdfeuer sitzt, vielleicht ein Mann Gottes, den die Raben ernähren, bis seine Zeit anbricht. Niemand kennt seinen rechten Namen, er weiß auch selbst nicht viel von seiner Herkunft. Einmal in der Jugend ist er wohl mit fremden Holzknechten über das Gebirge gekommen, er besitzt noch Werkzeug aus dieser Zeit, eine Axt und ein Messer. Aber das ist lange her, so alt ist niemand in dieser menschenleeren Welt, daß er sich an die Zeit erinnern könnte, in der Adam jung war. Später verlor er sich in den Wäldern und kam nicht mehr in die Dörfer zurück. Er mag achtzig Jahre alt sein, vielleicht auch erst vierzig, die Weiber sagen so. Sein Bart ist lang und ausgebleicht wie die grünlichen Flechten der Wetterbäume, und die Not der langen Winter hat seinen Rücken krumm gebogen. Aber er hebt noch immer einen schweren Käsekessel allein von der Kette, und in den Herbstnächten hält nicht jeder Riegel seiner Schulter stand. Schlimm ist nur der Winter für Adam. Schon früh im Jahr kommen Stürme aus dem Kar, die Sennleute treiben das Vieh zusammen und ziehen heim. Schnee und Wind drücken den Mann tiefer in den Wald zurück. Anfangs trifft

er noch Holzknechte, die mit ihren Schlitten vom Tal heraufsteigen, nach den Blockhaufen Umschau halten und einen Ziehweg durch das Stangenholz schlagen. Denen hilft er dann zuweilen für einen Schluck Branntwein oder einen Laib Brot. Adam nimmt kein Geld für irgendeinen Dienst. Manchmal trifft er freilich fremde Fußgänger im Nebel auf dem Kar, die er dann führen muß und die nichts Besseres zu geben haben als ein paar Silberstücke. Adam vergräbt das Geld unter seinen Pelzen, er kann nichts weiter damit anfangen. Ein krummer Nagel wäre schon mehr, ein Stück Draht.

Aber auch die Holzknechte bleiben nicht lange, sie haben es eilig mit dem verfluchten Fuhrwerk im Hochwald, tiefer im Tal ist die Arbeit leichter. Es kommt eine harte Zeit für Adam, trostlose Wochen im Frost und in der Finsternis. Schneestürme überfallen ihn unterwegs, oft muß er eine lange Nacht im Freien aushalten, vom Wind geschüttelt, vom brechenden Holz bedroht.

Nein, die Kälte ist nicht das Ärgste, am schlimmsten ist der Wind, er duldet tagelang kein Feuer vor der Höhle. Der Mann verkriecht sich im Moos und schläft.

Er erfriert nicht. Adam ist am ganzen Leibe behaart wie ein Bär, und was er an Kleidern trägt, sein Rock und seine Decke, sind längst mit dem Pech und dem Schweiß an seinem Leibe festgewachsen.

Gegen das Frühjahr hin bedrängt ihn der Hunger. Das Rauchfleisch ist aufgezehrt, auch das letzte Stück Brot. Adam hockt vor der Höhle, ausgezehrt und schwach, er gräbt die alten Käserinden aus dem Schnee und kaut Fichtennadeln, bitteres Moos. Der Hunger treibt ihn weit umher, zuletzt legt er sich mit seiner letzten Kraft einem Stück Wild auf die Fährte. Er jagt es den ganzen Tag auf und ab durch den brechenden Schnee, bis es endlich mit wunden Läufen seinem Messer erliegt. Dann fällt er

selbst, zum Sterben erschöpft, über dem Tier zusammen, aber es ist das Leben, warmes Blut, frisches Fleisch für lange Zeit.

Und die Tage wachsen, die Sonne schwingt sich hoch über den Berg. Langsam schmilzt der Schnee im Wald und auf den Almen, eines Abends steigt Rauch aus dem Dach der untersten Hütte, und jetzt ist der Tod überwunden.

Auch die Schafe kommen zurück, wahrhaftig, die Bauern staunen und bekreuzen sich, wenn sie Adam in jedem Frühjahr wieder bei ihren Herden treffen. Wie kann ein Mensch hier aushalten? Sogar im Tal gefror das Wasser in den Brunnenrohren, so furchtbare Winter gab es in manch einem Jahr. Und dann bleibt wohl einer von den Bauern bei Adam stehen, so etwas gefällt ihm, ein Mensch, der nichts braucht! Er redet mit dem Schafhirten, ja, er könnte vielleicht noch einen Knecht einstellen, soundso.

Aber Adam will nicht Knecht werden, das lockt ihn wenig, eine warme Stube, leichtere Arbeit auf den Talhöfen. Hier lebt er, im einsamen Kar. Zur Sommerzeit schaut er von der Spitze des Berges weit über das Land. Er sieht Höfe, Kirchtürme und weiße Rauchfahnen in der Ferne, dort ist das Leben hundertfältig, ein behagliches und sicheres Dasein von Hand zu Hand, auch Adam erfährt mitunter etwas davon, wie leicht man dort lebt. Er selbst besitzt nichts als ein Messer und eine Axt. Adam ist ein einzelner Mann, frei und arm, wie der Mensch anfangs war.

Und nun geschieht es, daß ein Jäger im Gebirge mit Raubschützen zusammentrifft. Das ist gefährlich im Ödland. Halb ausgeblutet, mit einer Büchsenkugel in der Schulter, kommt er in das Dorf zurück.

Die Bauern stehen vor dem Richtertisch, schauen nachdenklich in ihre Hüte und schütteln die Köpfe, — nein, sie wissen nichts von Wilddieben im Dorf. Vielleicht waren

es Fremde, auch Schafdiebe kommen mitunter über den Berg, das ist ein gottverdammtes Räubervolk auf der andern Seite. Da hilft nichts, es findet sich keine Spur, kein Zeuge, um diese Zeit lebt niemand mehr auf dem Kar.

Niemand außer Adam, aber der ist nur ein Schafhirt, ein unzugänglicher Mensch. Und nun wird Adam als Zeuge vor Gericht geladen.

Es ist im Frühjahr, die Bauern schicken Salz auf die Almen, einer von den Knechten kann die Botschaft überbringen, den grauen Brief ohne Ort und Namen.

Der Knecht sucht einen Tag und den anderen, dann findet er Adam endlich bei den Schafen auf der Weide. Adam nimmt das Salz und auch den Brief, gut, es ist ein Schreiben vom Gericht. Aber dafür muß der Knecht eine Weile bei ihm sitzen und von seinem Käse essen, er ist einen weiten Weg gelaufen. Adam kann nicht lesen. Die Tiere wittern das Salz, sie drängen sich um ihn und rupfen ihm das Papier aus den Händen.

Zwei Wochen später sucht der Wachtmeister nach Adam. Er findet einen friedlichen Menschen, der unter den Felsen hockt und seine Decke flickt. Es ist kalt an diesem Tag, grau und trübselig liegt das Kar unter dem ziehenden Nebel.

Ja, Adam hat die Vorladung bekommen, aber es war nichts weiter mit diesem Brief, die Schafe haben ihn gefressen.

Die Schafe, so!

Der Wachtmeister versteht einen Spaß, — dann legt also Adam keinen besonderen Wert auf eine übermäßige Korrespondenz? Du bist nicht übel, sagt er. Aber mach dich fertig, verstehst du, es ist ein langer Weg!

Adam versteht nichts. Er hat hier seine Schafe und seine Arbeit an dem Mantel, er will nicht in das Dorf gehen, wozu sollte das gut sein? Schüsse? Adam hat Schüsse gehört, das sagt er ja, es ist alles, was er weiß.

Der Wachtmeister wird ungeduldig, er fängt an, die Sache weitläufig zu erklären, es ist Pflicht, verdammt noch einmal! Gesetz, versteht der Mensch so etwas nicht? Er kommt in Hitze und schreit, — so eine Schweinerei! Zu dir soll man wohl in Handschuhen kommen, was? Der Richter persönlich? Bilde dir nichts ein, brüllt er, in deinem Dreckloch! Vorwärts, steh auf!

Adam steht wirklich auf. Er hat eine ganze Weile zugehört, aber jetzt langweilt ihn dieser aufgeregte Mann, er rollt seine Decke zusammen und geht fort.

Geht, und spürt plötzlich eine Faust auf der Schulter. Adam zuckt zusammen, er knurrt und greift nach dieser Hand, ein kleiner böser Funke glänzt in seinem Blick. Die beiden Männer stehen sich ein paar Atemzüge lang stumm gegenüber. Der Wachtmeister trägt eine Waffe am Gürtel, aber daran denkt er vielleicht gar nicht, was soll er auch hier damit anfangen? Er schaut sich ratlos um, da ist das weite Kar, steinige Öde, und der Wind löscht ihm das Wort auf den Lippen aus.

Nach einer Weile wendet sich Adam ruhig ab und verschwindet im Krummholz.

Jawohl, das ist nicht ehrenvoll für den jungen Wachtmeister, so etwas kann der Richter nicht begreifen. Was heißt das, wer ist dieser Schafhirt ohne Namen, ist er Gott? Aber Gott selbst stand einmal vor dem Richter, das Gesetz ist über allem. Der Wachtmeister erhält den Befehl, Adam zu verhaften und vorzuführen, mit Gewalt, wenn Gewalt nötig ist.

Adam liegt in seiner Höhle, er hat Wurzeln gesammelt und ordnet sie jetzt in Bündeln für seinen Handel. Dieses Mal will der Wachtmeister keine Umstände machen, er muß eine böse Scharte auswetzen, darum erklärt er mit scharfer Stimme, Adam sei verhaftet, und es werde schlimm enden, wenn er nicht augenblicklich gehorche, im Namen des Gesetzes.



Es nimmt auch wirklich kein gutes Ende. Adam antwortet nicht, schließlich muß der Wachtmeister selbst in die Höhle kriechen. Er stößt mit dem Gewehrkolben irgendwohin ins Dunkle und trifft den Mann empfindlich an den Rippen. Das ist sein Unglück. Adam gerät sofort in eine rasende Wut, ohne Zögern geht er seinen Feind an. Der Wachtmeister merkt die Gefahr, er hebt die Arme vor das Gesicht und versucht rücklings aus der Finsternis und Enge zu entkommen. Aber während er sich bückt, erschlägt ihn Adam mit dem Beil.

Bis zum Abend liegt der tote Mann vor der Höhle. Adam zündet ein Feuer an, lange sitzt er da und betrachtet seinen Gegner. Es ist ein kräftiger Mensch mit krausem Haar, sein Mund steht noch offen, aber er schrie nicht einmal, so schnell war er hinüber. Adam breitet seine Decke über dem Toten aus, es wird kalt.

In der Dämmerung trägt er den Leichnam weit durch das Holz. Er ist traurig und redet mit ihm, – gibst nicht nach, du! sagt er. Nein, kannst nicht nachgeben . . .

Tief im Tal sucht er einen guten Platz im Moos unter jungen Bäumen. Er hat kein Werkzeug für ein Grab, darum schiebt er dem Toten seine Decke unter den Kopf, bricht frisches Reisig ab und deckt ihn sorgfältig zu.

Die Hunde streifender Jäger finden den Leichnam. Nun liegt der erschlagene Wachtmeister im Amtshaus auf der Bahre, er schweigt, aber Adams Decke redet für ihn. Und die Dorfleute haben wohl etwas in ihrem Gewissen gutzumachen, schon am folgenden Morgen ist alles, was einen Prügel schleppen kann, unterwegs auf der Jagd nach dem Mörder.

Man entdeckt ihn gegen Mittag zwischen den Felsen. Die Schafe flüchten vor dem schreienden Haufen nach allen Seiten, nur Adam steht ruhig oben und mustert erstaunt seine Verfolger. Es sind Leute darunter, die er gut kennt,

Bauern aus dem Dorf. Er ruft sie auch an, — Jakob! schreit er, aber in diesem Augenblick fällt ein Schuß. Adam hört die Kugel pfeifen, er begreift endlich und setzt sich zur Wehr.

Anfangs wirft er, im Buschwerk auf der Höhe kauend, nur mit Steinen nach den nächsten, allein der Lärm, die Piffe und Rufe entzünden nach und nach sein Blut. Plötzlich brüllt jemand laut auf, wankt und drückt die Faust in die Seite. Das Geschrei verstummt, die Leute fahren auseinander und schützen sich hinter den Felsen. Das ist gefährlich für Adam, er hat nicht viel Pulver zu verschwenden. Etliche von den Kühnsten suchen nach einem anderen Weg und kreisen ihn ein.

Lange wehrt er sich verzweifelt gegen ein paar scharfe Hunde, die ihn zuerst von rückwärts anfallen. Schließlich aber wirft ihm jemand einen Prügel zwischen die Beine, er stürzt und ist verloren.

Zusammengeschnürt schleppt man ihn auf einer Heuschleife ins Tal, ein blutiges Bündel.

Dann kommt Adam in die Gefängnisse der Stadt. In der ersten Zeit steht er viele Stunden lang in seiner Zelle unter dem Fenster, regungslos, Trauer in den Augen. Er sieht den hellen Himmel, Wolken, vom Wind getrieben, ein kleiner Vogel streicht vorbei mit einem hellen Ruf. Adam nimmt seinen Weg wieder auf, immer an den Wänden entlang, immer im Kreise. Nachts geschieht es, daß er plötzlich brüllend gegen die Tür rennt, die Aufseher laufen zusammen und überwältigen ihn, ehe er sich das Hirn an den Stäben zerschmettert. Seine Wunden heilen nicht, der Hunger höhlt ihn aus. Er nimmt nur Wasser zu sich, dann und wann eine Handvoll Reis oder Brot.

Der Untersuchungsrichter ist ratlos vor der furchtbaren Unschuld dieses Menschen. Adam leugnet nichts, — ja, mit

dem Beil, mit dieser Hacke hat er den Wachtmeister erschlagen. Das Gewehr behielt er, später brauchte er es, aber seine Decke ließ er bei dem Toten, das alles ist einfach genug. Und dennoch liegt etwas Verwirrendes in dieser Sache, etwas, das den Richter nachdenklich macht und mildestimmt.

Geschah es also im Zorn, hatte Adam vielleicht einen alten Haß gegen den Wachtmeister? Nein, auch das nicht. Adam schüttelt den Kopf und atmet schwer.

Schweigend hockt er auf seinem Stuhl, ein stumpfes erschöpftes Tier. Zeitlebens haben ihn Wind und Wetter schonungslos mißhandelt, seine Haut ist schwarz wie die Rinde der Bäume, gegerbt von der Sonne und von Narben zerrissen. Ja, in allen Jahren seines Lebens stand er allein mit seinem zähen Mut, er kann diese Jahre selbst nicht zählen. Die Kälte fraß Löcher in sein Fleisch, Blitze streiften ihn, er lag viele Tage lang einsam unter dem erbarungslosen Himmel des Gebirges und wurde doch wieder gesund. Niemand kam ihm zu Hilfe, das versteht Adam. Hier aber verläßt ihn seine Kraft, hier ist er verloren.

Der Richter betrachtet ihn lange, vielleicht müßte er jetzt die Tür weit aufmachen, irgend etwas Besonderes, Verständiges tun. Aber er wirft nur seine Feder weg, — da liegt nun eine Feder neben einem Beil auf dem Richtertisch. Und dann schickt er Adam wieder in die Zelle zurück.

Adam wird den Ärzten übergeben, allein die Wissenschaft kann nicht viel zur Klärung beitragen. Adam ist ein gewöhnlicher Mensch, ein wenig schwerfällig, kein großes Licht natürlich, aber durchaus bei Verstand, was die Verantwortlichkeit betrifft. Indessen greifen auch die Zeitungen den Fall auf, für eine Weile wird der namenlose Schafhirt zum bekanntesten Mann in der großen Stadt, die Meinungen prallen hart aufeinander. Der Staat, sagen die einen,

die Kultur! Wankt nicht alles, wenn das Recht wankt? Hütet euch, warnen sie, die Anarchie ist auf dem Marsch! Das sind die grauen Bärte, Finsterlinge in den Augen der anderen. Sie, die Jungen, sind weniger ängstlich, sie fallen zwar nicht geradezu mit Beilen über ihre Gegner her, aber die Worte sind scharf genug. Zugegeben, zugegeben, Mord ist nicht erlaubt, außer in großem Stil. Allein, ist Adam etwa ein gewöhnlicher Räuber? Zum Teufel übrigens mit diesem Adam, darum geht es hier nicht. Es geht um die Freiheit, behaupten die Jungen, dafür stehen und fallen sie. Jawohl, für die Freiheit, gegen die Gewalt, das meint auch der Verteidiger am Tage der Verhandlung. Er blättert erregt in seinen Papieren, während der Staatsanwalt spricht, es ist eine großartige Gelegenheit, der entscheidende Augenblick seines Lebens, das sagt ihm ein einziger Blick in den Saal. Und er will das Unerhörteste an Schlagkraft und Scharfsinn in seiner Rede aufbieten. Adam sitzt vor ihm zwischen den Wachsoldaten, zusammengekrümmt unter der Last seines wortlosen Kummers, still und scheu, er macht das vortrefflich. Nur die Handschellen bezeugen, daß man es mit einem Menschen von außergewöhnlicher Gefährlichkeit zu tun hat. Zeitweilig macht sich der Verteidiger Notizen auf einem Blatt Papier, es sind vielleicht nur Strichelchen, sinnlose Worte, die er da aufschreibt, aber beobachtet nur, wie er sich vorbeugt und die Hand an das Ohr legt! Wie er mühsam ein Lächeln unterdrückt, – was sagte der verehrte Herr Kollege soeben? Hüten Sie sich vor Phrasen, sagte er, hier gilt nur das Gesetz, nichts anderes. Es habe auch in dieser Sache nicht an Versuchen gefehlt, das Wasser der Gerechtigkeit zu trüben. Aber der Fall liege klar genug, man müsse alle überspannten Ideen, alle Regungen des Mitleides unterdrücken zugunsten der Gesamtheit, die in ihren Ansprüchen hoch über dem Schicksal des einzelnen stehe. Besser – um mit dem Dichter zu

reden —, besser Ungerechtigkeit als Unordnung. Blut sei vergossen worden, und, bei aller Achtung vor der Kunst des Herrn Verteidigers, es werde ihm schwer fallen, dieses Blut von den Händen des Mörders zu waschen.

Nein, es fällt ihm nicht schwer. Der Verteidiger richtet sein Wort an alle, er tut es mit Würde und klarem Ernst, auf eine wirklich erschütternde Weise. Klebt tatsächlich Blut an den Händen Adams, fragt er zum Schluß, sind das die Hände eines kalten Mörders? Nein, dieser namenlose Schafhirt ist irgendein Mensch, jeder im Saal könnte an seiner Stelle sitzen, ganz wörtlich verstanden. Das Gesetz fordert seinen Kopf, und warum? Es ist lächerlich: weil seine Schafe einen Brief gefressen haben, den er nicht lesen konnte oder wollte. Er ist in die Räder geraten, das Opfer einer Maschine, deren Knechte wir alle sind und die uns erbarungslos mit Vernichtung bedroht, wenn wir nicht irgendwann einmal den Nacken beugen. Gehen Sie, meine Damen und Herren, nur über den Rasenplatz in einem Park, Sie werden auf dem Schafott enden, wenn Sie nicht rechtzeitig Ihre Freiheit verleugnen. Wir sind daran gewöhnt, sagt der Verteidiger, aber Adam wußte nicht, daß Sklaven über ihn urteilen werden. Ich verteidige hier niemand, erklärt er mit lauter Stimme, ich klage an! Das Gesetz, das der Staatsanwalt über das Schicksal des einzelnen stellt, dieses Gesetz hat den Angeklagten zum Mörder gemacht. Nun mag es ihn richten . . .

Die Geschworenen sprechen Adam frei. Aber sein Schicksal erfüllt sich dennoch. Die Qualen so vieler Wochen haben sein Gehirn völlig verwirrt, das Geschrei der Leute im Saal macht ihn scheu, vielleicht begreift er auch gar nicht, was ihm der Vorsitzende erklärt. Ein Wachsoldat nimmt ihm die Handschellen ab, im gleichen Augenblick greift ihn Adam blitzschnell an. Der Irrsinn seiner Angst gibt ihm ungeheure Kräfte, es entsteht ein wildes Hand-

gemenge, Lärm und Verwirrung. Er hat schon einige seiner  
Gegner gefährlich verletzt, ehe ihn ein Soldat, vielleicht  
aus Versehen, mit dem Säbel ersticht.

---

## RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER / DIE DRITTE SATIRE DES HORAZ

's ist mit den Sängern ein Kreuz! – Der eine genau wie  
der andre –  
Tut, wenn ein Freund unter Freunden ihn angeht, nimmer  
den Mund auf;  
Aber zur Unzeit finden sie dann kein Ende. – Der Sarde  
War, der Tigellius so, August' – und er konnt ihn doch  
zwingen –,  
Mocht bei der eigenen Freundschaft ihn, beim Haupte des  
Ahnherrn  
Anflehn, alles umsonst. Doch stach ihn der Kitzel, begann er,  
Kaum daß man saß, bald hoch, bald tief, bald donnernd,  
bald leise,  
„Evoe Bacche!“ und hörte nicht auf, bis die Tafel geräumt  
war.  
Niemals war der Mensch im Lot. Bald lief er, als folg ihm  
Stracks auf den Fersen der Mord, bald jungferlich trippelnd,  
als trüg er  
Junos Opfergerät. Bald oben hinaus: Tetrarchen,  
Könige, unter dem tat er dirs nicht. Dann: „Ach, nur ein  
dürftig  
Tischlein, ein Müschelchen Salz und gegen den Winter  
ein Mantel,  
Ob er auch schmutzig und alt!“ – Und halfst du dann die-  
sem bescheidenen,  
Diesem enthaltsamen Mann mit tausend Sesterzen, so  
gähnte

Schon fünf Tage danach sein Beutel. Er trieb es die Nacht  
 durch  
 Bis an den Morgen und schnarchte bei Tag. Sich selber so  
 ungleich  
 Wüßt ich nicht einen. — Da fragt mich schon wer: „Freund,  
 bist du denn selber  
 Fehllos?“ Sicherlich nicht, nur anders; schlimmer womög-  
 lich.  
 So, da der Mävius eben den Novius hinter dem Rücken  
 Übel zerzaust, sprach einer: „Auch du? Bist blind?  
 Oder schienst gern  
 Besser, als jeder dich kennt?“ — „Mit mir selber bin ich so  
 streng nicht.“ —  
 Torheit sprichts, unsittliche Selbstsucht, würdig des  
 Makels.  
 Wenn du dem eigenen Fehl blödsichtig blinzelnd vorbeischaust,  
 Sag, was eräugst du dann so scharf mit den Blicken des  
 Adlers  
 Oder der Schlange den Fehl der Gefreundeten? Also geschieht dir  
 Wiederum recht, wenn jene den Pelz dir weidlich zerpfücken.  
 Der dort neigt ein wenig zum Zorn, er ist für die feinen  
 Nasen der Herren zu grob, er reizt zum Lachen; denn  
 bäuerlich  
 Schor er das Haupt, auch läßt er den Rock nachschleifen,  
 und schlottricht  
 Schleppt an der Ferse der Schuh. Doch ist er ein Mann,  
 wie du keinen  
 Besseren findest, doch ist er dein Freund, doch birgt er in  
 rauher  
 Schale gewaltige Kräfte des Geists. — Geh, siebe dich selber,  
 Ob nicht Natur in dich von Anfang Keime des Lasters

Säete, oder Gewohnheit, die leidige, tat es; denn wahrlich,  
Wo du den Acker nicht reutest und umgräbst, trägt er dir  
Dornen.

Schaun wir zuvor den Liebenden an. — Er scheint für die  
Fehler

Seiner Erkorenen blind, ja findet noch selbst an den Fehlern  
Sein Ergötzen, wie jener Balbin am Polypen der Hagna.

Wahrlich, ich wollt, wir erkören im Dienst der Freund-  
schaft den gleichen  
Frommen Betrug, und ihn krönte mit ehrlichem Namen  
die Tugend.

Denn wie der Vater die Fehler des Sohns beschönigt, so  
sollten

Wir mit den Freunden im ähnlichen Fall das Ähnliche  
tun. — Der

Sagt von dem schielenden Knaben: „Er blinzelt.“ „Mein  
Hähnchen, mein Lämmlein“

Tauft er den Zwerg, mißschaffen wie Sisyphus eh, der Al-  
raune.

„Obein“ nennt er den Jungen, dem völlig verquer die Ge-  
lenke

Stehn; ja, wär er gelähmt, so begütigt er: „Schwach auf  
den Füßen.“

Nun, und da drüben dein Freund lebt allzu kärglich? Ent-  
haltsam

Mög er dir heißen. Der andre dort? Ein Schwätzer und  
Prahlhans?

Gern unter Freunden erschien er als Mann von Welt. Und  
der dritte

Jach zum Streit? Da halt ihm zugut ein feurig Geblüt. — So  
Mein ich, erwerben wir Freunde, so halten wir Freunde  
beisammen.

Aber wir machen die Tugend zur Bosheit, trüben mit  
Schlamm das



Klarste Gefäß. Lebt einer mit uns und hat ein gefügig  
 Wesen, so heißt er mit eins ein Augendiener. Den langsam  
 Denkenden schelten wir „schwer von Begriff“; ein andrer  
 bemüht sich  
 Fallen und Schlingen zu meiden und keinerlei Blöße zu  
 zeigen,  
 Wird doch hier jeder ins Treiben verstrickt, darinnen die  
 bare,  
 Grimmige Mißgunst grünet und Untat jeglicher Art. — Da  
 Heißt es uns denn vorsichtig und klug? Nein, falsch und  
 verschlagen,  
 Mag auch wohl einer zu harmlos sein, zu plump wie ich  
 selber  
 Dir, o Mäzen, mich oftmals wies und mitten im Lesen,  
 Mitten im Sinnen mit leerem Geschwätz den Schweigenden  
 anfuhr.  
 „Klar wie der Tag! Der Kerl ist ganz von Sinnen.“ — O wehe,  
 Schmieden wir nicht den Pfeil, der bald auf uns selber zu-  
 rückschnellt?  
 Denn wer käm vollkommen zur Welt? Der Beste bedünkt  
 noch,  
 Wer an dem wenigsten leidet. Der Freund aber wäge, wie  
 billig,  
 Gegen mein Schlechtes das Gute. Und wenn das Schlech-  
 tere dann — Gott  
 Gebt! — was weniger wiegt, so nehm er vorlieb, wenn er  
 selber  
 Liebe begehrt. Ich wäg ihn alsdann auf der nämlichen  
 Waagschal.  
 Soll dein eigener Pickel den Freund nicht widern, so mußst du  
 Ihm seine Warze verzeihn. Das darf er verlangen; denn  
 billig  
 Läßt Entschuldigung gelten der Mann, der sie selber be-  
 nötigt.

Schließlich, da keiner das Laster des Zorns und der anderen  
 Torheit  
 Erbe mit Stumpf und Stiel zu roden vermöchte, warum  
 denn  
 Lassen wir nicht der Vernunft ihr Maß und Gewicht, auf  
 daß sie  
 Nach dem Grade des Fehls den Grad der Rüge bestimme?  
 Wenn ein Meister den Knecht, der — abzuräumen bestellt —  
 die  
 Übrige Hälfte des Fisches und die laulichte Brühe geschlürft  
 hat,  
 Stracks an das Kreuz schläg, sag, wer dünkt von beiden der  
 ärgre  
 Wüterich oder Verbrecher? — Ein Freund läßt's irgendwo  
 fehlen;  
 Du aber, willst du's ihm nimmer verzeihn, verbitterst dein  
 Leben,  
 Mußt ihn verabscheun, mußt, wie den Wucherer Rufe der  
 Schuldner,  
 Fliehn, der — es sei denn, er klaube, sobald der triste Ver-  
 fallstag  
 Naht, von rechts oder links den Zins beisammen —, die eigne  
 Gurgel, Gefangenen gleich, ans Messer liefert und lauscht  
 den  
 Faden Geschichten. — Dieweil er im Rausch das Lager ge-  
 näßt, den  
 Teller vom Tisch gestoßen, den schon der König Evander  
 Ehmal's gebraucht, oder lüsternen Gaums die Hühnerpastete  
 Mir vor der Nase gestohlen, die mein war, wäre der Freund  
 mir  
 Minder genehm und wert? Wer dann, wenn er wirklich  
 zum Dieb ward  
 Oder sein Wort brach oder die Bürgschaft schnöde ver-  
 leugnet?





Sauber gepflegt, gehst heim, ein König, ohne Gefolgschaft  
Außer dem blöden Crispin. Mir werden freundliche Freunde  
Gerne verzeihn, was ich Dummes verbrach; und ich trag  
ihren eignen  
Fehl mit Geduld und will bei Gott ohn Ämter und Würden  
Seliger leben und sterben als du, hochmögender König.

---

## OTTO FREIHERR VON TAUBE / DER GEISTER- BLICK

SEIT Wochen herrschte der Winter unbestritten; strammer Frost hatte die Gewässer vereist, über ganz Schweden war dichter Schnee niedergegangen – weich, weiß, regelmäßig tagelang durch die graue Stille flockend. Seit nun sein Geriesel aufgehört hatte, kannte während des kurzen Tages im Sonnenscheine das gesamte Reich nur drei Farben: unten das einheitliche blendende Weiß der Fläche und das Schwarz des Waldes, soweit die Tannen nicht gleichfalls in weite weiße Mäntel gehüllt dastanden, darüber aber das tiefe und reine Blau des Himmels. Brach jedoch – schon am frühen Nachmittage – die langanhaltende Nacht ein, so leuchtete es sacht über der weißen Erde vom Schnee wie aus eigener Kraft; ferner als sonst erschienen jenseits des Dunkels die Sterne; ihr Glitzern war wild, oft so wild, daß sie trotz ihrer Erdferne die Menschenkinder nicht die erhabenen, gleichgültigen Zuschauer ihrer Geschicke deuchten, sondern aus dem Unendlichen durch die Leere niederwirkende feindselige Mächte. So zwitzerten sie herab, doch auch gegeneinander, als ob sie da droben sich gegenseitig bestritten, heftig, bis unversehens aus der Richtung des Poles ein düster blutrotes Licht die Welt überwölbte, sich zwischen das böse Funkeln der Höhe und das mattleuchtende Weiß des Grundes legte, das nun rosenfarb dämmerte.

Doch, wie gekommen, so plötzlich war auf einmal die fremdartige Erscheinung verloschen.

Im Sumpfgebiete des Kronoberg-Lehens hatte auf den Herrenhöfen das Winterleben angefangen, das, anders als in anderen Gegenden auf dem Lande, im Verhältnis zum Sommerleben das geselligere war. Denn zu jener Zeit, vor etwa fünf Jahrzehnten, da die dortigen Moore als solche noch wirklich bestanden, pflegten sie während der warmen Monate den Nachbarverkehr völlig zu unterbrechen. Wenn z. B. die Sabelskjöld, die im breiten hölzernen Gutsgebäude von Björkborn hausten, die Gräfin Tre Rosor auf Schloß Gamla Stenstorp besuchen wollten, das, nach heutigen Maßen gerechnet, nur zehn Kilometer von ihnen ablag, mußten sie, um nicht auf Umwegen volle sieben Stunden lang Pferde anzustrengen, den Winter abwarten. Dann waren die Sümpfe gefroren, waren aus dem Stegreif zahlreiche über das Eis weg führende Winterwege unter den hin und her gleitenden Schlittenkufen entstanden. Nicht nur die beiden vorgenannten – sämtliche Herrenhäuser der Gegend waren auf einmal einander nahegerückt; eine breite Gastlichkeit hub an. Unangemeldet fuhr Nachbar beim Nachbarn vor; Ansage hätte ja, da der Reichsfernsprecher damals noch etwas Unbekanntes war, der Abfertigung eines Boten bedurft, einer Umständlichkeit, die man auf Gütern gern vermeidet, und ein Brief mit der Staatspost bewegte sich auf den herkömmlichen Staats- und Sommerstraßen so langsam, daß er dem beabsichtigten Besuche nachgehinkt wäre. So war man denn allenthalben unerwarteter Heim-suchung aus der Nachbarschaft gewärtig. Warum auch nicht? Küche und Keller waren in jedem Hause gut versehen; Fleisch und Fisch hielten sich im Winter bestens, für Dörrgemüse, Backobst und Eingemachtes war im Sommer reichlich vorgesorgt worden; genügte zur Speisung all der vorfahrenden Gäste das Vorrätige nicht – war der von

der jüngsten Treibjagd herrührende Elchschinken bereits ausgegangen —, mußte rasch ein Schwein oder ein Schaf daran glauben. Küchenkunst wußte aus den alltäglichsten Dingen Leckerstes zu bereiten, Hunger, auf schellenklingender Schlittenfahrt angereizt von der frischen Luft, war ein noch besserer Koch.

Im Kirchspiel und in der ganzen Umgegend galt Schloß Gammla Stenstorp für verhältnismäßig still, obwohl es auch dort niemals an Gästen fehlte. Der weitläufige, hochgiebelige Quaderbau, an Stelle einer altschwedischen Holzburg errichtet, als zur Zeit des Westfälischen Friedens der schwedische Adel reich geworden und für seine Verdienste mit Herrschaften aus Königsgut und mit Titeln begabt worden war, galt für düster; woran das lag, konnte freilich niemand erklären. Das Innere war prunkvoll und hatte viele Feste gesehen, namentlich, solange die Tre Rosor beinahe das ganze Lehen als ihre Grafschaft beherrschten. Wahrscheinlich hätte man dieses Haus auch nur für stattlich und feierlich ausgegeben, wenn Jugend in ihm vorhanden gewesen wäre. Aber die Gräfin war nach kurzer glücklicher Ehe kinderlos nachgeblieben. Sie stellte ihre gesamte Mütterlichkeit in den Dienst des Wohltuns; und da sie zu der Frauenart gehörte, von der man zu sagen pflegt, sie stünde mit beiden Füßen fest auf der Erde, sorgte sie beispielsweise für ihre Hintersassen, für die Bedürftigen des gesamten Kirchspiels, für arme Verwandte. Zwei vermögenslose älterliche Muhmen hatte sie ganz im Hause aufgenommen, wo sie freilich nicht müßig sitzen durften; die Schloßfrau verlangte, daß jeder sich rege, und hatte die beiden Fräulein zu ihren Helferinnen ausgebildet. Doch nicht nur von Mitbewohnern dieser Art war Schloß Gammla Stenstorp bevölkert: verheiratete Jugendfreundinnen und Basen pflegten dort häufig und lange mit Mann und Kind Gastfreundschaft zu genießen; Nachbarn kehrten dort ein. Dennoch schien,

trotz manchen heiteren Zeitspannen, die Heiterkeit in Gammla Stenstorp nicht bodenständig; sie mußte erst hineingetragen werden, und Gräfin Ebba schmachtete nach ihr. So mochte sie auch die Wärme und Liebe, die sie sonst eignen Töchtern gewidmet hätte, auf dies oder jenes Fräulein der Nachbarschaft übertragen; die jungen Wesen indessen, unbewußt den Liebesschatz, der für sie dort offenstand, begreifend, fühlten sich fast immer zur ihr gezogen. „Tante Ebba“, die beginnende Vierzigerin, hatte daher stets Jungemädchenfreundschaften; das galt besonders von ihrem Umgang mit den Fräulein auf Björkborn, den Töchtern des Generalmajors außer Diensten Sabelskjöld, welche mutterlos waren.

Von diesen hatten inzwischen zwei sich verheiratet und weilten fern vom Vaterhause. Dafür war gerade die jüngste, Märta, aus einer Stockholmer Erziehungsanstalt heimgekehrt; sie hatte zwei ihrer hauptstädtischen Freundinnen zu längerem Aufenthalte auf das Gut mitgebracht, Elisa Hjörthufwud und die kecke Gunilla Wedderhorn. Das Kleeblatt junger Edelfräulein war seit etwa acht Tagen vierblättrig geworden durch die Ankunft der Preußin v. Quitzow, einer entfernten Verwandten des Hauses, die die Eltern auf Einladung der schwedischen Vetternschaft hinübergeschickt hatten.

Als nach einer Reihe strahlender, durch Eislauf und andere Wintervergnügung wohlausgenutzter Tage wieder der köstliche Morgen durch die Eisblumen an den Scheiben des gut durchwärmten Björkborner Eßzimmers leuchtete und am reichlich gedeckten Frühstückstische die Freundinnen ratschlagten, was man bei dem herrlichen Wetter unternehmen solle, waren alle vier – wie noch in jeder voraufgegangenen Frühe – für eine Schlittenfahrt. War es doch so freudvoll, gehörig in Pelze verpackt, über die von Kristallsplittern funkelnde Fläche wegzugleiten – hingezogen von flinken Pferden, unter deren Hufen der Schnee einem ins



Gesicht flog, den wässerigen Eisgeschmack des Frostes auf den Lippen und den warmen, lebendigen Duft des haferernährten Tieres einatmend, das selbst, im Trabe ausgreifend, die einfache Winterlust zu genießen schien.

„Jetzt kennst du bereits“, wandte sich die Tochter des Hauses zur deutschen Verwandten „das schwedische Landleben von zwei Gütern her. Ich zeigte dir gern noch ein drittes Haus, ein wirkliches Schloß, deren es bei uns ja nur wenige gibt. Fahren wir zur Gräfin Tre Rosor nach Gammla Stenstorp. Dann siehst du erst einen ganz vornehmen Herrensitz.“

Man war einverstanden. „Nicht wahr?“ fragte die junge Ausländerin, die sich in der fremden schwedischen Welt zurechtzufinden suchte, ihre Base: „Nicht wahr, die Tre Rosor gehören doch zu dem . . . wie nennt ihr es doch? . . . dem Königsadel?“ Märta Sabelskjöld antwortete: „Gewiß; sie gehören zu den Häuptlingsgeschlechtern, aus denen wir ehemals unsere Könige wählten, und ebensogut wie die Wasa hätten auch die Tre Rosor Könige werden können. Doch diese Häuptlingsgeschlechter sind heute zum größten Teile ausgestorben; auch der Mann der Gräfin Ebba auf Gammla Stenstorp war der letzte seines Stammes.“

— „Nein,“ unterbrach Gunilla Wedderhorn die Freundin: „Es lebt ja noch Gräfin Ebbas Schwiegervater, der alte Sten Tre Rosor, und lebt, wie ich von meinem Großvater weiß, gleichfalls auf Gammla Stenstorp.“ — „Freilich,“ meinte Märta, „doch Graf Sten zählt so gut wie nicht mehr unter die Lebenden. Man sieht ihn nie. — Er ist ein sehr ehrwürdiger und unglücklicher Mann“, fügte sie mit Betonung hinzu, als sie dem Ausdruck der Deutschen ablas, sie möge auf das Vorhergesagte hin den alten Grafen für jemand halten, der sich etwas habe zuschulden kommen lassen und sich damit unmöglich gemacht habe. „Ein sehr unglücklicher Mann,“ wiederholte sie, „du weißt, Gunilla, das Schicksal der Tre Rosor . . .“

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, indem man zu beraten anhub, ob man zu zweit in je zwei kleinen einspännigen oder zu viert in einem großen zweispännigen Schlitten fahren sollte, ob die jungen Mädchen sich selbst kutschierten oder lieber einen Stallburschen mitnahmen. Der General bestimmte: „Ich weiß schon, wenn ihr einmal in Gamla Stenstorp seid, bleibt ihr auch zum Abendbrot dort. Zur Heimkehr ist es dann zwar nicht finsterer als nachmittags. Aber ihr seid dann müder, und so ist es mit dem Kutschieren nichts. Nehmt den Peter oder den Assaph mit.“

Da den Mädchen damit die Freude des Selbstkutschierens beschnitten wurde, die bei zwei kleinen Schlitten ihnen noch ausgiebiger zugefallen wäre, entschlossen sie sich für die Freude gegenseitiger Gesellschaft und für den großen Viersitzer. Rotbackig und mit leuchtenden Augen, fröhlich und scherzend genossen sie die Fahrt. „Wofür hältst du dieses Gelände?“ neckte Gunilla Wedderhorn Gustchen Quitzow, als sie über eine völlig glatte weiße Strecke hinwegstoben. „Für ein Rüben- oder Getreidefeld“, antwortete die Preußin nach norddeutschen Begriffen. Die anderen lachten auf. „Das sind unsere berüchtigten Sümpfe, da kommt man darüber wie der Reiter in eurer Ballade vom Bodensee“, belehrten sie.

Sie schilderten der neuen Freundin das Fürchterliche dieses sommerlichen Verkehrshindernisses und erzählten von einigen Unglücksfällen, die sich vor grauen Zeiten ereignet hätten. „Jetzt aber ist das Moor ganz gebändigt vom Frost“, schloß Märta. „Ich finde es gar nicht so kalt“, meinte im Anschluß daran die Fremde. „Das kommt daher,“ sagte Elisa Hjörthufwud, „daß die Kälte in unseren Breiten stets mit Windstille verbunden ist. Übrigens magst du recht haben,“ fuhr sie fort, „es ist wirklich wärmer geworden.“ Sie sahen sich um. „Der Himmelsrand“, bemerkte Märta, „ist in der Tat etwas milchig.“

„Hör mal,“ unterbrach Gunilla, „bekommt man den Grafen Sten wirklich nie zu Gesicht? Ich lernte ihn so gern kennen. Ich habe so viel von ihm gehört. Mein Großvater und er sind als Knaben befreundet gewesen — oh, damals war er gar nicht menschenscheu, eher alles andere! — Sie waren zusammen Pagen bei Königin Desideria, der Frau Karl Johann Bernadottes. Und danach sind sie noch viel zusammen gewesen, bis er sich hierher zurückzog. Wenn ich nun sagte, ich hätte dem Alten Grüße von meinem Großvater zu bringen, glaubst du, Märta, er käme dann zu uns heraus? Ich habe noch nie einen Mann mit dem zweiten Gesicht gesehen.“ — „Mit dem zweiten Gesicht!“ rief die Deutsche verwundert aus: „Ich dachte, das wäre nur ein Ammenmärchen, das gäbe es gar nicht!“ — „Doch, das gibt es,“ erwiderte Märta, „und bei den Tre Rosor ist das erblich; die einen von ihnen neigen mehr dazu, die anderen minder; Gräfin Ebbas Mann hatte es gar nicht. Beim Grafen Sten ist nun das Fürchterliche, das ihn so unglücklich macht, daß er den Menschen ansieht, wann sie sterben müssen. Je näher jemand dem Tode ist, desto undeutlicher erscheint er ihm, und solche, denen der Tod dicht bevorsteht, kann er überhaupt nicht mehr wahrnehmen. Auf diese Weise hat er nun so viel Tod und Trauer sich bereiten sehen, ist er auch zur Überzeugung gekommen, er habe die eigene Erschütterung sich anmerken lassen und damit anderen Menschen Schrecken und Schmerz verursacht, daß er, um nicht mitzuleiden und Leid zu verbreiten, Umgang gänzlich meidet außer dem mit seinen Allernächsten. Wenn seine Schwiegertochter mit den zwei Muhmen allein zu Hause ist, nimmt er an ihren Mahlzeiten teil und an ihrem übrigen Leben. Er soll ganz reizend sein, und sie lieben ihn alle sehr. Doch vor Fremden zeigt er sich nicht.“

„Erzähl doch die Geschichte mit dem Schmiede, sie ist so schön gruselig“, bat Gunilla. „Nun,“ begann Märta, „das

war zur Zeit, als Graf Sten noch jünger war und glaubte, seine Gabe sei ihm zum Heile der Menschen verliehen; Gott habe ihn dazu bestellt, sie auf das Ende vorzubereiten. Eines Tages begegnet er seinem Dorfschmiede. Er sieht ihn ernst an und fragt: „Lars, hast du schon dein Testament gemacht?“ Und der Lars erschrickt, geht heim, legt sich hin und stirbt. Einige sagen, er hätte gar nicht sterben müssen, nur die unheimliche Frage des Grafen habe ihn umgebracht. Jedenfalls hat auf diesen Fall hin unser damaliger Pfarrer begonnen, dem Grafen das Warnen auszureden. Seitdem aber hat der Graf sich auch immer mehr zurückgezogen.“

„Ist es wahr,“ fragte Elisa, „daß die Gräfin, obwohl der Alte den Tod seines Sohnes, ihres Mannes, vorausgesagt habe, an die Gabe des Schwiegervaters nicht glaubt?“ — „Graf Niels war lungenkrank, so war es kein Kunststück, seinen Tod vor auszusehen und vor auszusagen,“ gab Märta Bescheid: „Man kann auch nicht wissen, ob Gräfin Ebba an die Gabe des Alten nicht glaubt oder nur an sie nicht glauben will. Sie ist ihm zugetan, sie fürchtet, er werde in der Einsamkeit, der er sich ergeben, schwermütig, ja sagen wirs gerade heraus, verrückt werden. Sie strengt sich an, ihn unter Menschen zu bringen. Deshalb stellt sie auch seine Gabe vor aller Welt in Abrede und sucht ihm auch, was sie vor mir schon mehr als einmal einen Unsinn nannte, auszureden.“

„Dann könnte Gräfin Ebba,“ meinte Gunilla, die neugierige Hauptstädterin, „wenn ich sie bäte und mich auf Grübe meines Großvaters an seinen Jugendfreund beriefe, möglicherweise versuchen, den alten Herrn zu uns herauszulocken?“ — „Wahrscheinlich,“ antwortete Märta, „doch bäte ich an deiner Stelle lieber nicht darum.“ — „Warum?“ lachte Gunilla, „das wäre doch so unheimlich!“ Versonnen antwortete Märta: „Wer weiß...“

„Angsthase!“ rief Gunilla: „Wenn irgend jemand, so sind wir vier Mädchen gesunde kräftige Wesen, dem Tode

weit. Lauter Jugend fährt hier! Jung ist sogar unser Kutscher!“ — „Ich täte es lieber nicht“, beharrte Märta. Gunnilla hatte jedoch bereits andere Gedanken im Kopfe. „Hörte ich nicht,“ sprang sie ab, „der Peter, der Kutscher, habe in vierzehn Tagen Hochzeit?“ Und nun freuten sich alle vier Fräulein, die Kutscherköste mitzumachen. Märta beschrieb ihrer Base schwedische Hochzeitsbräuche, erzählte von Trachten und Brautkronen. Und der schmucke Bursch, vorübergehend in das Gespräch der Herrschaft mitbezogen, teilte seine Freude den Fräulein und sie die ihrige ihm in die Herzen mit.

So war man in bester Laune unversehens, durch den geradanstrebenden kahlen Baumgang, im offenen Ehrenhofe angelangt und hielt vor dem Portale, darüber vom Schilde die drei Rosen, nach denen das alte Häuptlingsgeschlecht sich benannt hatte, niederschauten. Die Gräfin, groß und noch schön, mit entschiedenen Gesichtszügen und Bewegungen, die ihre herzhafteste, tätige, Gegrübel und Träumereien abholde Art verrieten, empfing ihre junge Freundin Märta mit Umarmung und hieß die übrigen in ihrer geraden, erfrischenden Art willkommen. Sie trafen das Schloß voller Gäste; mehrere befreundete Familien waren mit ihren Kindern zu vorübergehendem Aufenthalt eingetroffen. Die junge Deutsche wunderte sich, wie man dieses belebte Haus düster finden könne; die bereits tief stehende Sonne schien so golden durch die großen Fenster der Saalfucht herein und spielte mit den schaukelnden Prismen und Zäpfchen der venezianischen Kronleuchter, so daß von den darin gebrochenen Strahlen Hunderte von regenbogigen Flecken an den gegenüberliegenden Wänden tanzten. Als das große Licht aber untergegangen war und hinter den entlaubten Birken des Schloßhügels ein breiter, immer finsterer werdender roter Streifen herüberglühte, als es draußen zu dämmern und drinnen zu schatten begann, als leise huschende

Diener die Fensterläden sperrten und die Lampen brachten, als nun undurchdringlich schummerige Ecken in den weiten Räumen entstanden und bisher kaum beachtete Ahnenbilder von seltsamer Gegenwart wurden, da ward es dem jungen Wesen merkwürdig fremd und wehe ums Herz. Just wurde man von einem der betreten Bedienten — in Kniehosen mit weißen Strümpfen und weißen Handschuhen — zum Mittagessen gebeten, das nach schwedischer Sitte um drei Uhr stattfand; am Imbißtische, an dem man dortzulande sich stehend auf die Hauptmahlzeit vorbereitet, fand Gustchen Quitzow sich neben der Base wieder, von der sie durch andere Gäste zuvor getrennt worden war; sie gestand Märta, wie ihr zumute war. Märta antwortete: „Das ist hier in Gammla Stenstorp immer so: in allen anderen Häusern ist der Augenblick, wo man die Lampen zündet und zum Mittagessen geht, der allerbehaaglichste. Hier ergreift einen immer Schmerz. Bei Tische geht das dann vorüber, und hernach ist einem ganz wohl.“ — „Ich wünschte nicht dem alten Grafen zu begegnen“, meinte die Deutsche, „ich auch nicht“, die Verwandte.

Ganz anders arbeitete die Neugier in der Stockholmerin. Beim Essen, wo man um den langen Tisch über zwanzig an Zahl gesessen hatte einschließlich der größeren Kinder — während die kleineren von Erzieherinnen an einem Sondertische geätzt wurden —, war, wie Märta Sabelskjöld vorausgesagt hatte, eine grundgemütliche Stimmung aufgekomen. Als man danach am schweren karyatidengetragenen Kamine den Kaffee zu sich nahm und zwanglose Gruppen sich gebildet hatten, rückte Gunilla nahe zur Hausfrau heran, begann von ihrem Großvater zu erzählen, von dessen Jugendfreundschaft mit dem alten Grafen, und bereitete so ihren Anschlag vor. Was sie sagte, war Wasser auf die Mühle der Gräfin. Rasch warf diese einige Zeilen auf ein Blatt, klingelte einem Diener und hieß ihn den

Zettel nach dem Flügel, den Graf Sten bewohnte, hinüberbringen. Der Diener kehrte wieder und meldete der Hausfrau leise, so daß nur sie es hören konnte, der Herr Graf dankten für die Aufforderung, an der Gesellschaft teilzunehmen, sähen sich jedoch dazu leider außerstande.

„Das ist betrüblich!“ rief Gunilla aus, als die Gräfin ihr das Ergebnis ihres Versuches mitteilte: „Und ich hätte Großvatern solche Freude bereitet, wenn ich ihm von seinem alten Freunde erzählt hätte. Ich gehe zu Graf Sten hinauf.“ – „Tun Sie das lieber nicht,“ hemmte die Hausfrau das junge Mädchen, „ich will lieber selbst ihn bitten gehen. Mir liegt so sehr daran, daß er sich wieder unter Menschen begeben. Er macht sich mit Grillen sein Leben schwer. Und warum? Wegen einiger zufälliger Begebenheiten und aus einem gewissen Aberglauben, der einem gebildeten Manne von Welt, wie ihm, so gar nicht ansteht. Ich, die ich tagtäglich mit ihm zusammen bin, ich weiß, daß es sich hier wirklich nur um Einbildung handelt. Und habe ich ihn einmal unter Menschen gebracht, ist er wieder einmal vergnügt unter ihnen gewesen, wie er das, als mein seliger Gatte noch lebte, war, dann, hoffe ich, haben wir ihn aus dem Zauber erlöst. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, daß Sie hier sind. Ich wüßte keinen besseren Vorwand, ihn herauszubewegen, als Ihre Anwesenheit. Halten Sie mir den Daumen bei meinem Gange und wünschen Sie mir die nötige Beredsamkeit.“

Die Gräfin stand auf und verschwand im Dunkel der Zimmerflucht. Nach einer Viertelstunde sah man sie wieder im Saale. Sie trat, die Gästeschar durcheilend, sieghaften Ausdrucks auf Gunilla zu, nahm sie beiseite und drückte ihr die Hand. „Haben Sie Dank!“ sagte sie, „der Bann ist gebrochen. Er kommt. Er kommt Ihretwegen. Zwar weigerte er sich, zum Abendbrot zu erscheinen, als er hörte, es wären noch andere Gäste im Hause. Doch will er sich

hernach zu uns gesellen. Sagen Sie den anderen noch nichts davon, bitte. Es gibt so . . . wunderliche Leute, die könnten bei der Aussicht, ihn zu sehen, die Unbefangenheit verlieren und auch die übrigen mit ihren dummen Gedanken anstecken. Nicht wahr? Sie begreifen es: es ist besser, er ist auf einmal da und ist gar nicht so schrecklich, wie man sich einbildet; dann geht alles glatt und gut. — Ihr bleibt doch zu Abend?“ wandte sie sich zur Nachbarstochter, die die Frage, wie bei ihr zu Hause vorausgesetzt wurde, bejahte.

Indessen waren die Kinder zu ihren Spielen verschwunden. Am späten Abendbrot sollten sie nicht teilnehmen, sondern, um früher zu Bett zu können, für sich essen. Sie kamen noch einmal in den Saal, um gute Nacht zu sagen. Rasch zählte, als zum Essen gerufen wurde, die Hausfrau die Tischgenossen, ob man nicht dreizehn wäre; das verheiße einem der Anwesenden baldigen Tod, glaubten noch viele im Lande. Die Gräfin zwar hielt nichts von solcher Meinung, doch berücksichtigte sie die ihrer Gäste. Sie stellte zu ihrer Befriedigung fünfzehn Anwesende fest, darunter leider nur vier Herren und keinen einzigen jüngeren. Mit Ausnahme der aus Björkborn herübergekommenen Fräulein versammelten sich an diesem Abend nur gesetztere Herrschaften um die Tafel.

„Ob er wirklich kommen wird?“ fragte Gunilla nach der Mahlzeit die Hausfrau — sie konnte vor Ungeduld kaum an sich halten. Die Gräfin erwiderte: „Solange ich meinen Schwiegervater kenne, hat es bei ihm stets geheißt: ein Mann ein Wort.“ Gerade da vernahmen die beiden Frauen Tritte, die durch das nebenliegende dunkle Zimmer nahen. Die Gräfin erkannte den Schritt des alten Schloßherrn, der sich in den vertrauten Räumen, ohne ein Licht in der Hand mit sich zu führen, stets zurecht fand. Das junge Mädchen vermutete, daß es der von ihrer Neugier Ersehnte sei, der Wunderbare, bereits bei Lebzeiten Sagenumspon-



nene; sie sah sich nach ihm um. Die anderen aber, die nicht vorbereitet waren, erstaunten höchlichst, als sie in ihrem Kreise auf einmal einen schönen alten Herrn gewahrten, der – geradester Haltung – sie alle um Haupteslänge überragte: wohlgepflegt mit schneeweißem, vollem Haare, schneeweißem Schnurr- und Knebelbart wie auf Gemälden aus Oxenstjernas und Per Brahes Zeiten, einen Recken von mildestem Ausdruck und mit den allerprachtvollsten klaren hellblauen Augen.

„Graf Sten“, raunten einige, die seine Erscheinung von Bildern her kannten oder, aus den Fenstern des Schlosses, ihn hatten einsam den Garten durchkreuzen sehen. „Graf Sten“, wunderten sich auch diejenigen, die in besseren Jahren mit ihm vertrauter gewesen und ihm in diesen Räumen nicht selten genahet waren. Er aber begrüßte freundlich und heiter die alten Freunde und ließ sich mit den ihm neuen Erscheinungen auf das allerhöflichste sofort bekannt machen. Die altväterische Ritterlichkeit, die er den Damen erwies, wirkte hinreißend. Jetzt wandte er sich an seine Schwiegertochter: „Sag, Ebba, die junge Wedderhorn, die Enkelin meines Freundes, die hauptsächlich mich in deine Räume gezogen hat, ist wohl im Nebenzimmer? Bitte, führe mich zu ihr hin.“

Der Gräfin verging der Atem. Da, unmittelbar vor ihr und vor dem Grafen stand ja Gunilla, drängte sich zu ihm, streckte ihm die Hand entgegen, die er nicht ansah, – die er nicht sah! Beinah hätte die Gräfin ihm entsetzt zugeschrien: „Siehst du sie denn nicht!“ Aber das wäre von allen vernommen worden, auch von der armen kleinen zum Tode Verurteilten. Die Gräfin beherrschte sich, sie flüsterte ihrem Schwiegervater etwas zu. Der warf den Kopf zurück; – die Gräfin erzählte nachmals, sie könne nie und nimmer den Ausdruck des Leides vergessen, der in diesem Augenblicke auf seinen Zügen erschienen wäre. – Doch faßte

auch er sich; er ließ von der Gräfin seine Hand mit der Gunilla Wedderhorns zusammenlegen; das mochte, meinte er jedoch, dem Mädchen verdächtig vorkommen. „Verzeihen Sie, Fräulein,“ erklärte er ihr, „ich werde alt, sehe schlecht und bin in meinen Bewegungen häufig unsicher.“

Nahe am Kamine befand sich einer jener damals modischen Doppelsitze, die man „Causeusen“ nannte und auf denen der Inhaber eines der beiden Plätze den des anderen unmittelbar vor sich hatte und beim Plaudern auf diesen angewiesen war. Die Gräfin ließ den Alten und das Mädchen dorthin steuern, brachte sie auf dieser Sitzgelegenheit unter und rückte sich einen Stuhl heran, bei allem Grauen, das sich ihrer bemächtigt hatte, bedacht, das junge Mädchen vor Entsetzen zu behüten, und sich selber, wie ein Träumer schlechter Träume, Mut zusprechend mit dem schon nicht mehr göltigen Troste, alles das sei nicht wahr. Es sei nur Verkehrtheit, erklärte sie sich den Vorgang, irgendeine krankhafte Selbsttäuschung des Alten, ein Fehler in seinem Hirn oder seinem Auge, etwas, das einen Hinweis auf Künftiges nicht zu geben vermöchte. Doch wollte es ihr dann wieder das Herz zerreißen, wenn sie hörte, wie Gunilla dem alten Grafen ihrem Großvater von ihm zu berichten verhieß, wie sie ihm seine Grüße überbringen wollte – Grüße, die der Hellseherische nicht aussprach, weil er wußte, das junge Blut, das für ihn nur noch wenige Stunden des Lebens vor sich hatte, werde sie niemals dem Freunde überbringen.

Indessen stieg das Entsetzen der Gräfin immer mehr, je mehr ihr aufging, daß unter den nächstehenden und vorüberwechselnden Gästen der Alte auch die Nachbarstochter, auch die junge Deutsche, auch das vierte junge Mädchen nicht sah. In ihren Schläfen hämmerte es, ihre Pulse flogen, ihre Gedanken jagten einander. Vier blühende

junge Wesen unter so vielen Gereiften und Älteren — so kerngesunden Aussehens und so munter! Und gerade die wären dem Tode verfallen? „Wenn der Tod ihnen nicht unmittelbar bevorstünde, würde der Unglückliche sie doch noch einigermaßen sehen“, schoß es ihr durch den Kopf: „Er kann, so wie sie sind, doch keine Krankheit an ihnen allen verspüren. Wir leben auch nicht zu Zeiten der Pest, die von heute auf morgen ganze Völker rafft. Ihrer harrt ein gewaltsames Ende.“ Und immer wieder suchte sie sich die Ängste auszureden: „Unsinn! Was könnte ihnen denn geschehen? Alles das ist nicht wahr, und bald wird sich erweisen, daß dieses Nichtsehenkönnen seiner Nächsten gar nichts verkündet. Ja, das ist schon erwiesen; wie kann etwas diesen vier jungen Mädchen zusammen geschehen!“

Gegen zehn Uhr abends trat Märta Sabelskjöld zur Hausfrau und sagte: „Es wird Zeit für uns, heimzufahren. Der Vater weiß zwar, daß wir hier zu Abend geblieben sind; bleiben wir aber allzulange aus, ängstigt er sich.“ — „Könnt ihr nicht zur Nacht hierbleiben?“ fragte die Gräfin. Sie dachte auf einmal, das Unheil lauere auf sie auf dem Heimwege, in ihrem sicheren Hause jedoch könne es sich nicht an die Bedrohten wagen. „Unmöglich“, antwortete Märta, sie könne den Vater nicht sich nachtsüber ängstigen lassen. Die Gräfin begann zu bitten; sie bat immer dringlicher, ihre Stimme bebte; das junge Mädchen hatte nur die Sorge des Vaters im Sinn. Der Grat vernahm, daß seine Schwiegertochter schon nicht mehr bat, nein flehte. Er erhob sich und nahm sie beiseite. „Tochter“, sprach er, „was hast du an mir getan! Retten aber wirst du sie nie und nimmer.“ Die Gräfin war wie gelähmt. Sie gab den Widerstand auf. Mußte sie doch ihrem Schwiegervater recht geben: auch das sicherste Haus vermochte nicht vor dem Tode zu schützen. Sie erinnerte sich ihrer Jugendfreundin Berzelius, die,

zu Besuch bei Verwandten auf dem Lande, an den Ausdünstungen des Ofens im Fremdenzimmer umgekommen war. Sie erinnerte sich anderer Fälle.

„Laß, bitte, den Schlitten vorfahren, Tante Ebba,“ bat die Nachbarstochter, die der Hausfrau nachgegangen war, noch einmal, „der Vater sorgt sich sonst wirklich.“ Die Gräfin nahm sich zusammen. Sie traf die gewünschte Anordnung. Bald klingelte der Schlitten vor die Anfahrt. Zwitschernd, vergnügt und mit vielem „Auf Wiedersehen!“ hüllten sich die jungen Mädchen in ihre Pelze. Die Gräfin umarmte sie, wie üblich, alle. Aber es war ihr, als könnte sie Märta nicht von sich lassen. „Gott segne dich!“ sagte sie, als sie das Mädchen ans Herz drückte.

Große Worte waren nie ihre Sache gewesen. „Was bist du heute so feierlich, Tante Ebba?“ scherzte Märta, sich von ihr losmachend. Die Gräfin tat, als hörte sie das nicht. Aber sie folgte den Scheidenden noch ins kalte Treppenhaus, sah sie niedersteigen und vernahm die Worte, die sie einander beim Verlassen des Hauses sagten: „Welch schöner Tag war es doch“, meinte die junge Deutsche. „Ich bin so müde!“ warf Elisa Hjörthufwud ein. „Die Schlittenfahrt wird uns alle wieder ermuntern!“ entgegnete Märta, und Gunilla rief: „Die ist auch das allerschönste. Wie freue ich mich auf morgen! Da fahren wir wieder aus.“ Da konnte die Gräfin sich nicht mehr halten. Sie stürzte den jungen Mädchen die Stiege nach bis an den Schlitten: „Könnt ihr nicht doch zur Nacht bleiben?“ sprach sie, mit Tränen kämpfend, ohne zu bedenken, wie töricht ihre Frage war vor Menschen, die reisefertig im Fahrzeug saßen, und wo sie doch wissen mußte — ja schon wußte, daß das Entsetzliche nicht abzuwenden war.

„Hinein ins Haus, hinein mit dir, du erkältest dich, Tante Ebba! Nicht mal ein Tuch hast du umgenommen!“ trieb Märta Sabelskjöld die Freundin zurück, unterstützt

von ähnlichen Zurufen der anderen Mädchen, indes die Pferde schon anzogen. Die Gräfin hob sich langsam die Treppe hinauf; sie fühlte sich völlig leer und ohne Gedanken; sie bemerkte nur beiläufig, daß neben ihr der Major Kurk schritt, der sich für jedes Fräulein zu begeistern pflegte und sich wohl das Vergnügen nicht hatte nehmen lassen, die jungen Dinger in die Schlittendecke zu hüllen. Sie erinnerte sich nachmals, einige gleichgültige Worte mit ihm gewechselt zu haben.

Sie fühlte sich unfähig, in die Gesellschaft zurückzukehren; sie ging in eines der finsternen Zimmer, die nach der Hofseite zu lagen; noch hörte man das immer leiser werdende Klingeln des Schlittens. Vom Fenster, dahinter das weiße Schneelicht graute, sah sie die hohe Erscheinung des Grafen sich schwarz abheben; die Stirn an die Scheibe gepreßt, sah er den in der Ferne verglimmenden Schlittenslaternen nach. Die Gräfin trat an seine Seite. Eine Weile schwiegen beide. Dann fragte er: „Wie fuhren sie eigentlich? Ich habe auch keine Pferde und keinen Kutscher gesehen?“ Die Gräfin wäre beinahe in krankhaftes Heulen ausgebrochen. Wie unerträglich ihr noch vor wenigen Augenblicken die Gesellschaft der Gäste geschienen hatte, hier, neben diesem Manne des Grauens, war es noch fürchterlicher. Sie wandte sich und erschien im Saale, gerade als Major Kurk, auf Grund seiner Beobachtungen am Schlitten, berichtete: „Wir haben Tauwetter.“

Da wußte die Gräfin alles. Und so vernahm sie am folgenden Tage die Kunde, daß der Björkborner Schlitten mit sämtlichen Insassen, mit den Pferden, im Moore eingebrochen war. Erst im Frühling gab es die fünf Toten heraus, die vier jungen Fräulein und den Burschen, der gerade hatte Hochzeit halten wollen.

## MARTIN BEHEIM-SCHWARZBACH / SEHN- SUCHT NACH EINEM GLOBUS

Es ist der gewissenhaftesten Forschung nicht gelungen, irgendeine Einzelheit von meiner ersten Begegnung mit dem Globus auszusagen; sicher ist nur, daß er, kopfgroß und in politischer Ausführung, mit einem Meridian aus Messing versehen, jahrelang auf dem Bücherschrank meines Vaters stand. Meine Blicke müssen häufig zu ihm hingewandert sein, nach der Deutlichkeit zu schließen, die sein Anblick in meinem Innenleben besaß; aber eine ehrfürchtige Scheu, geboren aus der ahnungsvollen Einsicht in das ungeheuerliche Wagnis seiner Vortäuschung, hielt mich davon zurück, meine Hände nach ihm auszustrecken und ihn um seine Achse zu drehen, was doch keinem Verbot unterlegen wäre. Dagegen ist das nächtliche Abenteuer, das ich als Achtjähriger mit dem kunstreich nachgeahmten Erdball bestand, von einwandfreien Zeugen verbürgt. Nach ihnen muß ich mich einstmals mitten im Schlummer erhoben haben und ins väterliche Arbeitszimmer hinabgewandelt sein, um mich der bedeutsamen Pappkugel zu bemächtigen: diese nämlich fand sich am nächsten Morgen zu meiner und aller Hausbewohner Verblüffung auf dem Nachtschränkchen zur Seite meines Bettes. Niemand ist der kleinen Gestalt im Nachthemd ansichtig geworden, wie sie, den ernsten Ball im Arm, durchs dunkle Treppenhaus der Villa gegeistert sein mag, doch läßt sich der Fall nicht anders als nachtwandlerisch erklären; es ist das einzige Mal in meinem an äußerer Phantastik kargen Leben geblieben, daß ich dem Drang des Nachtwandels unterlag. Danach tritt ein Zeitraum von vielen Jahren ein, in denen nichts Ungewöhnliches zwischen mir und einem Globus vorgefallen ist. Das väterliche Exemplar, das politisch immer rückständiger wurde, verschwand im Trubel mehrerer Umzüge und wohnlicher Neu-

ordnungen aus meinem Gesichtskreis — es ist anzunehmen, daß ihm eine unverdiente Übersiedlung zu einem Althändler auferlegt wurde, von dem, wie ich hoffen möchte, die Zuneigung eines Liebhabers oder eines armen Gelehrten es entführt haben mag.

Wie souverän und voller Würde ist das Dasein eines Globus! Auch in der schmachlichsten Umgebung, unterm staubigen Gerümpel einer Bodenkammer, überm öden Aktenschrank eines Lehrerzimmers oder zwischen den abgegriffenen Ladenhütern eines Antiquars verliert er seinen Ernst nicht, seine stille, unantastbare Selbstgenügsamkeit und den gelassenen Stolz, den ihm kein von Menschenhand gefertigter Gegenstand nachmacht — darf sich doch keiner neben ihm rühmen, das meiste vorzustellen, was es auf der Erde gibt: die Ganze, sie selbst. Geladen von dieser uneinholbaren, mit nichts zu übertrumpfenden Bedeutung, gesättigt davon, das umfassendste Abbild, das Gleichnis aller Gleichnisse zu sein auf dem physischen Plan, könnte er eingeschüchterten Betrachtern fast schon wie ein Prahlhans erscheinen, doch zerstiebt aller Argwohn immer wieder vor jener stillen, selbstgenügsamen Würde, die auch den Mißtrauischen in ihren Bann zieht. Wo immer er steht, von unkundiger Hand auf einen zufälligen Platz unter noch so vordringlichen Dingen gestellt, ist er durch die einwohnende Größe dessen, was er vertritt, sogleich zum Mittelpunkt geworden, vergleichbar dem Abgesandten des mächtigsten Fürsten an der Tafel von Scheinkönigen; und wie dieser ist freilich auch er, der auf konzentriertesten Raum geschränkte Vertreter des väterlichen Erdballs, nur dem Eingeweihten erkennbar, dem, der nicht nur die Gegenstände anschaut, sondern auch den Sinn, von dem sie ein Bild sind. Ihm, dem Wissenden, ist darum der Standort eines Globus immer ein Thron, vor dem man ehrerbietig verharret, und seine Materie, in den Augen der Unwissenden nur schnöde Pappe, vermittelt ihm,

zur Kugel geformt und mit den erhabenen Schriftzügen der Geographie versehen, die Gewißheit einer Transsubstantiation besonderer Art.

Freilich wird die ruhmwürdige Abgesandtschaft des Vaters Erdball gröblich verwischt, wenn, wie es meist der Fall ist, sein wahres Antlitz, das geheiligte geographische, von den schwankenden Abmachungen der Staaten und Nationen übermalt wird. Die Unterscheidungen der Ebenen, der Urwälder, der Wüsten und der Gebirge scheinen nicht mehr zu bestehen und sind abgeschafft worden zugunsten der Unterscheidungen zwischen den Staaten; ein jeder hat seine künstliche Farbe, die sich über den landschaftlichen Grund hinwegsetzt, ein Akt grober und törichter Willkür, denn wie kann es wichtiger sein, die Ergebnisse menschlichen Zankes zu markieren als die Wirkungen unabsehbarer Zeitläufte, irdischer Fügsamkeit und kosmischer Kräfte? Einzig die Meere, die unantastbaren, heben sich von den Küsten ab, auch sie schon geschändet von Hoheitszeichen und Schiffahrtslinien, und Flüsse, wie Stammbäume anzusehen, ziehen sich kraus und unbeirrt durch die Buntheit der Zollsysteme. Dennoch: trotz dieser Widersinnigkeiten verleugnet sich die Würde der stellvertretenden Ganzheit nicht. Maß und Wagnis bleiben imposant, ja neue Eindrücke stellen sich ein und suchen die natürlichen zu ersetzen: das ehrwürdige Sinnbild des Erdballs weicht dem erregenden Symbol der Geschichte, die unter seinen Menschen gewesen ist. Seine Menschen sind ja, wie die wahre Mystik versichert, sein Sinn und seine Rechtfertigung, sie sind der Arm, den er gen Himmel streckt, um sich ihm zu verbrüdern, und so mögen ihre politischen Maße, da ja ihre geistigen sich gegenständlicher Darstellung entziehen, zur Färbung und Gliederung der Kontinente dienen und der alten erhabenen Kugel das mitteilen, was die Rassen, Völker und Staaten ihr an Ordnungen abgewonnen haben.



Geraume Zeit, nachdem der Globus des Elternhauses weggetaucht war, nahmen Globen in der Schule seine Stelle in meinem Innenleben ein. Hier wurde freilich durch einen Vorstoß ins Vermessene manches verdorben. In der Erdkunde schweiften, ein lachhaftes Unterfangen, der Unterricht ins Astronomische ab, und zur Veranschaulichung des Sonnensystems war eine ganze Hierarchie von Globen erbaut worden, die mittels einer Kurbel und eines Treibriemens zueinander in Bewegung gesetzt werden konnten. Die Sonne wurde dabei von einem Lämpchen mit Spiegelscheibe dargestellt, der Mond kreiste um die Erde, diese um ihre eigene Achse, und das Ganze beschrieb eine Ellipse um das anmaßende Lämpchen. Die Unzulänglichkeit dieses Betriebes lag auf der Hand, es war unstreitiger Frevel, Kosmisches durch solchen Hokuspokus vertreten zu wollen, und was mit dem Erdball, den wir schließlich durch die Berührung unserer Sohlen kennen, noch eben gewagt werden durfte, mußte mit anderen Sternen, von denen uns hunderttausend Geheimnisse trennen, zur Blamage führen. Nein, das überirdische Globensystem konnte meine Achtung nicht gewinnen, unsagbares Mißtrauen, ja Verwirrung und Zweifel war die Ernte seiner großenwahnsinnigen Saat.

Aber als König aller Abbilder, wie eine Art Ding an sich, keusch, ernst und verläßlich, stand der einfache Globus vor meinem Begehren. Er allein konnte Aufschlüsse geben über das, was gewiß war. Er allein war das Medium, durch das man mit den Geheimnissen auf einen mühsamen Duzfuß kommen konnte. Er wurde zur Erdkunde von den Ordnungsschülern hereingetragen und dann wieder ins Lehrerzimmer gebracht. Er hatte nicht die billige Farbenvielfalt der Politik. Bläue hatten seine Meere allein, kein Staatengebilde konnte ihnen diese Farbe streitig machen. Das Grün war den Wäldern und Ebenen vorbehalten, keine Zollschranke durfte daran rütteln; Gelb war das Kenn-

zeichen der Wüsten, und die Gebirge erschienen, je höher sie waren, in immer dunklerem Braun; die höchsten aber, auf denen ewiger Schnee lag, trugen zierliche Kronen von Weiß. Das Geäder der Flüsse war gleich den Meeren, zu denen sie strebten, in Blau ausgeführt, und aus Braun, Gelb und Grün wurde deutlich und einleuchtend, nach welchen Gesetzen sie strömten und was sie bewirkten. Der Äquator wurde wieder zum Gürtel tropischer Gluten, ein Träger exotischer Mysterien. Die Tiefen der Meere, durch abgewandeltes Blau erkennbar, gewannen ihre Bedeutung zurück, und schauernd durfte man aus der ebenen Rundung schreckliche Abstürze ahnen. Das Netz der Längengrade hingegen, argwöhnisch messendem Treiben dienlich, hätte man sich wegwünschen mögen, ja fast störte schon jegliche Beschriftung die Sauberkeit des Ganzen. Die Erdkunde ist das Einmaleins der irdischen Gesinnung; der geographische Globus ist das Einmaleins der Erdkunde, in dem sämtliche Rechnungen enthalten sind. Es war sehr befremdend, daß es Erdkundestunden gab, in denen der Globus fehlte.

Es mangelte an Gelegenheit, sich sorgfältig und in der Einsamkeit mit ihm zu befassen. Es war, geradeheraus gesagt, eine gute Verliebtheit, die mich an ihn band, und wo hätte Verliebtheit nicht nach Einsamkeit gedürstet? Die Verliebtheit in einen Gegenstand hat für uns Erwachsene leicht etwas Kauzhaftes, Kindisches oder gar Verächtliches; sehr zu Unrecht, man braucht kein Sonderling zu sein, um ein verbotenes Spielzeug oder ein seltenes Stück einer Sammlung über Gebühr innig ins Herz zu schließen. Da ein Globus nun vorderhand für mich nicht zu haben war, weder ein geographischer noch ein politischer, begnügte ich mich mit dem Surrogat und brütete versunkenen Sinnes über Atlanten. Auch sie hatten ja etwas von dem Nimbus an sich, den ein über die Maßen Großer seinen Gesandten

und Vertretern gewährt; auch sie brachten Botschaft von der Macht, an der wir mitsamt unsern Häusern und Brücken uns bergen.

Aber dann kamen wieder Jahre der Treulosigkeit. Der Globus hatte zu den Utensilien der Schule gehört; so war es eine Zeitlang Ehrensache, ihn zu vergessen. In den Jahren der Unrast, des Erwerbs, des Sports, des Kriegführens, Wanderns, Faulenzens oder Tretmühletretens hatte der Globus keinen Platz. Erst allmählich entdeckte ich ihn wieder, mitsamt meiner alten, angeborenen Liebe. Es hatte Zeiten gegeben, in denen ich mir jederzeit mühelos das herrlichste Globenexemplar hätte kaufen können; als ich mich auf ihn besann, war ich arm geworden. Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen meiner Armut und der neuerwachten Sehnsucht nach dem Globus. Wenn es uns gut geht, fühlen wir uns mit beiden Beinen fest auf der Erde, aber mit dem Hunger wächst die Entfremdung von ihr, und mit der Entfremdung kommt der Wunsch, sie zu erblicken oder sich wenigstens ein Bild von ihr zu machen, so wie Völker sich Bilder von ihren Göttern machen, wenn sie nach ihnen schreien. Ich war mit dem Erdendasein zusehends in Unordnung geraten und an vielerlei Torheiten, geglückten und mißlungenen, weltabgewandt und weise genug geworden, um mir das Pathos der bedeutsamen Kugel leisten zu können. Daß sie auf meinem Bücherschrank stünde, Zeugnis ablegend von meinem Drang, Distanz zu nehmen und zu überschauen, schien mir immer notwendigere Pflicht gegen mich selbst – und gegen einen andern. Denn wer anders hätte diese in so vielen Geschlechtern fortglimmende, bis zu mir hergekommene Liebe entzündet als Martin Behaim, mein genialer Vorfahr, in dessen wachsamem Hirn das Bild der Erde so zwingende Plastizität gewonnen hatte, daß er, als erster unter den Menschen, den Globus ersonnen und gebaut hatte, eine Tat, deren Wellen-

kreise längst verebbt sind, aber ohne die manch andere, leuchtendere Tat nicht getan worden wäre?

Manchmal ist mir zumut, als sieche ohne Globus mein Leben sinnlos dahin oder aber als steigere es sich nur sehnsüchtig und heimlich auf den feierlichen Augenblick zu, wo ein Globus den Ehrenplatz in meiner Studierstube einnehmen wird. Vor vielen Schaufenstern bleibe ich stehen, vor Buchhandlungen, Antiquaren und Auktionatoren, wo der vertraute Geselle im Schatten steht, und lasse seine Magie auf mich wirken. Nur ein läppischer Geldschein trennt mich von ihm. Zuweilen habe ich ihn in der Tasche und darf ihn doch nicht dranwenden; zweifellos hat es eine besondere Bewandtnis damit, daß mir der feierliche Augenblick noch vorenthalten wird. Vielleicht — da es mir im Leben immer so geht, daß manches, was ändern in den Schoß fällt, von mir mühsam erworben sein will — vielleicht fehlt mir noch ein Rest zum vollen Maß der Reife, die zu erlangen mir auferlegt wurde, eh ich einen Globus besitzen darf. Aber kommen wird der Tag, und sicherlich wird es ein Tag wahren Glücks sein.

---

## ALBRECHT SCHAEFFER / STROPHEN AUS EINEM WORT

*Der Mensch langt bei seinem Grabe an wie  
ein Verträumter vor der Tür seines Hauses.*

*Fürst von Ligne*

DER Mensch ... Oh Riese und zugleich oh Zwerg!  
O Glaubens-Kraft, versetzend Meer und Berg!  
Den Erdball meistert er mit neuen Taten —  
Und steht im Alltag klein — vor Weib und Kind.  
Dann wird er krank; dann wird er alt und blind.  
Und dann — wo ist er endlich hingeraten?

Der Mensch langt an .. O Wort so dunkel warm!  
O Abendhafenflut! Und Schoß und Arm!  
Nach langem Weg – wie selig hinzukommen.  
Die Sohle brennt auf einmal süß; das Haupt,  
Schon kühl von Leinen, ach, schon traumentlaubt,  
Wie sinkts, von tiefem schwarzem Glück umschwommen.

Der Mensch langt an bei seinem Grab .. Oh dort?  
Nein! Nie! Barmherziger, wer bringt mich fort?  
Dies kann der Weg nicht sein, den ich gegangen!  
Von tausend Zielen selig übersternt –  
Von allen Zielen ewig nun entfernt –  
Ach Alldas war – nur um hier anzulangen?

Der Mensch langt an wie ein Verträumter .. Ja!  
Nur immer ein Verträumter war ich da –  
Im all vorüber lächelndem Geschehen.  
Der zarte und der wilde Kuß, die Pein,  
Die Wonne tauschten mich einander ein ..  
Durch Tor um Tor – so will ich ewig gehen!

Verträumtsein .. Nur den einen Weg mir neu!  
Den Wiesenweg im nahen Duft vom Heu,  
Das Auge wandelt in der Berges-Ferne.  
Die süße Fülle der Erinnerung  
Durchduftete die Brust und du warst jung ..  
Du träumst – du lebst! Und ach, wie lebst du gerne.

Bei keinem Grabe endet dieser Pfad,  
Und keine Sense schneidet diese Saat,  
Der reifen Frucht entsprießt die neue Blüte.  
Aus tiefstem Sinn entquillt die Tat wie Tau,  
Und Freund und Vater, Mutter, Tochter, Frau,  
Sind nur Gebild von immer andrer Güte.

Wer langt denn an? Noch Keiner langte an!  
Da ist kein Markstein für den Säemann,  
Der unerschöpflich hat im Tuch zu streuen.  
Er schreitet über Meer und Berg und streut,  
Der Himmel sich dem Wurf entgegenfreut,  
Ein grenzenloses goldnes sich Erneuen.

Das ist der Mensch, der durch den Himmel braust,  
In Götter-Armen selig unbehaust,  
Der Erdball kreist entzückt in seinen Händen.  
Dann – eines Abends – sieht der Mensch sich um . .  
Im tiefen Tale ist es dunkel stumm . .  
Da leuchtet fern sein Haus mit weißen Wänden.

Der Mensch langt an bei seinem Grab wie ein  
Verträumter vor der Türe seines Hauses.

---

## MARCUS LAUESEN / FRANZISKA

ZUWEILEN, wenn Georg nicht zu Hause war, konnte Franziska in ihren Räumen rastlos auf und ab gehen. Sie war alt und hatte weißes Haar; aber wenn sie so wanderte, wurde ihr Gesicht jung. Sie sah nichts, obwohl ihre Augen wachsam in den Raum hinausstarrten. Sie selbst wußte nichts von ihrer Schönheit, die sich wie ein Abbild einer fernen Zeit über ihre Züge legte. Auch die Unruhe in ihrem Gemüt konnte sie selbst sich nicht erklären. Da gab es eine beinah ungreifbare Erinnerung in ihren Gedanken; sie ahnte, daß dies rastlose Gehen von einer Gewohnheit herührte, aber sie wußte nicht mehr, wie diese Gewohnheit entstanden war. Es war seit vielen Jahren Stumpfsinn geworden. Sie wurde ja nach und nach alt.

Es gab viele Dinge im Zimmer, die Franziska gern hatte: einige große Bilder von Italien, die Büsten ihrer Kinder, den Flügel. Aber sie sah sie nicht. Es lag etwas Schlafwandlerisches über ihr; lange Zeit konnte sie von Zimmer zu Zimmer gehen, ohne irgend etwas zu berühren, selbst wenn sie nicht sah, wo sie ging. Erst wenn sie müde wurde, stieß sie gegen einen Stuhl oder Türrahmen und wußte, wo sie war. Dann ließ sie sich in einen der tiefen Stühle fallen und begann kopfschüttelnd zu lachen, ein mutwilliges und schallendes Lachen, welches bedeutete, daß sie wieder einmal dumm gewesen war. Aber das geschah nur, wenn Georg nicht zu Hause war.

Frau Franziska lebte gewohnheitsmäßig, hatte es viele Jahre getan. Aber es waren nur gute Gewohnheiten, die sie weit über die Jahre hinaus jung und stark erhalten konnten. Georg hatte sie diese Gewohnheiten gelehrt. Aber für Gewohnheiten bleibt ein Mensch nicht dankbar, oder die Dankbarkeit, die vorhanden sein könnte, ist selbst zur Gewohnheit geworden. Frau Franziska sagte dann und wann zu einem Bekannten: „Ich glaube, mein Mann hat recht – mir hat es geholfen – Sie sollten es versuchen, jeden Abend vor dem Schlafengehen eine Apfelsine...“ Aber sie dachte nicht an Georg. Sie war dabei geblieben, zeitig aufzustehen und in jedem Wetter einen kurzen Morgengang zu machen, um etwas frische Luft zu schöpfen, nur zehn Minuten, immer denselben Weg, weil man am frühen Morgen nicht zu viele neue Eindrücke aufnehmen durfte. Im Anfang, der nun zwanzig Jahre zurtücklag, war Franziska mitunter weiter gegangen. Und da sie sich an Georgs Vorschlag hielt, nur zur Lindenallee hinaus, am Friedhof vorbei zu gehen und dann umzukehren, mußte sie sich wundern, daß nie ein Morgen dem andern glich. Sie konnte über die Hecke hinweg den Friedhof erblicken und sehen, wieviel sich veränderte, da kamen Kränze auf alte Gräber,

da wurden Grabsteine aufgestellt, da wurden neue Gräber gegraben, alte Zypressen wurden gefällt, der Fußweg wurde breiter; es sollte eine ruhige Gegend sein, aber es ereignete sich viel. — Jetzt ist es anders. In zwanzig Jahren wiederholt sich so vieles, zuletzt bemerkte Franziska nichts auf ihrem Morgenweg; sie mußte Georg recht geben, es ist gut, nur zu gehen, ohne an irgend etwas zu denken.

Den Vormittag, meint Georg, benutzt man am zweckmäßigsten, um Briefe zu schreiben. Die Post muß erledigt werden, und es ist am besten, man hat sich das vom Halse geschafft, bevor die Rede davon sein kann, daß Gäste kommen. Und am Nachmittag ist Georg zu Hause, dann muß Franziska mit ihm spielen.

Um zwei Uhr speisen die beiden Menschen. Das Fräulein serviert schweigend, sie erhält auch keine Befehle. Es ist am besten, nicht zu sprechen, während man ißt. Erst beim Kaffee sagt Georg: „Die Schüler sind an und für sich dies Jahr sehr interessiert, aber ich habe den Eindruck, daß sie das Wesentliche, das Grundlegende in der ganzen Musik nicht verstehen, Franziska, den Einfluß, das Erbe, das Historische.“

„Merkwürdig,“ sagt Franziska dann, „merkwürdig, das ist doch sehr wichtig.“

„Heute,“ sagt Georg, „heute erklärte ich ihnen, welche Bedeutung Beethovens Motive für Schubert hatten; denke dir, eines der jungen Mädchen fand, das wäre ganz gleichgültig, wenn die Musik nur schön sei.“

Dann lacht Franziska.

Kurz darauf setzt sie sich ans Klavier. Sie soll für Georg spielen, während er seine Notizen für den nächsten Tag macht. Und Franziska hat gelernt, richtig zu spielen, mit völlig richtiger Betonung. Fast täglich wird sie von Georg gelobt.

Am Abend arbeitet Georg. Dann liest sie die Bücher, die Georg ihr empfohlen hat. Es kommt vor, daß sie darüber



einschläft. Aber bevor Georg kommt, um mit ihr zusammen eine Apfelsine zu essen, erwacht sie stets. Und sie sagt immer, daß es sehr interessant ist, das, was da steht. – Dann geht Georg in sein Schlafzimmer. Wenn Franziska kurz darauf kommt, um ihm gute Nacht zu sagen, dreht er sich auf die rechte Seite, weil es ungesund ist, mit dem Herzen nach unten zu schlafen.

Der Morgen ist schön gewesen. Franziska ging unter fallendem Laub, hörte den Herbst in den Friedhofsbäumen sausen, sah den roten wilden Wein an dem Hause des Nachbarn, dachte flüchtig an einen Tag vor vielen Jahren, als sie selbst sich wilden Wein für ihr Haus gewünscht hatte. Gleich hinter der Friedhofshecke war ein frisches Grab gegraben, gelber Lehm lag in einem Wall um das Grab, da war Platz für eine neue Leiche. Franziska hatte das gesehen, aber an nichts gedacht. Sie wollte ja nur die Luft ausnutzen, die reine Herbstluft. Und sie kehrte an der letzten Friedhofspforte um und ging heim. Ging vielleicht etwas langsamer als gewöhnlich, weil sie einen Herbstmorgen mit kaltem Wind noch liebte, weil sie noch fühlte, wie das Jahr selbst die Luft von der Hitze des Sommers reinigte. Sie schlug auch mit dem Stock nach einigen gelben Blättern, die auf den Bürgersteig niederfielen, traf ein Kastanienblatt und trennte die breiten Zipfel voneinander. Sie sah auch drinnen zwischen den Bäumen einen Schimmer von reinem, grünlichem Licht, wie es nur September und Oktober schenken, wußte, daß es der weite Himmel war, über alle Herbstlande, über alle Fluren und Häuser. Vielleicht atmete sie ein paarmal etwas tiefer. Aber das war schließlich nicht besonders ungewöhnlich. Und als sie durch die Gartentür in ihr eigenes Haus trat, sah sie sich nach den Georginen um, die nicht zur Seite hängen durften; sie sollten, während sie blühten, oftmals aufgebunden werden. Sie dachte daran, daß spätestens in einer

Woche ein Gärtner bestellt werden mußte, um das Laub vom Rasenplatz zu harken. Georg hatte für alles im Garten gesorgt; es sollte gut gepflegt werden.

Dann ging sie hinein, um Briefe zu schreiben; heute sollte an die Kinder geschrieben werden. Sie schrieben selbst so fleißig. Franziska freute sich über jeden Brief aus Stockholm oder Rom oder Paris. Alle drei Töchter konnten ihr so viel erzählen und erzählten alles so gut und frisch. Erstaunlich, wie die Jugend, die nicht geübt war im Schreiben, es aus sich selbst traf, das richtige Wort zu brauchen. Selbst wenn die gleichen Wörter ein wenig zu oft wiederkehrten, war es doch lustig, daß Grete in all ihren Briefen schrieb: kamen und kamen und kamen. „Dann kamen wir nach Rom, liebe Mutter, und als wir auf den Petersplatz kamen, war das, als käme man in eine ganz andere Welt“, ja, es stimmte ja, Georg hatte recht, die Jugend hat nicht so viele Wörter zur Verfügung, erzählt ein wenig naiv und ungeschickt; aber das Wesentlichste und das Größte war es doch, daß sie kamen, dachte Franziska, daß sie es waren, die auszogen, neuem Leben in der großen Welt zu begegnen, daß sie von Ort zu Ort kamen, von Reichtum zu Reichtum, und von dem anderen, von der Unbeholfenheit, mußte man absehen.

Heute war wieder ein Brief von Grete da, ein guter Brief, der von schönen Tagen in Rom erzählte. Für Franziska wurde das zu einer Erinnerung an eine ganz ferne Jugend. Sie wärmte sich an dem Brief, ohne Gedanken und Wünsche, ohne Trauer, freute sich nur, auch darüber, eine alte Mutter zu sein, die durch ihre Kinder Neues von dem Land ihrer Jugend hören durfte. Und mit feuchten Augen begann sie zu schreiben: „Meine liebe kleine Grete! Wie Dein Brief heute mich doch freut. Ich lese ihn immer wieder und erlebe alles mit Dir. Erlebe die seltsame Begegnung auf der spanischen Treppe, — ich selbst hatte an

derselben Stelle vor mehr als dreißig Jahren eine ähnliche Begegnung, man erlebt so viel in der Fremde. Welch ein wunderbares Ding ist doch die Wiederholung für uns, die alt sind, und für Euch Junge, die Ihr einmal alt werden sollt. Ihr erlebt für Euch selbst und für uns mit.“ Dann hörte sie beinahe, was sie geschrieben hatte, die Sätze klangen noch in ihr, sie sprach ja nun zu Grete; aber sie sah ein, daß der Brief anders geschrieben werden mußte, es ging nicht an, das Wort erleben so oft zu gebrauchen. Da fiel ihr Blick auf die letzte Seite des Briefes, — sie hatte schon alles gelesen, wußte, was da stand, hatte sich nichts Bestimmtes dabei gedacht, tat es auch jetzt nicht, aber sie hielt die Feder an und fühlte etwas Saugendes in der Brust, — und doch war es nichts, da stand wie immer: „P. S. Darf ich Dich bitten, Vater zu grüßen und ihm für die Noten zu danken. Ich hatte noch keine Zeit dazu, ins Konzert zu gehen.“ Franziska erhob sich, ihr schien, als fröre sie, sie schlug sich einen weißen Schal um die Schultern, und als ob sie gehen wollte, um sich zu erwärmen, machte sie eine Bewegung zur Tür. Daraus wurde wieder eine willenlose Wanderung, ein gequältes Schluchzen und ein allzu hartes Lachen.

Erst gegen Abend fand sie Ruhe, den Brief fortzusetzen; dann ließ sie doch den Anfang stehen, wie er stand.

Denn gerade als sie das sinnlose Lachen begonnen und gefühlt hatte, wie dumm sie jetzt in allen Dingen war, wurde geklingelt. Das Lachen war heute zu gewaltsam. Und als das Fräulein kam, um Professor Sell zu melden, bat sie sie, den Professor in Georgs Arbeitszimmer zu bitten, sie würde im Augenblick dort sein. Sie konnte beinahe nicht über ihr Lachen hinwegkommen. Es war ja auch gar kein ernster Grund vorhanden, aufzuhören, aber gegen einen von Georgs Kollegen mußte sie sich ruhig und einigermaßen würdig zeigen; es würde sonderbar aussehen, wenn sie

lachend ins Zimmer käme. Sie ging einige Male im Wohnzimmer auf und ab, glättete ihr Kleid und legte den Schal anmutig um die Schultern zurecht, ließ ihn frei über beide Arme fallen, reckte sich ein wenig auf, um zu gehen, zog den Mund bestimmt und fest, legte die Hände zusammen, um sie in einer Art höflichen Nachdenkens zu falten, trennte sie aber sofort wieder, um sich an die Stirn zu schlagen: „Franziska, was ist mit dir los?“ Lachen und Weinen zugleich saß ihr in der Kehle, etwas unbegreiflich Aufrührerisches, das jedesmal kam, wenn das junge Leben ihr begegnete.

Fertig jetzt. Sie ging. Aber als sie die Tür zum Arbeitszimmer öffnete und mit einem Nicken Professor Sell begrüßte, war da wieder ein Anlauf zum Lachen. Sie bezwang es, ließ es nur zu einem freundlichen Lächeln für den Gast werden. Sie sah überhaupt nicht das traurig erschrockene Gesicht des Professors, fand es nicht sonderbar, daß er in der Tür stand und nicht gewagt hatte, sich zu setzen, Männer können ja wunderbarlich sein. „Guten Morgen, Herr Professor,“ jetzt war es wieder da, „ja, entschuldigen Sie, ich lache, wir Alten . . .“

„Guten Morgen, gnädige Frau,“ der junge Professor küßte ihr die Hand, „da ist etwas ganz . . .“

„Sehen Sie, wir Alten können über ein Nichts ins Lachen geraten — ich glaube, es ist das Unterbewußtsein, das arbeitet, — würde gern einmal etwas lesen über diese merkwürdige Welt.“

„Gnädige Frau, wie soll ich es sagen?“

„Und ich glaube trotzdem, es ist ein sicheres Zeichen dafür, daß wir alt werden, daß wir über gar nichts lachen.“

Dann erst sah sie den Professor richtig an. Er stand da und kämpfte mit irgendeinem schwierigen Worte, seine ganze, schmale, lange Gestalt war in Bewegung gekommen. Aber er sah tot vor sich nieder. „Was ist mit Ihnen, Professor

Sell? — Sie waren doch immer so heiter, wenn Sie kamen.“ „Gnädige Frau, ein Herz . . . Gnädige Frau, es ist meine schwere . . . wie soll ich es sagen, — Sie müssen ruhig sein!“ — Ein kleines, vergnügtes Lachen war gerade wieder unterwegs. Frau Professor Janß, Franziska, die immer so gut acht gab auf ihre Worte, wenn sie mit jemand sprach, mußte den stammelnden Professor lustig finden, und sie dachte an Georgs Werbung, er hatte damit begonnen, ihr das Motiv in „Eine kleine Nachtmusik“ zu erklären!! — „Gnädige Frau, es ist meine schwere Aufgabe, Ihnen zu sagen, daß ein Herzschlag Sie Ihres Mannes beraubt hat.“

Professor Sell mußte den Satz ganz zu Ende sagen, bevor sie an Georg denken konnte. Aber das Lachen, das gequält wurde, lag noch kurze Zeit wie Unruhe auf ihrem Gesicht. Da war kein Erschrecken, keine Angst. „Mein Mann,“ sagte sie, beinahe tonlos, „mein Mann, Herr Professor, er war doch heute morgen gesund.“

„Plötzlich, gnädige Frau, in der zweiten Vorlesungsstunde . . .“

Franziska wandte sich ab, sah in ein Bücherregal hinein, einige schwarze Buchrücken, etwas Staub auf den Rändern, ein Umschlag mit Violinsaiten, eine Sordine von Ebenholz, eine Flöte lag auf der Musikgeschichte, einige dürre Lorbeerblätter über der Totenmaske von Beethoven, ein Stück glattpoliertes Holz, das ihren weißen Schal widerspiegelte, in dem glänzenden Lack sah sie ihre Hände fallen und sich wieder begegnen, eine kleine Bronzestatuette von Wagner, Noten oben auf dem Bücherregal, Bruckners siebente Symphonie. Sie drehte sich weiter, sah den langen schwarzen Arbeitstisch, eine Musiktheorie, den Mozartknaben mit der Violine, ein Bild der jungen Franziska, ein aufgeschlagenes Notenheft, einige Sechzehntelnoten in einer steigenden Linie, ein gewaltiges Crescendo, einige offene, saugende ganze Noten, Georgs blaue und rote Striche, am

Rande ein großes N. B., einen offenen Schreibblock mit angefangenen Aufzeichnungen [a) dies Crescendo ist nicht typisch für Beethoven, würde besser zu dem jungen Mozart gepaßt haben, b) die Motivbehandlung zeigt noch deutlich Spuren von Haydn, c) bemerke den Unterschied in der Behandlung der Triolen in dem Andante der Kreuzersonate und in der Mondscheinsonate], einen Taktstock, unbeschriebenes Notenpapier, einen Entwurf zu einem Brief, einige Notenbestellungen, ein Verzeichnis von neuen Schülern des Konservatoriums. Und sie drehte sich weiter im vollen Kreis, bis sie Professor Sell wieder ansah. Franziska verstand nicht, es war so unvorbereitet, das hier, war so außer aller Regel gekommen, hätte doch Georg nur geschrieben, nein, das war ja unmöglich: der Tod kennt keine Regel, oder die Menschen kennen die Gewohnheit des Todes nicht. So gewaltsam hatte sie nie etwas Fremdes gefühlt, so brutal hatte nie zuvor etwas Unerwartetes in ihr Leben eingeschlagen, und als sie zu Professor Sell sagte: „Das kommt so ganz unerwartet“, da war es, als ob sie ein Wort aussprach, das sie nie verstanden hatte; es hatte einen seltsamen Klang in ihrem Munde, und es kam mit einem unbegreiflichen Echo von den Wänden des Zimmers zu ihr zurück, unerwartet, unerwartet, ein Wort, das sich auf etwas mehr bezog als auf das Ereignis, das ihr mitgeteilt worden war. Sie konnte keine Trauer fühlen, weil sie nicht wußte, was geschehen war.

„Herr Professor Sell, ich muß Sie bitten, zu gehen, haben Sie Dank, daß Sie zu mir kamen, — ich muß mich fassen . . . entschuldigen Sie mich, — es ist sehr, sehr . . .“

„Es ist sehr schwer, — meine herzlichste Teilnahme, gnädige Frau.“

Eine Stunde später war Frau Franziska immer noch in Georgs Arbeitszimmer. Sie hatte niemand ihre Trauer mitgeteilt. Es war keine Verwandlung mit oder in ihr vorge-

gangen. Durch wiederholtes Vorsagen hatte sie verstehen gelernt, daß Georg tot war. Nun wußte sie es, hatte es bereits eine kurze Spanne Zeit gewußt. Und wie um eine Tatsache von sich zu schieben, schickte sie Bescheid an Georgs Schwester, ließ sagen, daß sie selbst außerstande wäre, zu ordnen, was jetzt geordnet werden müßte, bat die Familie, dafür zu sorgen, daß kein Besuch käme, bat sie, dafür zu sorgen, daß Georgs Leiche sofort in die Kapelle des Krematoriums übergeführt würde. Sie selbst würde gegen Abend kommen, um den Sarg schmücken zu helfen. Während der ersten Stunden dürften sie von ihr nichts verlangen.

Denn als sie ganz verstand, was geschehen, daß ihr Mann tot war, während sie selbst den Brief des Kindes las und in ein dummes Lachen verfiel, daß ein Mensch mit der schweren Botschaft zu ihr gekommen war und sie es deutlich und klar hatte hören müssen, bevor sie darauf gekommen war, an Georg zu denken, verstand sie auch, warum sein Tod ihr keine Trauer verursachte. Wenn ihren Kindern irgend etwas zustieß, wußte sie es, bevor die Botschaft zu ihr gelangte. Ihr Mann konnte zwanzig Minuten von hier tot umfallen, ohne daß sie irgendeine Unruhe im Gemüt empfand. Die Todesbotschaft konnte in ihrem Hause sein, im Zimmer nebenan, ohne daß sie es durch die geschlossene Tür erfuhr. Sie konnte dastehn und sich selbst die Worte lehren: „Georg ist tot, Franziska!“, ohne daß irgend etwas in ihrem Herzen verwundet, ohne daß ihrem Leben, ihrer Seele etwas entrückt wurde. Sie konnte lange Zeit dastehen und Georgs Sachen ansehen, konnte durch all seine Sachen viel von seinem Geist verstehen, konnte verstehen, daß diese Dinge tot waren wie er, ohne daß es ihr weh tat. — Da wurde die alte Frau bange.

Und als ob ein ungedachter Gedanke, ein unausgesprochener Befehl jetzt Herr über sie sei, begann sie in seinem

Zimmer auf und ab zu gehn, begann immer wieder die ungewohnte Arbeit mit einem Gedanken, der zurückstrebte. Sie konnte ihn nicht verfolgen. Kopfschüttelnd und etwas bestürzt erfuhr sie, wie ihre Gedanken über das längste Stück ihres Lebens sausten oder hinflogen, um erst in einer Dämmerung sanftmütig zu verschwinden, wo ein kleines Mädchen unter einem blühenden Maulbeerbaum mit Puppen spielte. Und ein großer Hund, der Barry hieß, kam gelaufen und nahm eine ihrer Puppen ins Maul und trug sie in die Gartenstube . . . Sie versuchte es noch einmal, aber es wurde nicht anders. Einige kleine Blitze zeigten ihr Georg, arbeitend, seine Pflicht erfüllend, anleitend; sie sah ihn ein Schulorchester dirigieren, einen hohen, ranken Mann, mit einem unbeweglichen Gesicht, eine Hand, die sich nicht in Rhythmen zu bewegen verstand, aber fast wie ein Automat die Zeit in den Stücken in Takt und Tonsätze zerschnitt, eine abgemessene, kühle, vornehme Musik; sie sah denselben Mann am Schreibtisch sitzen, steil, beinahe wie ein Schuljunge, der es nicht wagte, sich vornüber zu beugen, er hatte das Notenheft zu sich herangezogen, und ohne den Kopf zu neigen, schrieb er Zeichen über und unter die Noten. Sie sah Georg dastehen und zusehen, wenn das Mädchen jede Woche einmal einen Stoß Noten zusammenrollte, sie einpackte und nach seinem Diktat die Adresse eines der Kinder schrieb. Sie sah ihn im Garten gehen und über alle Beete bestimmen, hörte ihn sagen — immer wieder: „Keine Blume kommt der Stockrose gleich, Franziska, wirklich nicht“, und sie fühlte, wie verschiedene Wünsche, wie die Liebe zu anderen Blumen und Bäumen in ihrer Seele langsam dahinstarb. Dann waren die Gedanken wieder in der Nähe der stillen Dämmerung, waren in Mutters Stube, wo alle Arten Blumen vor dem Fenster stehen durften, oder waren auf dem Meere, in einem kleinen Boot, bei einem unvorsichtigen jungen Mädchen,



das zu weit hinausruderte, aber es sah, daß das Meer weit war und daß die Wogen über dunkelgrüne Tiefen hingingen. Und erst gegen Nachmittag hatte ihre Seele Ruhe gefunden, da war es vollbracht, sie hatte Aufklärung über vieles, über sich selbst erhalten; sie würde nie mehr zu lachen brauchen, ohne zu wissen, warum.

Als der Gedanke viele Male zurückgesaust war und oft das Leben mit Georg ganz vergessen hatte, begann sie den anderen Weg zu gehen. Vielleicht half ihr das Bild auf dem Schreibtisch. Man sagte, daß ihre Augen hart wären; sie hatte es selbst gesehen. Aber die stahlgrauen Augen hatten ihre Farbe vom Meer empfangen; und als sie sich selbst jung sah, verstand sie, daß Veränderungen vorgegangen waren, die sich nicht mehr auslöschen ließen. Ihre Augen waren einmal sanft gewesen, aber unruhig. Das Meer hatte sie gelehrt, das wechselnde Leben widerzuspiegeln, und über ihrer Stirn, die nun höher geworden war, hatte einst immer ein sehr klares Licht gelegen. Und ihr Mund war stets auf dem Sprung gewesen, zu lachen, ein herzliches, mutwilliges Lachen, das damals oft befreiend den toten Ernst alter Menschen durchbrach. Sie konnte dem Gedanken an dies Lachen nicht entrinnen, das war das einzige, was ihr geblieben war, es war jetzt hart und schallend geworden, aber sie konnte doch immer leichter lachen als weinen.

Aber als sie in ihren Gedanken weiterging, um den Augenblick zu suchen, wo sie herzlich gelacht hatte, konnte sie nur bei den Stunden Halt machen, die sie mit ihren Kindern allein verlebt. Da war das Lachen wieder das Lachen der Jugend, nicht dumm, nicht sinnlos, da war es Freude. Und als sie das Leben durchdachte, von einem Zeitabschnitt zum andern, wurde es weniger und weniger, was sie zu Georg brachte.

Wie war das nur gekommen — — Franziska sah jetzt ihr Schicksal als eines von vielen. Es war ihr gut gegangen, o

ja, sie hatte es gut gehabt. Sie hatte viel von der weiten Welt gesehen. In ihrer Jugend hatte sie Kraft und Lebensfreude verschwendet. Und als Georg anfang, in ihr Haus zu kommen, hatte sie den ernstesten, ruhigen Mann bewundert, wie fröhliche, junge Mädchen immer ernste und zurückhaltende Männer bewundern, denn sie glauben sie tiefer und gütiger als andere, fühlen sie stärker als andere, sehnen sich danach, dem Starken zu folgen, gern bereit, ein wenig von der freien Freude einzubüßen, die sowieso eines Tages vorüber sein wird. Georg war ein Mann mit Gedanken, mit vielen Gedanken, er wußte so viel, konnte ihr viel erklären. Auch Franziska spielte, auch sie liebte Musik, und sie glaubte, daß es Dummheit wäre, wenn sie nicht alles verstand, was Georg ihr sagte. Und dann hatte es angefangen mit den langen Abenden, da er bei ihr saß und ihr umständlich die Musik erklärte, und sie hörte zu oder hörte vielleicht nicht zu, wurde nur überwältigt von etwas, das sie nicht wußte. Langsam war die Freude gestorben, nicht die tiefe Freude über das Leben, doch sicher auch die, aber zuerst die andere Freude, die lachende, leichtsinnige, die gedankenlose Frische des Kindes, der Vögel, der Blumen. Nun sitzt Franziska da und denkt, daß sie ein großes Stück ihres Lebens totgehört und gehorcht hat. Sie sieht keine Wege, weiß weder dies noch jenes, das ihr das Geschehene erklären könnte, aber sie sieht Augenblicke, die tödlich waren. Sie hatten ihr Haus bekommen, und Georg sollte über den Garten bestimmen. Franziska hatte auch Wünsche, ein einziges Mal hatte er sich ihr gefügt, aber meistens erklärte er ihr, daß der Wunsch nicht klug sei. Sie wollte gern Rosen haben, aber Georg meinte, daß Rosen nie schön, nie richtig groß würden, wenn nicht ein Gärtner sie pflegte, und man hätte keine Freude an den kleinen, verkrüppelten Gewächsen. Nun ja, man hätte keine Freude daran, aber Franziska hatte als Kind einmal

eine wilde Rose gehabt. „Ja, als Kind, Franziska, das ist etwas anderes, nicht?“ — Doch, das war gewiß etwas anderes. Und nun wußte sie, daß sie selbst, Jahre darauf, es mehr als einmal gesagt hatte: „Keine Blume ist so gut wie die Stockrose.“ Und Georg hatte gemeint, es wäre am besten, die Wochen und Tage in feste Abschnitte einzuteilen, so wäre es leichter zu leben und alles leichter zu bewältigen. Und der Mensch brauchte Ruhe, viele, stetige Ruhe. Darum wäre es das beste, die Nächte gleichlang zu machen. Franziska hatte darin nur einmal gegen Georg gehandelt. Ein Konzert dauerte über ihre Schlafenszeit hinaus, und Georg ging nach Hause. Franziska blieb, sie wollte das schöne Spiel zu Ende hören. Georg hatte ihr nichts vorgeworfen, er warf ihr nichts vor, aber vorsichtig und rücksichtsvoll erklärte er alles, daß sie ihm recht geben mußte, und sie war niemals mehr . . .

Nun lacht Franziska wieder. Sie sitzt an ihres toten Mannes Schreibtisch und lacht. Aber etwas ist in ihrem Gemüt vorgegangen, eine ganz kleine Veränderung. Jetzt scheint ihr, sie hat Grund zu lachen, nicht über Georg, denn sie hatte ihn gern, nicht über irgendeine kleine Sache, an die sie sich erinnerte, denn das hatte ja nichts zu bedeuten, sondern über sich selbst, lachte, weil sie so dumm gewesen war, immer, Tag für Tag, einem Willen nachzugeben, der kein größeres Recht dem Leben gegenüber hatte als sie selbst.

Etwas anderes geschah nicht mit Franziska. Aber der größte Teil eines Tages verging, bevor diese Gedanken zur Ruhe kommen konnten. Und dann verstand sie, daß alles gleichgültig sei, alle guten Gewohnheiten und aller guter Glaube. Denn wenn ein Mensch sich ins Leben eingewöhnt hat, kommt der Tod. Und sie fühlte keinen Zorn gegen Georg, aber auch keine Liebe zu ihm. Sie wußte auch nicht, was Trauer war. Sie wußte ja nichts. Vielleicht hatte Georg

sie von vielem befreit, als er sie lehrte, in festgelegten Stunden zu leben. Das große freie Leben war doch sehr gefährlich. Leicht fröstelnd dachte sie an ihre Kinder, die nun draußen herumreisten und nicht lernen wollten, einfach und sicher zu leben. Sie war müde. — Nein, es geschah nichts anderes, denn sie war sehr müde.

Aber als sie einige Stunden später ausging, um Blumen für Georgs Sarg zu holen, sah sie den wilden Wein am Hause des Nachbarn flammen. Und ein wenig gebeugt, wie ein bettelndes Weib, ging sie zu den fremden Menschen hinein und bat um eine einzelne Ranke. Sie erhielt sie und legte sie um Georgs Kopfkissen. Die glühenden Blätter gaben seinen Zügen ein unruhiges Leben. Franziska verstand nicht, daß es so leicht sein sollte, ein Gesicht zu verändern.

---

## STEFAN ZWEIG / EIN KIND WIRD VERHEIRATET

JAHRHUNDERT lang haben Habsburg und Bourbon auf Dutzenden deutscher, italienischer, flandrischer Schlachtfelder um die Vorherrschaft Europas gerungen; endlich sind sie müde, alle beide. In zwölfter Stunde erkennen die alten Rivalen, daß ihre unersättliche Eifersucht nur anderen Herrscherhäusern den Weg freigekämpft hat; schon greift von der englischen Insel ein Ketzervolk nach dem Imperium der Welt, schon wächst die protestantische Mark Brandenburg zu mächtigem Königtum, schon bereitet sich das halbheidnische Rußland vor, seine Machtsphäre ins Unermeßliche aufzurollen; wäre es nicht besser, beginnen sich — wie immer zu spät — die Herrscher und ihre Diplomaten zu fragen, man hielte miteinander Frieden, statt abermals und abermals zugunsten ungläubiger Emporkömm-

linge das verhängnisvolle Kriegsspiel zu erneuern? Choiseul am Hofe Ludwigs XV., Kaunitz als Berater Maria Theresias schmieden ein Bündnis, und damit es sich dauerhaft und nicht bloß als Atempause zwischen zwei Kriegen bewähre, schlagen sie vor, die beiden Dynastien Habsburg und Bourbon sollten sich durch Blut binden. An heiratsfähigen Prinzessinnen hat es im Hause Habsburg zu keiner Zeit gefehlt; auch diesmal steht eine reichhaltige Auswahl aller Alterslagen bereit. Zuerst erwägen die Minister, Ludwig XV. trotz seines großväterlichen Standes und seiner mehr als zweifelhaften Sitten mit einer habsburgischen Prinzessin zu vermählen, aber der Allerchristlichste König flüchtet rasch aus dem Bett der Pompadour in das einer anderen Favoritin, der Dubarry. Auch Kaiser Joseph, zum zweitenmal verwitwet, zeigt keine rechte Neigung, sich mit einer der drei altbackenen Töchter Ludwigs XV. verkuppeln zu lassen – so bleibt als natürlichste Verknüpfung die dritte, den heranwachsenden Dauphin, den Enkel Ludwigs XV. und zukünftigen Träger der französischen Krone, mit einer Tochter Maria Theresias zu verloben. 1766 kann die damals elfjährige Marie Antoinette bereits als ernstlich vorgeschlagen gelten; ausdrücklich schreibt der österreichische Botschafter am 24. Mai an die Kaiserin: „Der König hat sich in einer Art und Weise ausgesprochen, daß Eure Majestät das Projekt schon als gesichert und entschieden betrachten können.“ Aber Diplomaten wären nicht Diplomaten, setzten sie nicht ihren Stolz daran, einfache Dinge schwierig zu machen, und vor allem, jede wichtige Angelegenheit kunstvoll zu verzögern. Intrigen von Hof zu Hof werden eingeschaltet, ein Jahr, ein zweites, ein drittes, und Maria Theresia, nicht mit Unrecht argwöhnisch, fürchtet, ihr ungemütlicher Nachbar, Friedrich von Preußen, „le monstre“, wie sie ihn in herzhafter Erbitterung nennt, werde schließlich auch noch diesen für

Österreichs Machtstellung so entscheidenden Plan mit einer seiner machiavellistischen Teufeleien durchkreuzen; so wendet sie alle Liebenswürdigkeit, Leidenschaft und List an, um den französischen Hof aus dem halben Versprechen nicht mehr herauszulassen. Mit der Unermüdlichkeit einer berufsmäßigen Heiratsvermittlerin, mit der zähen und unnachgiebigen Geduld ihrer Diplomatie läßt sie immer wieder die Vorzüge der Prinzessin nach Paris melden; sie überschüttet die Gesandten mit Höflichkeiten und Geschenken, damit sie endlich aus Versailles ein bindendes Eheangebot heimholen; mehr Kaiserin als Mutter, mehr auf die Mehrung der „Hausmacht“ bedacht als auf das Glück ihres Kindes, läßt sie sich auch durch die warnende Mitteilung ihres Gesandten nicht abhalten, die Natur habe dem Dauphin alle Gaben versagt; er sei von sehr borniertem Verstand, höchst ungeschlacht und völlig gefühllos. Aber wozu braucht eine Erzherzogin glücklich zu werden, wenn sie nur Königin wird? Je hitziger Maria Theresia auf Pakt und Brief drängt, desto überlegener hält der weltkluge König Ludwig XV. zurück; drei Jahre lang läßt er sich Bilder und Berichte über die kleine Erzherzogin schicken und erklärt sich grundsätzlich dem Heiratsplan geneigt. Aber er spricht nicht das erlösende Werbungswort, er bindet sich nicht.

Das ahnungslose Unterpfand dieses wichtigen Staatsgeschäftes, die elfjährige, die zwölfjährige, die dreizehnjährige Toinette, zart gewachsen, anmutig, schlank und unbezweifelbar hübsch, tollt und spielt unterdessen mit Schwestern und Brüdern und Freundinnen temperamentvoll in den Zimmern und Gärten von Schönbrunn; mit Studien, Büchern und Bildung befaßt sie sich wenig. Ihre Gouvernanten und Abbés, die sie erziehen sollen, versteht sie mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit und quecksilbernen Munterkeit so geschickt um den Finger zu

wickeln, daß sie allen Schulstunden entweichen kann. Mit Schrecken bemerkt eines Tages Maria Theresia, die sich bei der Fülle der Staatsgeschäfte nie um ein einzelnes Stück ihrer Kinderherde sorgfältig bekümmern konnte, daß die zukünftige Königin von Frankreich mit dreizehn Jahren weder Deutsch noch Französisch richtig zu schreiben versteht und nicht einmal mit den oberflächlichsten Kenntnissen in Geschichte und allgemeiner Bildung behaftet ist; mit den musikalischen Leistungen steht es nicht viel besser, obwohl kein Geringerer als Gluck ihr Klavierunterricht gab. In zwölfter Stunde soll jetzt das Versäumnis nachgeholt, die verspielte und faule Toinette zur gebildeten Dame herangezogen werden. Wichtig für eine zukünftige Königin von Frankreich ist vor allem, daß sie anständig tanzt und mit gutem Akzent Französisch spricht; zu diesem Zweck engagiert Maria Theresia eiligst den großen Tanzmeister Noverre und zwei Schauspieler einer in Wien gastierenden französischen Truppe, einen für die Aussprache, den andern für Gesang. Aber kaum meldet dies der französische Gesandte dem bourbonischen Hof, als schon ein entrüsteter Wink aus Versailles kommt: eine zukünftige Königin von Frankreich dürfe nicht von Komödiantenpack unterrichtet werden. Hastig werden neue diplomatische Verhandlungen eingeleitet, denn Versailles betrachtet die Erziehung der vorgeschlagenen Braut des Dauphins bereits als eigene Angelegenheit, und nach langem Hin und Her wird auf Empfehlung des Bischofs von Orléans ein Abbé Vermond als Erzieher nach Wien gesandt; von ihm besitzen wir die ersten verläßlichen Berichte über die dreizehnjährige Erzherzogin. Er findet sie reizend und sympathisch: „Mit einem entzückenden Antlitz vereint sie alle erdenkbare Anmut der Haltung, und wenn sie, wie man hoffen darf, etwas wächst, wird sie alle Reize haben, die man für eine hohe Prinzessin wünschen kann.

Ihr Charakter und ihr Gemüt sind ausgezeichnet.“ Bedeutend vorsichtiger drückt sich jedoch der brave Abbé über die tatsächlichen Kenntnisse und die Lernfreude seiner Schülerin aus. Verspielt, unaufmerksam, ausgelassen, von einer quecksilberigen Munterkeit, hat die kleine Marie Antoinette trotz leichtester Auffassung nie die geringste Neigung gezeigt, sich mit irgendeinem ernstem Gegenstand zu beschäftigen. „Sie hat mehr Verstand, als man lange bei ihr vermutet hat, doch leider ist dieser Verstand bis zum zwölften Jahre an keine Konzentration gewöhnt worden. Ein wenig Faulheit und viel Leichtfertigkeit haben mir den Unterricht bei ihr noch erschwert. Ich begann während sechs Wochen mit den Grundzügen der schönen Literatur, sie faßte gut auf, urteilte richtig, aber ich konnte sie nicht dazu bringen, tiefer in die Gegenstände einzudringen, obwohl ich fühlte, daß sie die Fähigkeiten dazu hätte. So sah ich schließlich ein, daß man sie nur erziehen kann, indem man sie gleichzeitig unterhält.“

Fast wörtlich werden noch zehn, noch zwanzig Jahre später alle Staatsmänner über diese Denkunwilligkeit bei großem Verstand, über dieses gelangweilte Davonhuschen aus jedem gründlichen Gespräch klagen; schon in der Dreizehnjährigen liegt die ganze Gefahr dieses Charakters, der alles könnte und nichts wahrhaft will, völlig zutage. Aber am französischen Hofe wird seit der Mätressenwirtschaft die Haltung einer Frau mehr geschätzt als ihr Gehalt; Marie Antoinette ist hübsch, sie ist repräsentativ und anständigen Charakters, — das genügt, und so geht endlich 1769 das langersehnte Schreiben Ludwigs XV. an Maria Theresia ab, in dem der König feierlich um die Hand der jungen Prinzessin für seinen Enkel, den zukünftigen Ludwig XVI., wirbt und als Termin der Heirat die Ostertage des nächsten Jahres vorschlägt. Beglückt stimmt Maria Theresia bei; nach vielen sorgenvollen Jahren erlebt die tragisch resi-



gnierte Frau noch einmal eine helle Stunde. Gesichert scheint ihr jetzt der Frieden des Reiches und damit Europas; mit Stafetten und Kurieren wird sogleich allen Höfen feierlich verkündet, daß Habsburg und Bourbon für ewige Zeiten aus Feinden Blutsverbündete geworden sind. „Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube“; noch einmal hat sich der alte Hausspruch der Habsburger bewährt.

Die Aufgabe der Diplomaten, sie ist glücklich beendet. Aber nun erst erkennt man: dies war der Arbeit leichter Teil. Denn Habsburg und Bourbon zu einer Verständigung zu überreden, Ludwig XV. und Maria Theresia zu versöhnen, welch ein Kinderspiel dies im Vergleich zu der ungeahnten Schwierigkeit, das französische und österreichische Hof- und Hauszeremoniell bei einer so repräsentativen Festlichkeit unter einen Hut zu bringen. Zwar haben die beiderseitigen Obersthofmeister und sonstigen Ordnungshengste ein ganzes Jahr lang Zeit, das ungeheuer wichtige Protokoll der Hochzeitsfestivitäten in allen Paragraphen auszuarbeiten, aber was bedeutet ein flüchtiges, nur zwölfmonatiges Jahr für derart verzwickte Chinesen der Etikette. Ein Thronfolger von Frankreich heiratet eine österreichische Erzherzogin – welche welterschütternden Taktfragen löst solcher Anlaß aus, wie tiefsinnig muß hier jede Einzelheit durchdacht werden, wieviel unwiderrufliche Fauxpas heißt es da durch Studium jahrhundertealter Dokumente vermeiden! Tag und Nacht sinnen die heiligen Hüter der Sitten und Gebräuche in Versailles und Schönbrunn mit dampfenden Köpfen, Tag und Nacht verhandeln die Gesandten wegen jeder einzelnen Einladung, Eilkuriere mit Vorschlägen und Gegenvorschlägen sausen hin und her, denn man bedenke, welche unübersehbare Katastrophe (ärger als sieben Kriege) könnte hereinbrechen, würde bei diesem erhabenen Anlaß die Rangeitelkeit eines der hohen

Häuser verletzt! In zahllosen Dissertationen rechtsüber, linksüber den Rhein erwägt und erörtert man heikle Doktorfragen, etwa diese, wessen Name an erster Stelle im Heiratskontrakt genannt sein solle, jener der Kaiserin von Österreich oder des Königs von Frankreich, wer zuerst unterzeichnen dürfe, welche Geschenke gegeben, welche Mitgift vereinbart werden solle, wer die Braut zu begleiten, wer sie zu empfangen habe, wieviel Kavaliers, Ehrendamen, Militärs, Gardereiter, Ober- und Unterkammerfrauen, Friseure, Beichtiger, Ärzte, Schreiber, Hofsekretäre und Waschfrauen dem Hochzeitszug einer Erzherzogin von Österreich bis zur Grenze gebühren und wie viele dann der französischen Thronfolgerin von der Grenze bis nach Versailles. Während aber die beiderseitigen Perücken über die Grundlinien der Grundfragen noch lange nicht einig sind, streiten ihrerseits schon, als gelte es den Schlüssel des Paradieses, an beiden Höfen die Kavaliers und ihre Damen untereinander, gegeneinander, übereinander um die Ehre, den Hochzeitszug, sei es begleiten, sei es empfangen zu dürfen, jeder einzelne verteidigt seine Ansprüche mit einem ganzen Kodex von Pergamenten; und obwohl die Zeremonienmeister wie die Galeerensträflinge arbeiten, kommen sie doch innerhalb eines ganzen Jahres mit diesen weltwichtigsten Fragen des Vortritts und der Hofzulässigkeit nicht völlig zu Rand: im letzten Augenblick wird zum Beispiel die Vorstellung des elsässischen Adels aus dem Programm gestrichen, um „die langwierigen Etikettefragen auszuschalten, die zu regeln keine Zeit mehr bleibt“. Und hätte königlicher Befehl das Datum nicht auf einen ganz bestimmten Tag festgesetzt, die österreichischen und französischen Zeremonienhüter wären bis zum heutigen Tage über die „richtige“ Form der Hochzeit noch nicht einig, und es hätte keine Königin Marie Antoinette und vielleicht keine Französische Revolution gegeben.

Auf beiden Seiten wird, obwohl Frankreich wie Österreich Sparsamkeit bitter nötig hätten, die Hochzeit auf höchsten Pomp und Prunk gestellt. Habsburg will hinter Bourbon und Bourbon hinter Habsburg nicht zurückbleiben. Das Palais der französischen Gesandtschaft in Wien erweist sich als zu klein für die fünfzehnhundert Gäste; Hunderte von Arbeitern errichten in fliegender Eile Anbauten, während gleichzeitig ein eigener Opersaal in Versailles für die Hochzeitsfeier vorbereitet wird. Für die Hoflieferanten, für die Hofschneider, Juweliere, Karossenbauer kommt hüben und drüben gesegnete Zeit. Allein für die Einholung der Prinzessin bestellt Ludwig XV. bei dem Hoffournisseur Francien in Paris zwei Reisewagen von noch nie dagewesener Pracht: köstliches Holz und schimmernde Gläser, innen mit Samt ausgeschlagen, außen mit Maleisen verschwenderisch geschmückt, von Kronen überwölbt und trotz dieses Prunkes herrlich federnd und schon bei leichtestem Zuge fortrollend. Für den Dauphin und den königlichen Hof werden neue Paraderöcke angeschafft und mit kostbaren Juwelen durchstickt, der große Pitt, der herrlichste Diamant jener Zeit, schmückt den Hochzeitshut Ludwigs XV., und mit gleichem Luxus bereitet Maria Theresia den Trousseau ihrer Tochter: Spitzenwerk, eigens in Mecheln geklöppelt, zartestes Leinen, Seide und Juwelen. Endlich trifft der Gesandte Durfort als Brautwerber in Wien ein, herrliches Schauspiel für die leidenschaftlich schaulustigen Wiener: achtundvierzig sechsspännige Karossen, darunter die beiden gläsernen Wunderwerke, rollen langsam und gravitatisch durch die bekränzten Straßen zur Hofburg, hundertsiebentausend Dukaten haben einzig die neuen Livreen der hundertsiebzehn Leibgarden und Lakaien gekostet, die den Brautwerber begleiten, der ganze Einzug nicht weniger als dreihundertfünfzigtausend. Von dieser Stunde an reiht sich Fest an Fest: öffentliche Wer-



Marie Antoinette am Clavecin  
Ölgemälde von François Hubert Drouais



bung, feierlicher Verzicht Marie Antoinettes auf ihre österreichischen Rechte vor Evangelium, Kruzifix und brennenden Kerzen, Gratulationen des Hofes, der Universität, Parade der Armee, Théâtre paré, Empfang und Ball im Belvedere für dreitausend Personen, Gegenempfang und Souper für fünfzehnhundert Gäste im Liechtensteinpalais, endlich am 19. April die Eheschließung per procurationem in der Augustinerkirche, bei der Erzherzog Ferdinand den Dauphin vertritt. Dann noch ein zärtliches Familiensouper und am 21. feierlicher Abschied, letzte Umarmung. Und durch ein ehrfürchtiges Spalier fährt in der Karosse des französischen Königs die gewesene Erzherzogin von Österreich, Marie Antoinette, ihrem Schicksal entgegen.

Während die riesige Kavalkade – dreihundertvierzig Pferde, die an jeder Poststation gewechselt werden müssen – langsam durch Oberösterreich, Bayern zieht und sich nach zahllosen Festen und Empfängen der Grenze nähert, hämmern Zimmerleute und Tapezierer auf der Rheininsel zwischen Kehl und Straßburg an einem sonderbaren Bau. Hier haben die Obersthofmeister von Versailles und Schönbrunn ihren großen Trumpf ausgespielt; nach endlosem Beraten, ob die feierliche Übergabe der Braut noch auf österreichischem Hoheitsgebiete oder erst auf französischem erfolgen solle, erfand ein Schlaukopf unter ihnen die salomonische Lösung, auf einer der kleinen unbewohnten Sandinseln im Rhein, zwischen Frankreich und Deutschland, in Niemandsland also, einen eigenen Holzpavillon für die festliche Übergabe zu erbauen, ein Wunder der Neutralität, zwei Vorzimmer auf der rechtsrheinischen Seite, die Marie Antoinette noch als Erzherzogin betritt, zwei Vorzimmer auf der linksrheinischen Seite, die sie nach der Zeremonie als Dauphine von Frankreich verläßt, und in der Mitte den großen Saal der feierlichen Übergabe, in dem sich die Erzher-

zogin endgültig in die Thronfolgerin Frankreichs verwandelt. Kostbare Tapisserien aus dem erzbischöflichen Palais verdecken die rasch aufgezimmerten hölzernen Wände, die Universität von Straßburg leiht einen Baldachin, die reiche Straßburger Bürgerschaft ihr schönstes Mobiliar. In dieses Heiligtum fürstlicher Pracht einzudringen, ist bürgerlichem Blick selbstverständlich verwehrt; ein paar Silberstücke jedoch machen Wächter allorts nachsichtig, und so schleichen einige Tage vor Marie Antoinettes Ankunft einige junge deutsche Studenten in die halbfertigen Räume, um ihrer Neugier Genüge zu tun. Einer besonders, hochgewachsen, freien leidenschaftlichen Blicks, die Aura des Genius über der männlichen Stirn, kann sich nicht sattsehen an den köstlichen Gobelins, die nach Raffaels Kartons gefertigt sind; sie erregen in dem Jüngling, dem sich eben erst am Straßburger Münster der Geist der Gotik offenbart hatte, stürmische Lust, mit gleicher Liebe klassische Kunst zu begreifen. Begeistert erklärt er den weniger beredten Kameraden diese ihm unvermutet erschlossene Schönheitswelt italienischer Meister, aber plötzlich hält er inne, wird unmutig, die starke schwarze Braue wölkt sich fast zornig über dem eben noch befeuerten Blick. Denn jetzt erst ist er gewahr geworden, was diese Wandteppiche darstellen, in der Tat eine für ein Hochzeitsfest denkbar unpassende Legende, die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, das Erzbeispiel einer verhängnisvollen Eheschließung. „Was,“ ruft der genialische Jüngling, ohne auf das Erstaunen der Umstehenden achtzuhaben, mit lauter Stimme aus, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen wurde, bei ihrem ersten Eintritt so unbesonnen vor Augen zu führen? Gibt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateuren und Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl

wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen? Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt.“ Mit Mühe gelingt es den Freunden, den Leidenschaftlichen zu beschwichtigen, beinahe mit Gewalt führen sie Goethe — denn kein anderer ist dieser junge Student — aus dem bretternen Haus. Bald naht jener „gewaltige Hof- und Prachtstrom“ des Hochzeitszuges und überschwemmt mit heiterm Gespräch und froher Gesinnung den geschmückten Raum, ahnungslos, daß wenige Stunden zuvor das seherische Auge eines Dichters in diesem bunten Gewebe schon den schwarzen Faden des Verhängnisses erblickt.

Die Übergabe Marie Antoinettes soll Abschied von allen und allem veranschaulichen, was sie mit dem Hause Österreich verbindet; auch hierfür haben die Zeremonienmeister ein besonderes Symbol ersonnen; nicht nur darf niemand ihres heimatlichen Gefolges sie über die unsichtbare Grenzlinie begleiten, die Etikette heischt sogar, daß sie keinen Faden heimatlicher Erzeugung, keinen Schuh, keinen Strumpf, kein Hemd, kein Band auf dem nackten Leibe behalten dürfe. Von dem Augenblicke an, da Marie Antoinette Dauphine von Frankreich wird, darf nur Stoff französischer Herkunft sie umhüllen. So muß sich im österreichischen Vorzimmer die Vierzehnjährige vor dem ganzen österreichischen Gefolge bis auf die Haut entkleiden; splinternackt leuchtet für einen Augenblick der zarte, noch unaufgeblühte Mädchenleib in dem dunklen Raum; dann wird ihr ein Hemd aus französischer Seide übergeworfen, Jupons aus Paris, Strümpfe aus Lyon, Schuhe des Hofkordonniers, Spitzen und Maschen; nichts darf sie als liebes Andenken zurtückbehalten, nicht einen Ring, nicht ein Kreuz — würde die Welt der Etikette denn nicht einstürzen,



bewahrte sie eine einzige Spange oder ein vertrautes Band? – nicht ein einziges von den seit Jahren gewohnten Gesichtern darf sie von jetzt an um sich sehen. Ist es ein Wunder, wenn in diesem Gefühl so jäh ins Fremde-gestoßen-Seins das kleine, von all diesem Pomp und Getue verschreckte Mädchen ganz kindhaft in Tränen ausbricht? Aber sofort heißt es wieder Haltung bewahren, denn Erinnerungen des Gefühls sind bei einer politischen Hochzeit nicht vorgesehen; drüben im andern Zimmer wartet schon die französische Suite, und es wäre beschämend, mit feuchten Augen, verweint und furchtsam diesem neuen Gefolge entgegenzutreten. Der Brautführer, Graf Starhemberg, reicht ihr zum entscheidenden Gange die Hand, und französisch gekleidet, zum letztenmal gefolgt von ihrer österreichischen Suite, betritt sie, zwei letzte Minuten noch Österreicherin, den Saal der Übergabe, wo in hohem Staat und Prunk die bourbonische Abordnung sie erwartet. Der Brautwerber Ludwigs XV. hält eine feierliche Ansprache, das Protokoll wird verlesen, dann kommt – alle halten den Atem an – die große Zeremonie. Sie ist Schritt für Schritt errechnet wie ein Menuett, voraus geprobt und eingelernt. Der Tisch in der Mitte des Raumes stellt symbolisch die Grenze dar. Vor ihm stehen die Österreicher, hinter ihm die Franzosen. Zuerst läßt der österreichische Brautführer, Graf Starhemberg, die Hand Marie Antoinettes los; statt seiner ergreift sie der französische Brautführer und geleitet langsam, mit feierlichem Schritt das zitternde Mädchen um die Flanke des Tisches herum. Während dieser genau ausgesparten Minuten zieht sich, langsam nach rückwärts gehend, im selben Takt, wie die französische Suite der künftigen Königin entgegenschreitet, die österreichische Begleitung gegen die Eingangstür zurück, so daß genau in demselben Augenblick, da Marie Antoinette inmitten ihres neuen französischen Hofstaates steht, der österreichische



Marie Antoinette auf dem Wege zum Schafott  
Zeichnung von Louis David

bereits den Raum verlassen hat. Lautlos, musterhaft, gespenstig-großartig vollzieht sich diese Orgie der Etikette; nur im letzten Augenblick hält das kleine verschüchterte Mädchen dieser kalten Feierlichkeit nicht mehr stand. Und statt kühl gelassen den devoten Hofknicks ihrer neuen Gesellschaftsdame, der Komtesse de Noailles, entgegenzunehmen, wirft sie sich ihr schluchzend und wie hilfesuchend in die Arme, eine schöne und rührende Geste der Verlassenheit, die vorzuschreiben alle Großkopftas der Repräsentation hüben und drüben vergaßen. Aber Gefühl ist nicht eingerechnet in die Logarithmen der höfischen Regeln, schon wartet draußen die gläserne Karosse, schon donnern vom Straßburger Münster die Glocken, schon schmettern die Artilleriesalven, und, von Jubel umbrandet, verläßt Marie Antoinette für immer die sorglosen Gestade der Kindheit: ihr Frauenschicksal beginnt.

*Aus dem Werke: Marie Antoinette.*

---

## DIE BEIDEN KÖNIGSKINDER / AUS DEM PADERBORNSCHEN

ET wasen twei Kunnigeskinner,  
De hadden enander so leef,  
Se kunden bisammen nich komen;  
Dat Water was vel to deaf.

,Leef Herte, kanst du der nich swemmen?  
Leef Herte, so swemme to mi,  
Ick will di twei Keeskes upsteken,  
Un de sallt luchten to di.'

Dat hörte ne falske Nunne  
In ere Slapkamer, o weh!  
Se dede de Keeskes utdämpfen,  
Leef Herte bleef in de See. —

Et was up en Sunndages Morgen,  
De Lüde wern alle so froh;  
Nich also de Kunnigesdochter,  
De Ogen de satten he to.

,O Moder,‘ sede se, ,Moder,  
Min Ogen dot mi der so weh.  
Mag ick der nich gahn spazeren  
An de Kant van de ruskende See?’

„O Dochter,“ sede de Moder,  
„Allene sallst du der nich gahn;  
Weck up dinen jungesten Broder,  
Un de sall mit di gahn.“

,Min allerjungeste Broder  
Dat is noch so’n unnüsel Kind;  
He schüt wol alle de Vüglkes,  
De an de Seekante sind.

,Un schüt he ock man de wilden  
Un leet de tamen gahn,  
So segget doch alle de Lüde:  
Dat het dat Kunnigskind dahn.

,O Moder,‘ sede se, ,Moder,  
Min Ogen dot mi der so weh.  
Mag ick der nich gahn spazeren  
An de Kant van de ruskende See?’

„O Dochter,“ sede de Moder,  
„Allene sallst du der nich gahn;  
Weck up dine jungeste Suster,  
Un de sall mit di gahn.“

,Min allerjungeste Suster  
Dat is noch so'n unnützel Kind,  
Se plückt ja alle de Blömkes,  
De an de Seekante sind.

,Un plückt se ock man de wilden  
Un leet de tamen stahn,  
So segget doch alle de Lüde:  
Dat het dat Kunnigskind dahn.

,O Moder,‘ sede se, ,Moder,  
Min Herte dot mi der so weh.  
Lat annere gahn na de Kerken,  
Ick bet an die ruskende See.‘

Da satt de Kunnigesdochter  
Upt Hoeft ere goldene Kron,  
Se stak up eren Finger  
En Ring van Demanten so schon.

De Moder geng na de Kerken,  
De Dochter geng an de Seekant:  
Se geng der so lange spazeren,  
Bis se den Fisker fand.

,O Fisker, leveste Fisker,  
Ju könnt verdienen grot Lohn;  
Sett mi ju Nettkes to Water,  
Fisk mi den Kunnigessohn!‘

He sette sin Nettkes to Water,  
De Lotkes sunken to Grund.  
He fiskde und fiskde so lange,  
De Kunnigssohn was sin Fund.

Da nahm de Kunnigesdochter  
Van Hoeft ere goldene Kron:  
,Sieh da, woledle Fisker,  
Dat is ju verdeente Lohn!‘

Se trok van erem Finger  
Den Ring van Demanten so schon:  
,Sieh da, woledle Fisker,  
Dat is ju verdeente Lohn!‘

Se nahm in ere Arme  
Den Kunnigessohn, un o weh!  
Se sprang mit em in de Wellen:  
,O Vater, o Moder, ade!‘

*Aus „Alte und neue Lieder“.*

---

## ERNST BERTRAM / BLICK VOM MICHAELS- BERG

. . . Es ist schön hier oben und so still. Und ein wahres  
Augenwunder. Du mußt kommen und sehen.

Ich begreife immer weniger, daß wir nie Bilder gesehen  
haben von diesem Berg; seit langem ist hier die schönste  
und heimlich verwandtteste der geliehenen Heimaten für  
meine Arbeit und mich.

Das Bautengetümmel hier oben fändest Du schon unwahr-  
scheinlich genug: eine wahre geistliche „Narrenburg“ von  
ehedem, eine Wabe der Jahrhunderte. Aber erst das Ganze  
von draußen her, namentlich vom Wildjägerfelsen aus (das  
wird unser erster Weg!), gibt einen völlig phantastischen  
Umriß: dreimal gesteigert, in mächtigen Stufen düererisch  
hinaufgetreppet, herrlich.

Wie ein gewaltiger Dreimaster liegt da die eigentliche ehe-  
malige Klosterburg auf ihrem Michaelsfelsen, und links

tiefer ordnet sich das vielschattige Durcheinander der Bauten auf dem „Schulberg“, dem niedrigeren Nebengipfel, zu einer kühnen doppelten Vorburg. Der Grat zwischen beiden hat gerade vom Wildjägerfelsen aus gesehen einen so wunderbar gezeichneten Umriß. Du mußt das sehen.

Unserem sachlichen Malerfreunde wäre das alles hier einmal wieder viel zu „malerisch und romantisch“ – ich höre schon seinen Spott über uns Verjäherte, wie damals auf der Schönburg.

Aber das wäre hier oben wirklich die Werkstatt für einen Maler, dem Liebe zu „Malerischem“ noch nicht unwürdig vorkäme; dem eine traumhaft geformte Landschaft noch nicht verächtliche Romantik hieße.

Das schön Gegliederte, Geordnete dieser Landschaft, wie sie um den mächtigen Doppelfelsen unseres Michaelsberges festlich herumgeht, habe ich sehr selten so gesehen. Es ist eine rechte Fluchtburg hier oben, wie es sie gab in den uralten Kampfzeiten. Lange ehe Herrschaftsburgen standen in unseren Gegenden (weltliche und geistliche), waren ja Fluchtburgen für das Volk und sein Wertvollstes. Und, wer weiß, am Ende gibt es die bald wieder. Es sieht sich so an: schreckliche Nachrichten von unten wieder einmal heute. Ich glaube, wenn der Luther nicht auf so einem Felsen gesessen hätte, sicher hätte der die Bibel nicht so gewaltig übersetzt.

Dazu gehören die endlosen Wälder die blauen Wogen immer hintereinander, die Wolken, die lange Abendklarheit über den Tannen, das ganz sonderbare lange drohende Sausen, das noch heute aus seiner Sprache uns antönt.

„Denn gegenwärtiger sind die Götter auf Höhen . . .“ Es bleibt wahr.

Unser Michaeli-Münster aber ist eine Entdeckung für Dich: so recht aus der dorischen Frühe unsrer romanischen

Zeit, wenn auch arg verbaut und auch durch die späteren Zutaten verfremdet, so doch wenigstens nicht „wiederhergestellt“ im neunzehnten Jahrhundert. Wir haben das ja unterwegs oft genug gesehen: die romantische Pietät damals hat unendlich viel mehr zerstört als irgendein dreißigjähriger Krieg und alle Barbaren der Welt. Ernste Lehre für uns, noch immer Söhne romantischen Bewahrerwillens, Kinder des Heimwehs nach Unwiederbringlichem.

Solche Bauten, wie dies Bergmünster hier oben, sind, noch als Bruchstück und Trümmer ihres reineren und stolzeren Einst, immer noch wahrhaft wie zu Richtern bestellt über alles Spätere: die erzengehaftete Strenge solcher Säulen steht immer vor dem Gewissen des Auges, das sie einmal zu sehen gelernt hat. Den strengen Geheimnisernst eines solchen steingeschnitzten Torrahmens würde niemand über eine Schwelle von heute zu wölben wagen.

Ein dunkelgoldner, vieltürmiger Riesenleuchter hängt, gleich einem übergewaltigen Rade, in der Vierung unsres Münsters. Das Geschenk eines Stauferkönigs, will der Doktor wissen (den Zahlen und Namen immer dienstbar umschwirren); es stelle dies leuchtende Rad die himmlische Stadt der Seligen vor, mit Mauern, Toren, Türmen und Bastionen; denn auch die Seligen bedürftten gar sehr der Verteidigung.

Vorgestern sah ich den Radleuchter näher, als er zu einer Reinigung herabgelassen war, an seiner sehr ungefügigen Kette. Da wärest Du erstaunt, wie über ein Wunder: denn denke, da waren doch die kleinsten Teile, die man niemals mehr sehen würde (so durfte der Künstler in seiner Werkstatt wohl annehmen), ausgeführt so bis ins winzigste sorgfältig, wie ein liebevoll zugedachter Frauenschmuck. Da sah man, was denen damals ein rechtes Weihgeschenk war für die Augen Gottes. Denn für Kunstkenner haben



diese Bildner, glücklich in ihrer Mühsal, nicht gearbeitet.

Im Schatz bewahrt man noch eine uralte Michaelsfahne; der Doktor zeigte sie uns hinter Glas, in einem braunen, wirr geschnitzten Kasten. Der Heilige auf dem brüchigen Tuch schaut aus wie der Gott Donner mit der Midgardschlange.

Geheimnisvolle Verwandtschaft der Heroen, alle siegreich niederfahrend zur Hölle, wie der Christ zwischen Tod und Auferstehung:

All diese alten Drachenüberwinder: der geflügelte Herakles Michael, auf die lernäische Satansschlange tretend; der weltlich heilige Siegfried, das Götterschwert führend gegen den Hüterdrachen des irdischen Goldes; der Sonnenjüngling Apoll, den Python uralter Orakeltiefe erlegend; Sankt Georg der Ritter, das landfressende Ungeheuer überwindend; und die Helden, Perseus und Beowulf und alle die anderen Töter des Drachens — müssen das nicht alles Ahnungen sein aus der nämlichen Tiefe, Erinnerungen aus der nämlichen Vorzeit, Hoffnungen des nämlichen Blutes? Was ist da wohl die letzte uranfänglichste Einheit: die meerab sinkende Sonne? das welkende Jahr? die zitternd überwindende Seele?

Von guten Bildern wirst Du hier leider nicht viel finden in der kleinen Sammlung des ehemaligen Stifts. Meistens spätes italienerndes Zeug, wie Du es kennst: süß und gliederverdrehend überfromm, geziert im Rampenlicht, lügenerisch aus dem Grunde. Aber ein paar Ausnahmen kann ich Dir doch zeigen:

Da ist, im ersten Saal, eine Vertreibung aus dem Paradies, ein merkwürdiges Bild irgendeiner verschollenen Schule (Du wirst es besser als ich in den Zeiten unterbringen). Der Adam ist da beinah ein junger Märchenheld, der aus-

zieht, das Fürchten zu lernen. Keine Schuld drückt ihn, und sein Gesicht ist mehr Engel als das des Austreibers mit dem Feuerschwerte selber.

Könnte Adam das Paradies nicht am Ende freiwillig verlassen haben?

Der hier auf dem Bild sieht aus, als habe er nicht erst auf den Schwertengel gewartet, sondern sei fortgegangen an einem Morgen, als er den Frieden, die Stille, die Lämmertöne und die sanften Palmen nicht mehr ertrug. Fortgegangen, die strengere und drohendere Welt zu suchen, die er für uns dann gefunden hat. Eva verhüllt sich in ihr Haar und läßt ihre Züge nicht deuten. Im ungeschickten Antlitz des Engels aber ist nur träger Gehorsam, zornlos und trauerlos.

Da ist noch ein Bild, der harfenspielende David vor König Saul.

Wie muß es dem König zumute sein, der das Königliche in sich erloschen fühlt und der doch der König sein, der doch König scheinen muß! Die Gestalt Sauls, wie er da sitzt, gibt ein Gefühl davon. Aber der David: man sieht, er liebt diesen trauernden Nicht-mehr-König, und sein tröstendes Spiel, das man nicht hört, spricht von dem eigenen Leid, das kein Saul ahnt: dem Leid, daß er, der den König lieb hat, sich König fühlen muß, und König werden an des geliebten Immer-noch-Königs Statt.

Es erinnert mich dieser Saul an einen Mann, den Du kennst. Einen solchen David kenne ich nicht.

Sonst: lauter Abendmähler und Kreuzigungen, lauter Verkündigungen und Anbetungen des Kindes (die wenigen frühen Flamen wie immer das Schönste, da frühe Italiener hier leider ganz fehlen). Lauter Weihnacht und Passion, wohin man sieht.

Weihnachtskrippe und Passionsspiel umfaßten wohl einmal bei uns alle bildende und singende Kunst. Daran wird man

auch hier oben erinnert: eins von beiden steckt fast in jedem Werk, das man hier findet. Können die Völker zuletzt auch etwas anderes feiern, als Geburt und Sterben des Lichtes?

Über der geschweiften Tür zum goldrosig braunen Büchersaal des früheren Stifts (alle Farben und Vergoldungen noch echt und alt) habe ich gestern und heute, auf Bitte des Doktors, ganz vorsichtig den Spruch erneuert, den ein nachdenklicher Bruder von Einst in schön gebrochenen Lettern durch ein Gewinde von blumenwelken Farbranken gezogen hat: „Wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge?“ Recht eine Frage vor einem Büchersaal auf dem Berg: wer wird bestehen – hier oben? Was wird sich erhalten, vor dem Blick der Künftigen? und vor unserm eigenen, künftig?

Über der Baumgrenze gelesen, welken die meisten Bücher – das haben wir doch oft und oft, beide, auf unsren Wanderungen erfahren.

Auch hier oben bin ich, so kommt es mir vor, über eine heimliche Baumgrenze hinausgelangt – ich spüre das im Lesen immer wieder. Aber haben wir sie nicht alle überschritten bei unserer mühsamen Wanderung, seit Jahren, in der Steinwildnis?

Was von allem, das wir in unserer Jugend lieb hatten, was hat die Probe dieser Baumgrenze überstiegen?

Vor dem Gnadenbild in der schönen frühen „Bußkapelle“ unseres Michaeli-Münsters finde ich immer viel frische Blumen und neue Weihrtäfelchen.

Mir ist die Buße für einzelne Taten immer wunderbarlich vorgekommen. Sollte der Mensch nicht eher für sein Wesen als für seine Taten verantwortlich sein?

Er kann hassen, was er tut. Aber er wollte sich, wie er ist. Sehen wir das nicht überall?

Geht es unsren Völkern, in ihren grauen Bußkleidern heute, nicht ebenso? Tun sie nicht alle, noch in Sack und Asche, die Tat ihres Wesens weiter? Sühnen können wir nur, was wir sind.

Meinen letzten Brief hast Du mißverstanden. Du muß nicht denken, ich traure den Königen nach, wohl gar den Königen von Bonapartes höhnischen Fremdgnaden.

Die Könige können wir missen, aber nicht die „Königs-söhne“. Und wo sind die? Manche Prinzen hab ich gesehn, aber noch keinen Königssohn darunter. Und wo sind auch die Frauen geblieben, die aussehen wie „Königstöchter“? Was für wunderbare Frauen hab ich gesehn, als ich Kind war! Oder ist das unser aller Knabenblick gewesen?

Sind denn wirklich nur noch die Toten unsere letzten Burgen? Nie und nimmer will ich das glauben. Ich denke an die Augen all der jungen Wanderer, denen wir begegneten. Burgmänner von künftig.

Aber doch sind es die Toten, die diese Zukunft bereiten. Unsere Toten lassen uns keine Ruhe. Unsere Unruhe, das ist ihr Vermächtnis. Wir selber sind die Erde, aus der die Toten schreien. Sie rufen mit jedem Jahr lauter und dringender. Sie rufen so wild, weil sie schon wissen, was wir kaum zu ahnen wagen und uns sogleich wieder verhüllen: wir haben nur noch sehr wenig Zeit.

Die alten Götter bedurften gegen die Giganten der Hilfe, und sie riefen die Sterblichen.

Wer hilft aber heute dem Göttlichen gegen solche Riesen, wie die da jetzt aufstehen? Wir, die wir nicht einmal das Menschliche bewahren konnten?

Überwundene Götter haben eine lange Geduld. Eine furchtbare Geduld, ist zu besorgen. Denn sie kommen wieder,

schrecklich in ihrer Rache, grauenhafter noch in ihrer Kraft zu warten, bis diese Rache reif ist.

Ich meine fast, es gibt heute solche Götter von eh, die ihre Rache reifen sehen.

Die gefesselten Bildwerke der alten Dämonen befreien sich aus der Münsterwand – wir selber haben ihnen geholfen. Nun sind die alten Dämonen wieder frei.

Ist es möglich, das Hohngelächter der Dämonen noch immer nicht zu hören, wie es schrillt in den vergasteten Straßen unsrer grauenvoll gewordenen Termitenstädte?

Es ist ein Föhn von Erkenntnis über der Welt: weh den armen Kindern im Wetter – morgen!

Die Wölfe heulen schon um den Schlitten der Gesittung, auf der wachsenden Schneestepppe unseres Erdteils. Werft das Entbehrliche hinaus, und rasch, rasch! – so müßte man rufen.

Aber sie werfen ja lieber ihre Kinder hinaus, als ihre albernen Schätze.

Und wir, die wir selber ohne Kinder sind, dürfen es nicht einmal sagen.

Hängen wir nicht selber noch, schuldhaft, an unseren schon zum Tod verurteilten Dingen und kleinen Erbstücken? Aber unsere wirklichen Schätze lassen wir uns indessen entwenden: unsre edelsten Bilder verbrennen sich, unsre ältesten Nibelungenhorte lassen wir über das Meer verschwinden, unsere verfremdeten Dome stürzen ein.

Wir zimmern jeder an seiner heimlichen Arche. Denn wir hören jede Nacht, jeder, das unsichtbare Regnen.

Aber vor dem Erdbeben, das diesmal kommt, rettet keine Arche mehr.

Es kommt jetzt etwas wie die Mitternacht des Jahrtausends. Die Mitternacht – aber auch die Geisterstunde.

Möchten es doch Geister sein, nicht Gespenster.

Es ist eine schlimme Uhr, die da zum Schlagen ausholt.

Wie grauenhaft rasseln die Gewichte schon. Es klingt, als sollte beim letzten Schlag eine Tür aufspringen, die wir in der Wand übersahen, übersehen wollten – und als werde hereingähnen, was wir so Schauriges zu fürchten nicht wagten . . .

Wir haben alle ein Gefühl wie unterm Alpdruck. Wir schreien am Ufer eines Traumstromes: „Hol über! Hol über! Die Gespenster sind hinter uns her!“ – und der Ferge drüben rührt sich nicht, er rührt sich nicht. Hinter uns aber beginnt fern das Getrappel der Totenpferde, und ein noch feines sirrendes Kreischen . . .

Immer bei der höchsten Brücke, droben auf dem Joch zwischen zwei Zeiten, haust der Drache.

Das haben die frühen Wanderer wohl gewußt, und sie bebten, wenn der Weg sich, zwischen den glatten, sinternden Riesenwänden, der letzten Paßhöhe zubog.

Wir nähern uns dem eisigen Übergang und der stäubenden Brücke beim Joch. Aber wir mühen uns, laut zu lachen, wenn man uns vom Drachen redet.

Sie tanzen noch drinnen im Riesenschiff der Zeit. Aber die Dämonen hocken schon in den Rettungsbooten und durchlöchern die Böden, sägen die Ruder an.

Der Nebel wird dichter und dichter. Spüren wir nicht alle die Kälte bis ans Herz? Die Eisberge schwimmen.

Im ehemaligen Klosterspeisesaal erwartet uns täglich, an der Querwand dem Eingang gegenüber, die gläubige Inschrift:

„Du hast Boten bei dir zu Tisch, du bewirtest die Engel am Tage, den du nicht weißt.“

Ein schöner, neidenswerter Glaube.

Ob noch in unsere Zeiten ein solcher Tag fällt, den wir nicht wissen? Aber vielleicht ist gerade diese böse Wendezeit ein Tag für die Boten?

Vielleicht kommen uns die Engel überhaupt nur im Augenblick „zwischen den Welten“, in der verjüngenden Schreckenswende der Tage? So steht es jedenfalls im „Verlorenen Paradies“ (das für mich immer eine der schönsten unter den verschütteten Dichtungen bleibt):

Wie einer, der im Wandermittag ruht

Auf eiliger Reise, hält Erzengel ein

Zwischen zerstörter Welt und der, die neu . . .

Vielleicht erweist sich unsere Mitternacht doch noch einmal als ein solcher Wandermittag? Die alten Bewohner des Michaelsbergs waren dessen gewisser als wir Umnachteten heute:

„Das Licht“ – so lese ich tröstlich bei meinem Hrabanus – „das Licht sendet Gesichte den Hungrigen, und es tönt unser Herr in die Finsternis.“

Die Finsternis wäre da – und auch die Hungernden.

Aber wie Traumlicht ist es oft draußen.

Eine so seltsame, heilig ängstliche Entfremdung ist in der Landschaft – sie erschreckte mich fast, als ich sie zuerst wahrte.

Du mußt es Dir eindringlich und gedämpft zugleich vorstellen, dies sonderbare Licht. Von mehreren Schatten abgedunkelt gleichsam, wie mit Flören überhangen, wie mit trübenden Ölen übermalt.

Aber hinter den gleichsam regnenden Vorhängen von dichten Tropfenperlen ein unwahrscheinlich schönes Land.

Gestern fielen mir die Zeilen wieder ein, nach denen ich damals vergebens in meinem Gedächtnis suchte, als ich das Michaelsbild im Münster zuerst sah:

„Der Fürst der Engel flügelt: Fühle die Kühle!

Er kommt. Es schauert die Luft von Schwärze des Fittichs  
Im herschneidenden Saus . . .“

... So hoch wie nie schien mir heute früh, als ich hinaus-  
sah, unsere Michaelsburg zu liegen. Es mag wohl das wie-  
der unsagbar klare Wetter sein, das solche Täuschungen  
spinnt. Vor-Unwetterklarheit herrscht. Eine wahre Ge-  
spensterfernsicht bis in die tiefsten Horizontgründe hat sich  
aufgetan. Das gibt einen bösen Regen zu meiner Abreise.  
Ein wunderbar eindringliches Quellenreden ist jetzt immer  
nachts in der Luft draußen. Das hab ich niemals so gehört.  
Erstaunlich, wie weit die Luft hier trägt.

Aber diese Nacht muß noch etwas anderes gewesen sein:  
sonderbar viele Vögel müssen vorübergeflogen sein. Es  
war immer ein fast unhörbares, aber doch deutliches Rau-  
schen, ein empfindliches Flügeln in der Luft. Scharen,  
Scharen – so hörte es sich an, auf der eiligen, eiligen  
Reise. Woher kommen die aber mitten im Sommer?

Wir aus den Städten, die wir draußen immer nur zu Gast  
sind, wir wissen so wenig von dem, was sich allenthalben  
um uns her zuträgt. Dies Vogelrauschen war zu seltsam.

Ganz sonderbar verwandelt, so kommt es mir vor, hat sich  
in der letzten Zeit unsres Doktors Gesicht. Er muß wohl  
Nachrichten bekommen haben, die ihn von innen heraus  
verwandeln.

Manchmal, es ist zum Erschrecken, hat er ein wahres Erz-  
engelgesicht. Die Menschen um uns machen jetzt alle vieles  
durch, wovon man nie erfahren wird.

Es kommt gar keine Post mehr von draußen. Aber es be-  
unruhigt mich gar nicht, wie doch sonst; nicht einmal die  
Verwunderung bringe ich auf darüber, daß es mich so gar  
nicht beunruhigen will. Man entfremdet sich hier oben dem  
Drunten und Draußen, wie ich es nie gedacht hätte – das  
gehört wohl zur geistigen Natur dieser Stätte.

Es sollen ja wieder Unruhen gewesen sein, vielleicht kommt  
deshalb nichts von Dir.



Ich spüre, es ist etwas wie ein Bote hierher unterwegs zu uns.

Auf einer langhingewundenen Straße, zwischen Hügeln und Wäldchen, wandert es, eilt sich nicht. Aber nichts hält es auf. Zuweilen seh ich es, wenn ich die Augen zumache.

Dann möchte ich wohl rufen: Geh rascher . . .

Schon gestern war es mir wieder, als höbe sich ganz leicht der Boden unter dem Hause. Ein Erdbebengefühl, wie wir es damals zusammen erlebten, nur leiser, gespenstischer. Aber heute abend ist mir, ganz deutlich, als steige der Felsen, auf dem wir wohnen, langsam, langsam hinauf.

Es wird Zeit, daß ich mich losreiße. Wir werden uns bald sehn. Ich reise übermorgen.

---

## HUGO VON HOFMANNSTHAL / ZU EINER GEDÄCHTNISFEIER FÜR GOETHE AM BURG- THEATER 1899

GOETHES gedenken! Wie, bedarfs dazu  
Besondern Tages? Braucht es da ein Fest?  
Sein zu gedenken, der aus Seinem Bann  
Nie unsern Geist, nie unsre Brust entläßt!  
Wem müßte erst ein aufgeschmückter Tag  
Den Namen in die dumpfen Sinne rufen!  
Auch ist der Rede hier kein Raum gewährt:  
Denn dies sind eines hohen Tempels Stufen,  
Und festlich sei hier jedes Tages Werk.

So fliege denn der Vorhang auf und gebe  
Euch Seine eigne bunte Welt zur Lust  
Und lasse wirken, was gebildet ward,

Auf euch, die ihr nicht minder seid Gebilde:  
Denn wer sitzt hier im atemlosen Saal,  
Der abzutun vermag von seiner Seele  
Des Geistes heimlich bildende Gewalt?  
Wie Er den Faust schuf und den wackern Götze  
Und jenes Bürgerkind im engen Haus  
Und rings um sie das frische deutsche Land:  
So schuf Er mit nicht schwächerer Zauberhand  
An eures Herzens Herz in tausend Nächten  
Schuf an den Schauern eurer Einsamkeit,  
An allen Abgründen, an allen Prächten,  
An allen Wünschen, die durch eure Glieder,  
Von Phantasie genährt, sich glühend wühlen,  
An aller Sternenruh und Wolkenhöhen,  
Die geisterreich das glühnde Aug euch kühlen:  
Wart ihr allein, so war doch Er bei euch,  
Er war die Luft, die euch zu atmen gönnet,  
Daß ihr mit Macht, mit Kühnheit, mit Genuß  
Hinwandeln an des Daseins Klüften könnet.  
Und tratet ihr zu Menschen wieder ein –  
Empfanget ihr im menschlichen Gewühl,  
In jedem würdig fruchtbaren Verein,  
Nicht Seines Daseins schwebend Nachgefühl?  
Die Männer und die Frauen unsrer Zeit,  
Wir haben sie von Ihm gelernt zu lieben:  
Wie dürftig wäre diese Welt geblieben,  
Hätt Er sie nicht im voraus uns geweiht!

Nun halten wir, ein neu-heraufgekommen  
Lebendiges Geschlecht, die weite Erde:  
Und da wir atmen, heißt uns Gegenwart.  
Ein jeder unsrer Schritte ist ein tiefer.  
Aus Busch und Höhle tönen unerhörte  
Geheimnisvolle Fragen uns ans Ohr.

Wir sind der Schlacht nicht sicher, die wir schlagen,  
Und zweifelhaft blinkt uns der Krone Gold,  
Die wir erwerben sollen, wenn wir siegen.  
Wir lassen manchmal alle Hände aus  
Und lösen unsern Blick aus der Verschlingung  
Der Menschenblicke, und wir lassen ihn  
Am harten nächtlichen Gewölb des Himmels  
Hingleiten, wie ein Irrgewordner tut.  
Dann redet Er zu uns, aus Seinen Büchern  
Oder aus unserm eignen Innern oder  
Aus einem Bach, der murmelt, oder hier!  
Gewaltig ist die Hand der Gegenwart –  
Doch Gegenwart auch Er! In unsern Wipfeln  
Das Rauschen Seines Geists, in unsern Träumen  
Der Spiegel Seines Auges! Goethe! Goethe!

Welch Zauberwort, von dem ein starker Schein  
In dieses Daseins großes Dunkel fällt:  
Er trat einmal in diese Welt herein,  
Nun treten wir vielmehr in Seine Welt  
Und weiden uns am Leben der Gestalten,  
Draus sich ein ungeschwächter Hauch erneut,  
Und fühlen, wie sie ganz die Kraft enthalten,  
Davon Er etwas auch in uns gestreut:  
Und dieses regt sich uns im tiefsten Kerne,  
Wir glühen, tausendäugig, tausendhändig,  
Und die Geschöpfe von dem schönsten Sterne,  
Sie werden uns, an ihnen wir lebendig!

*Aus dem Nachlaß.*

## **BÜCHER AUS DEM INSEL-VERLAG**

*Bücher sind kein geringer Teil  
des Glücks—die Literatur wird  
meine letzte Leidenschaft sein.*

*Friedrich der Große*

Die hier aufgeführten Bücher  
sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen;  
wo solche nicht vorhanden ist,  
wende man sich an den Verlag  
(Leipzig C 1, Kurze Straße 7).

---

Über alle Neuerscheinungen und Pläne des Insel-Verlages  
unterrichtet fortlaufend

**DAS INSELSCHIFF**  
**EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE**  
**DES INSEL-VERLAGES**

Im Dezember beginnt der vierzehnte Jahrgang.  
Vier Hefte zum Preise von M 3.—;  
Einzelheft M 1.—

## DIE NEUERSCHEINUNGEN DES INSEL-VERLAGES IM JAHRE 1932

**CORTI, EGON CAESAR CONTE: DER ZAUBERER VON HOMBURG UND MONTE CARLO.** Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.—

*Wo in Monte Carlo im Jahre 1863 ein paar armselige Fischerhütten standen, erheben sich heute zauberhafte Luxusschlösser, Hotels, Villen, eine, ja zwei ganze Städte. Dieses Wunder hat ein Mann vollbracht, François Blanc, der die Kühnheit besaß, zuerst in Homburg, dann in Monte Carlo den Spielteufel zum magischen Herrn der Welt zu machen. Als der Krieg von 1866 der Herrlichkeit in Homburg ein Ende setzte, schuf François Blanc an der Côte d'Azur den Traum von Monte Carlo. Über Fürst und Volk ergoß sich ein Goldregen, er selbst wurde unermesslich reich, und der Sohn des kleinen armen Steuereintnehmers von Marseille vermählte seine Töchter an fürstliche Bewerber.*

**GANDHIS LEHRE UND TAT.** Von C. F. Andrews. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 7.50.

*Der im vorigen Jahre erschienenen Selbstbiographie Gandhis tritt dieses Buch zur Seite. Es ist aus jahrelangem Zusammenleben und Zusammenwirken mit dem großen Menschen und Führer entstanden. Es führt den Leser unter Verwendung einer großen Anzahl von Briefen, Reden und Gesprächen tief in die Gedankenwelt des Mahatma ein. Nachdem im ersten Teil die religiöse Umwelt geschildert ist, aus der heraus allein die Erscheinung Gandhis verstanden werden kann, gibt der zweite Teil einen Abriss der Wirkung seiner Lehre und der Leiden, die Gandhi um ihretwillen auf sich genommen hat.*

**GOETHE UND SEINE WELT IN 580 BILDERN.** Unter Mitwirkung von Ernst Beutler herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. In Leinen M 4.50.

*Die Strecke, die Goethe in einem langen, unvergleichlichen Leben durchmaß, begleitet das Buch „Goethe und seine Welt“ in zeitgenössischen Bildern. Aus vielen Steinen wird hier ein leuchtendes Mosaik gestaltet der Goetheschen Welt und zugleich einer Epoche, die, wie Goethe gewußt und vorausgesagt hat, mit ihm zu Ende ging und so bald nicht wiederkehren wird.*

**AN GOETHE. BRIEFE BEDEUTENDER ZEITGENOSSEN.** Gedächtnisgabe der Reichsregierung zum 22. März 1932. Zwanzig Briefe. Faksimile-Ausgabe in 340 Exemplaren, von der Reichsdruckerei in Lichtdruck hergestellt. Mit leitenden Worten von Hans Wahl. In Mappe M 75.—

*Diese Veröffentlichung enthält zwanzig Briefe bedeutender deutscher und ausländischer Persönlichkeiten an Goethe.*

**HUXLEY, ALDOUS: WELT — WOHIN?** Ein Roman der Zukunft. Übertragen von Herberth E. Herlitschka. In Leinen M 6.—  
*Eine Utopie — aber nicht vom billigen Optimismus des herkömmlichen Zukunftsromans, der von einer Welt in rosigem Licht träumt. Den tut Huxley mit überlegener Geste ab. Er zaubert uns*

kein unerreichbares Wunschbild vor, predigt nicht und will nicht bessern. Er denkt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit den „Fortschritt“ zu Ende, zu einem unausweichlich grotesken Ende.

**DES KNABEN WUNDERHORN. ALTE DEUTSCHE LIEDER.**

Druck der Mainzer Presse in 1000 Exemplaren. Textrevision von Karl Viëtor. 2 Bände in Halbpergament M 40.—.

**LANCKORONSKA, GRÄFIN MARIA U. RICHARD OEHLER: DIE BUCHILLUSTRATION DES XVIII. JAHRHUNDERTS IN DEUTSCHLAND, ÖSTERREICH UND DER SCHWEIZ.**

Drei Bände mit über 450 Abbildungen auf 200 Lichtdruck-Tafeln. Erster Band kartoniert M 25.—; in Halbleder M 32.—. Band II wird im Laufe des Jahres 1933, Band III 1934 erscheinen. Der Bezug des ersten Bandes verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes.

*Dieses Werk füllt eine Lücke in der Kunstgeschichte und in der Bücherkunde aus. Zum ersten Male wird hier eine Darstellung der Buchillustration des 18. Jahrhunderts in den deutschsprechenden Ländern gegeben, wie sie für die französischen livres à figures schon lange besteht. Reiches Abbildungsmaterial belebt den Text und weckt zugleich das Interesse der Bücher- und Kunstfreunde an einem zu Unrecht vernachlässigten Gebiet.*

**LAUESEN, MARCUS: UND NUN WARTEN WIR AUF DAS SCHIFF.** Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Stilling.

Roman. In Leinen M 6.50.

*In diesem Roman wird die Blüte und der Verfall eines Geschlechtes von Reedern und Kapitänen geschildert, dessen letzte Verkörperung von Macht und Größe die waltende Frau Juliane Hagemeyer ist, eine der herrlichsten Gestalten, die die Dichtung unserer Tage aufzuweisen hat. Aus Hunderten von Einzelzügen meisterhaft komponiert, baut der Roman ein Jahrhundert Familiengeschichte vor uns auf. Die Fundamente der Familie sind brüchig geworden; nicht die Zeit ist es, die den Bau zum Einsturz bringen wird, der Untergang kommt aus der Familie selbst. Ihre Gier, reich zu werden, den Besitz festzuhalten und zu vermehren, hat Haß und Zwietracht gezüchtet, die gewalttätig ihren Bestand zerstören. In der Hellsichtigkeit der Todesnähe erkennt Juliane Hagemeyer dieses Verhängnis ihres Geschlechtes und verflucht, was dieses erst groß gemacht hat. — Im letzten Herbst ist durch dieses Buch ein bis dahin nur wenig bekannter junger Dichter über Nacht in Dänemark berühmt geworden. Nun kommt das Buch auf seiner Weltreise in einer vom Dichter durchgesehenen Übertragung nach Deutschland.*

**LAWRENCE, DAVID HERBERT: APOKALYPSE.** Übertragen von Georg Goyert. In Leinen M 6.—.

*Die „Apokalypse“ ist das letzte Buch des großen englischen Dichters, während seiner Krankheit im Angesicht des Todes geschrieben. Es wird eines seiner wichtigsten bleiben, ein kostbares Vermächtnis. In ihm macht er den kühnen Versuch, die Lehre Christi und die Offenbarung Johannis scharf voneinander zu trennen, der einen allen echten christlichen Geist, der anderen alle Schuld an den Verfälschungen und der Trübung, die sie erfahren, zuzuweisen. Ein Brief seines nahen Freundes Richard Aldington*

*an Frau Frieda Lawrence, der unser Buch einleitet, spricht aufschlußreich und aus tiefer Kenntnis heraus über dieses dichterische Testament und über den Dichter selbst.*

**LAWRENCE, DAVID HERB.: DIE GEFIEDERTE SCHLANGE.**

Roman. Übertragen von Georg Goyert. In Leinen M 8.—

*Adler und Schlange, die Wappentiere Mexikos, sind die Sinnbilder der in diesem Roman geschilderten Erhebung, die die alten, gestürzten Götter des Landes wieder einsetzen will. In die sinnverwirrende Atmosphäre hat der Dichter eine angelsächsische Frau gestellt. Sie kämpft gegen die dämonische Gewalt dieser Umwälzung, in die sie von deren Führern hineingezogen wird, um ihr endlich doch zu erliegen. Selten ist ein Dichter so tief in das Geheimnis eines fremden Volkes eingedrungen wie Lawrence in die rätselhafte, zerklüftete, glühende, sinnliche Seele des mexikanischen Volkes, selten ist die Mischung von Seelenhaftigkeit und — manchmal unheimlichem — Scharfsinn so vollkommen wie in diesem Buche.*

**MELL, MAX: DIE SIEBEN VON THEBEN.** Dramatische Dichtung. In Pappband M 3.50.

*Das schreckensvolle Ende des unglückseligen, der Drachensaat entsprossenen Geschlechts bildet den Inhalt dieses Dramas, in dessen Mittelpunkt die zwei großen Gestalten des Polyneikes und der Antigone stehen.*

**PETERSEN, JULIUS: ERDENTAGE UND EWIGKEIT.** Rede, gehalten in Weimar bei der Goethe-Gedächtnisfeier des Reiches am 22. März 1932. Kartoniert M 1.20.

**SCHEFFLER, KARL: DER NEUE MENSCH.** Essays. In Leinen M 6.—

*Inhalt: Die neue Kunst und der neue Mensch — Die Zukunft der Großstädte — Das Schaufenster — Die permanente Revolution — Evangelisch — Die Presse — Die Rache des Eros.*

*Erfüllt von dem Gefühl großer Verantwortlichkeit, setzt sich Karl Scheffler in diesem Buch mit den Problemen der Gegenwart auseinander. Er will dem Menschen durch das Dickicht der Meinungen über die gesellschaftlichen, sittlichen, religiösen und künstlerischen Grundlagen des modernen Daseins den Weg in die Zukunft freimachen.*

**SCHWAB, GUSTAV: SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS.** Neue vollständige Ausgabe mit 96 Bildern nach Flaxman. (1120 Seiten). In Leinen M 4.50.

*Mit dieser, bei mustergültiger Ausstattung äußerst preiswerten Ausgabe erwecken wir ein Buch, das seit Generationen unserem Volk die versunkene Welt der griechischen Götter und Heroen näher gebracht hat, zu neuem Leben. Aus den Bruchstücken, die die Hinterlassenschaft der Antike waren, hat Gustav Schwab mit einer Hingabe ohnegleichen die großen Sagenzyklen wiederhergestellt. Durch ihn sind uns diese Sagen vertraut geworden; in einem Buch voll Tiefsinn und Schönheit, grausiger Fürstenskämpfe und seltsamer Lügengeschichten wird sein Werk weiterleben wie Tausendundeine Nacht, der Robinson oder ein anderes jener Bücher, die nie altern.*



SIEBER, CARL: RENÉ RILKE. Mit 5 Lichtdruck-Tafeln. In Leinen M 5.—

*Dieses Buch beantwortet die oft gestellte Frage nach der Frühzeit Rainer Maria Rilkes. Atmosphäre und Umwelt, in denen René Rilke aufwuchs, werden darin lebendig. Wir erleben seine ersten seelischen Nöte und Konflikte, wir sehen ihn langsam sich der Dichtung nähern, die sein Leben beherrschen soll. Das Phänomen des Dichters Rilke wird erst wahrhaft deutlich, wenn man seine Anfänge kennt.*

SILLANPÄÄ, F. E.: SILJA, DIE MAGD. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Ohquist. In Leinen M 6.—

*Verhältnismäßig spät kommt dieser, in seinem Heimatland längst berühmte finnische Dichter zu uns, nun aber mit seinem bisher reifsten Werk. Es ist die ergreifende Geschichte einer Magd, die mit nachtwandlerischer Sicherheit und reinen Herzens wie eine Heilige ihren geraden, schweren Weg geht, bis ein einst in voller Kraft und in höchstem Ansehen stehendes altes Bauerngeschlecht mit ihr erlischt. Wir wissen genau: soundso wird sich einmal das Geschick der lieblichen Gestalt erfüllen, unentrinnbar steht hinter dem Leben der jungen Silja der frühe Tod. Und nun ist es etwas Großes, zu erleben, wie der Dichter von Geschehnis zu Geschehnis die Handlung zu steigern vermag, bis die Erzählung in beinahe andächtiger Ruhe ausklingt.*

*Der Roman mutet fast an wie eine Legende, die hineinverwoben wurde in eine an dramatischen Spannungen und Geschehnissen reiche Erzählung, deren Hintergrund die aufwühlenden Tage des unseligen finnischen Bruderkampfes zu Ende des Weltkrieges bilden.*

TIMMERMANS, FELIX: FRANZISKUS. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 20. Tausend. In Leinen M 6.—

*Es ist ein Buch, das bis in die letzte Zeile von reiner Dichtung erfüllt ist, durchleuchtet von einem Geist geaderter Innerlichkeit, der so selten geworden ist in unsern Tagen, über den man beglückt ist, daß er noch lebt, und von dem man glauben darf, daß er niemals untergehen wird.*  
Kölnische Zeitung.

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (800 Seiten.) In Leinen M 12.—

*Dieser an Umfang und Gehalt große Roman der Tsing Dynastie ist seit hundert Jahren als der Gipfel des chinesischen Schrifttums bekannt; er bildet noch heute die Lieblingslektüre der Chinesen beiderlei Geschlechts. Der Roman schildert Glanz und Niedergang eines Fürstengeschlechts, seine bunt bewegte Handlung schlingt sich um die Gestalten eines chinesischen Werther und seiner Geliebten, er eröffnet — ein hohes Lied auf die irdische und himmlische Liebe — in glücklicher Verbindung von Realistik und Mystik Einblicke in die intimsten Vorgänge eines vornehmen Hauses, in die geheimen seelischen Bezirke schöner, in völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt aufwachsender Jungfrauen und in die Mysterien buddhistisch-taoistischer Jenseitsvorstellungen. China kann sich nur selbst erklären; es ist nie offenerziger gewesen als in seinen beiden großen Romanschöpfungen: dem Kin Ping Meh, der seit*

*zwei Jahren das Entzücken vieler deutscher Leser bildet, und dem Hung loh mong, dem Traum der Roten Kammer.*

**STEFAN ZWEIG: MARIE ANTOINETTE.** Bildnis eines mittleren Charakters. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

*In seinem „Fouché“ hat Stefan Zweig den Typus der neuen psychologischen Biographie geschaffen. In viele Sprachen übersetzt, ist dieses Buch über die ganze Welt gegangen. Ihm stellt nun der Dichter ein Buch gleicher Wesensart zur Seite. Aber der Rahmen ist hier viel weiter gespannt: das dramatische Schicksal einer Frau erfüllt sich inmitten einer der dramatischsten Zeiten der Geschichte. Wie Marie Antoinette ohne eigentliche Kraft zum Guten, aber auch ohne den geringsten Willen zum Bösen, leichtsinnig und ahnungslos Krone und Leben verspielt, zuletzt aber über ihr Mittelmaß von der gewaltigen Hand des Schicksals ins Heldische emporgerissen wird, — diese von nun ab unvergeßbare Tragödie schildert Stefan Zweig in einer Darstellung, deren Spannung und Kraft auf keiner der 640 Seiten des Buches nachläßt.*

★

## DIE NEUEN BÄNDE DER INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band mit neuem Überzugpapier in Pappband 80 Pf.

**ERNEST CLAES: HANNES RAPS.** Mit Zeichnungen von Felix Timmermans. (Nr. 429.)

**WOLFGANG GOETZ: FRANZ HOFDEMEL.** Eine Mozart-Novelle. (Nr. 174.)

**GUNNAR GUNNARSSON: DER KÖNIGSSOHN.** Eine Geschichte aus dem alten Norwegen. (Nr. 109.)

**WILHELM HAUFF: DIE KARAWANE.** Märchen (Nr. 424.)

**DAVID HERBERT LAWRENCE: FROHE GEISTER; EINE ENGLISCHE FAMILIE.** Zwei Erzählungen. (Nr. 428.)

**ALTE UND NEUE LIEDER.** Mit Weisen und Bildern von Ludwig Richter. (Nr. 18.)

**HERMANN LÖNS: TIERGESCHICHTEN.** (Nr. 425.)

**THOMAS MANN: DIE BEKENNTNISSE DES HOCHSTAPLERS FELIX KRULL.** (Nr. 312.)

**JOSEF PONTEN: BERGREISEGESCHICHTEN.** Der Gletscher — Die letzte Reise. (Nr. 427.)

**GRIGOL ROBAKIDSE: KAUKASISCHE ERZÄHLUNGEN.** (Nr. 83.)

**ALBRECHT SCHAEFFER: NACHTSCHATTEN.** Vier Novellen aus kriegerischen Zeiten. (Nr. 179.)

**KARL HEINRICH WAGGERL: DAS WIESENBUCH.** Mit 16 Scherenschnitten des Dichters. (Nr. 426.)

★

Neue vollständige Verzeichnisse der Insel-Bücherei stehen unentgeltlich zur Verfügung.

## GESAMTVERZEICHNIS (AUSWAHL)

- ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Ursprache und Übertragung gegenübergestellt. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. In Leinen M 6.—.
- ANDERSEN, HANS CHRISTIAN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. In Leinen M 12.—.
- ANDREAS-SALOMÉ, LOU; RAINER MARIA RILKE. Mit acht Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.
- BALZAC, HONORÉ DE: DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, GENANNT CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 9.—.
- BÉDIER, JOSEPH: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. In Leinen M 4.50.
- BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 5.—.
- BEHEIM-SCHWARZBACH, MARTIN: DIE HERREN DER ERDE. Roman. In Leinen M 5.50.
- D'É M. CHAELSKINDER. Roman. In Leinen M 6.25.
- BERTRAM, ERNST: GEDICHTE. In Pappband M 4.—.
- DAS NORNBUCH. Gedichte. In Pappband M 4.—.
- DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Pappband M 4.—.
- STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. In Pappband M 4.—.
- BETHGE, HANS: DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. In Halbleinen M 4.—.
- JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik. In Halbleinen M 4.—.
- BILLINGER, RICHARD: DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.
- ROSSE. Schauspiel in drei Aufzügen. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.—.
- RAUHNACHT. Schauspiel in fünf Aufzügen. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.—.
- SICHEL AM HIMMEL. Der Gedichte dritte Auflage. In Pappband M 4.50.
- DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. In Leinen M 6.—.
- BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski* unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 7.50; in Leder M 12.—.
- BRAUN, FELIX: AGNES ALTKIRCHNER. Roman in sieben Büchern. Auf Dünndruckpapier (995 Seiten). In Leinen M 10.—.

- DAS ALTE BREMEN.** Herausgegeben vom *Focke-Museum für Bremische Altertümer*. Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 7.—.
- BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ.** Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. In Leinen M 5.50.
- BUBER, MARTIN: EKSTATISCHE KONFESSIONEN.** Veränderte Neuauflage. 6. Tausend. In Pappband M 4.75.
- **ICH UND DU.** In Pappband M 4.—.
- BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE.** Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 7.—.
- BÜHLER, JOHANNES: DAS ERSTEREICH DER DEUTSCHEN.** Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 6.75.
- In diesem Buche führt uns der Verfasser mit sicherer Hand durch die geistigen und politischen Verhältnisse des deutschen Volkes von der Völkerwanderung bis zum Mittelalter. Es ist eine Geschichte des alten Kaisertums und der Kultur unserer Vorfahren; nur wer sich seiner Ahnen bewußt ist und im Nährboden der Vergangenheit wurzelt, kann in sein Volkstum hineinwachsen, das über Glück und Unglück und allen äußeren Formen steht.*
- CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN.** Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.
- CAROSSA, HANS: DER ARZT GION.** Eine Erzählung. 40. Tausend. In Leinen M 6.—.
- **EINE KINDHEIT.** 20. Tausend. In Leinen M 5.—.
- **VERWANDLUNGEN EINER JUGEND.** 15. Tausend. In Leinen M 5.—.
- **RUMÄNISCHES TAGEBUCH** (aus dem Weltkrieg). 15. Tausend. In Leinen M 4.50.
- **GEDICHTE.** 10. Tausend. In Leinen M 4.—.
- CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA.** Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

**CHINESISCHE MEISTERROMANE**

- EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL.** Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. In Leinen M 5.75.
- KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN.** Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. 920 Seiten auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.50.
- DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE.** Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.25.

- CLAES, ERNEST: FLACHSKOPF. Mit Bildern und einem Vorwort von *Felix Timmermans*. Aus dem Flämischen übertragen von *Peter Mertens*. 10. Tausend. In Leinen M 4.75.
- CORTES, FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes' an Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. In Leinen M 6.50.
- CORTI, EGON CAESAR CONTE: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1770—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. In Leinen M 12.—.
- DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 12.—.
- Beide Bände in Kasette in Leinen M 20.—; in Halbleder M 30.—.
- DIE TROCKENE TRUNKENHEIT. Ursprung, Kampf und Triumph des Rauchens. Mit 64 Bildtafeln. In Leinen M 12.—.
- COSTER, CHARLES DE: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski*. In Leinen M 4.—.
- DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 10.—.

## DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der *politischen* und der *kulturhistorischen* Reihe. Preis des gesamten Werkes in Leinen M 60.—.

*Dieses Werk baut das Mittelalter in seiner Größe, Strenge und Innigkeit vor uns auf, in der Wucht seines nach innen gekehrten Lebens, in der Treue seiner Arbeit.*

### *Die vier Bände der politischen Reihe:*

Die Germanen in der Völkerwanderung.  
 Das Frankenreich.  
 Die sächsischen und salischen Kaiser.  
 Die Hohenstaufen.

### *Die Bände der kulturhistorischen Reihe:*

Klosterleben im deutschen Mittelalter.  
 Deutsches Geistesleben im Mittelalter.  
 Ordensritter und Kirchenfürsten.  
 Fürsten und Ritter.  
 Bauern, Bürger und Hansa.

Jeder Band in Leinen M 7.50.

★

**DICKENS, CHARLES: WERKE.** Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von *Cruikshank, Cattermole, Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Leinen M 45.—.

Als Einzelausgaben erschienen:

- **DAVID COPPERFIELD.** In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.
- **DER RARITÄTENLADEN.** In Leinen M 8.—.
- **DIE PICKWICKIER.** In Leinen M 8.—.
- **OLIVER TWIST** und **WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN.** In Leinen M 8.—.

**EICHENDORFF, JOSEPH VON: WERKE.** Herausgegeben von *Franz Schultz*. Zwei Bände. In Leinen M 7.50.

**ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE): BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS.** Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.

**FICHTE: REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION.** Eingeleitet von *Rudolf Eucken*. In Leinen M 3.50.

**FRANK, LEONHARD: BRUDER UND SCHWESTER.** Roman. 40. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT.** Roman. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **DIE URSACHE.** Roman. 25. Tausend. In Leinen M 4.25.

— **DIE RÄUBERBANDE.** Roman. In Leinen M 2.50.

**FRIEDENTHAL, RICHARD: DER EROBERER.** Ein Cortesé-Roman. In Leinen M 6.75.

**GANDHI, MAHATMA: MEIN LEBEN.** Im Einverständnis mit dem Verfasser bearbeitet von *C. F. Andrews*. Aus dem Englischen übertragen von *Hans Reisiger*. In Leinen M 7.50.

**GOBINEAU: DIE RENAISSANCE.** Historische Szenen. Mit 20 Bildtafeln. In Leinen M 5.—; in Halbleder M 7.50.

**GORKI, MAXIM: ERZÄHLUNGEN.** Eingeleitet v. *Stefan Zweig*. In Leinen M 2.50.

Inhalt: Die alte Isergil — Malwa — Sechszwanzig und eine — Der Landstreicher — Gewesene Leute.

**GOETHE: SÄMTLICHE WERKE** in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 135.—; in Leder M 235.—. *Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben, die Goethes ungeheures Lebenswerk auf rund 15000 Seiten bietet. Einer der wesent.*

lichsten Vorzüge dieser Ausgabe ist ihre Anordnung: die einzelnen Werke sind nach ihrer Zugehörigkeit in Gruppen geteilt, innerhalb dieser aber wieder zeitlich geordnet, ferner sind im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die nur die Lesarten verzeichnen, die wichtigsten Werke in den verschiedenen Fassungen wiedergegeben.

In der Ausstattung dieser Gesamtausgabe:

GOETHE'S BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. Zwei Bände. In Leinen M 18.—; in Leder M 30.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 7.50; in Leder M 13.—.

GOETHE'S GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann*. In Leinen M 9.50; in Leder M 16.—.

★

FARBENLEHRE. Vollständige Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Mit 32 zum großen Teile farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen*. In Leinen M 10.—.

FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Parapomona. In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50.

SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

NATURWISSENSCHAFTLICHE SCHRIFTEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. Mit 48 zum großen Teil farbigen Tafeln. In Leinen M 20.—; in Leder M 34.—.

★

GOETHE'S GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. In Leinen M 3.75.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. In Pappband M 6.—; in Halbleder M 8.—.

LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf*. In Pappband M 3.—.

★

DREISSIG HANDZEICHNUNGEN GOETHE'S. Faksimiles in Originalgröße in farbigem Lichtdruck. Herausgegeben von *Hans Wahl*, Direktor des Goethe-Nationalmuseums. 300 numerierte Exemplare. In Leinenmappe M 225.—.

**TALIENISCHE REISE.** Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum* (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—.

★

**DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE.** Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe*. In Leinen M 3.50.

**BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN.** Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen*. Vollständige Ausgabe in vier Bänden. In Leinen M 12.—.

**BRIEFE AN FRAU VON STEIN.** In Auswahl herausgegeben von *Julius Petersen*. Mit 6 Silhouetten. In Leinen M 3.50.

**BRIEFE VON GOETHES MUTTER.** Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 4.50.

**DIE BRIEFEDER FRAURATH GOETHE.** Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster*. Zwei Bände. In Leinen M 9.—.

**DER BRIEFWECHSEL ZWISCHEN GOETHE UND ZELTER.** Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von *Max Hecker*. 3 Bände. In Leinen M 18.—.

**BETTINAS LEBEN UND BRIEFWECHSEL MIT GOETHE.** Herausgegeben von *Fritz Bergemann*. Mit 17 Bildtafeln und 2 Facsimiles. In Leinen M 7.50.

**GOETHE IM BILDNIS.** Mit 102 Bildtafeln. Herausgegeben von *Hans Wahl*. In Leinen M 5.—.

★

**DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM.** Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbige gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. In Leinen M 9.—.

**GRIMMELSHAUSEN, H. J. CHR. VON: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS.** Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 7.50.

**HARDT, ERNST: GUDRUN.** Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 4.—.

— **TANTRIS DER NARR.** Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 4.—.

**HAUFF, WILHELM: MÄRCHEN.** Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbige gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. In Leinen M 5.—.

**DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN,** das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbpergament M 12.50.

**HEINE, HEINRICH: SÄMTLICHE GEDICHTE.** Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.



- HEINE, HEINRICH: TRAGÖDIEN — REISEBILDER — PROSA  
DICHTUNGEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen  
M 9.—; in Leder M 15.—.
- BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. In Leinen M 3.—; in  
Leder M 6.—.
- HEY-SPECKTER: HUNDERT FABELN FÜR KINDER. Von  
*Wilhelm Hey*. Mit den Bildern von *Otto Speckter*. In Leinen  
M 2.50.
- HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE. Tage-  
buchaufzeichnungen. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander  
Schröder*. In Leinen M 4.—.
- DIE GEDICHTE UND DIE KLEINEN DRAMEN. 53. Tausend.  
In Leinen M 5.—.
- DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 12. Tausend.  
Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.75.
- HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Kritisch-  
historische Ausgabe von *Franz Zinkernagel* in fünf Bänden. In  
Halbleder M 65.—.
- SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier  
in einem Bande. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.
- HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND.  
Taschenausgabe. In Leinen M 3.—.
- HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schrö-  
der*. In Leinen M 4.50.
- TRADER HORN: ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE.  
Neue illustrierte Ausgabe. In Leinen M 4.50.
- HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND.  
Vollständige Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). 20. Tausend.  
In Leinen M 15.—.  
*Der große Roman des Dreißigjährigen Krieges.*
- ENTPERSÖNLICHUNG. In Halbleinen M 4.75.
- VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. In Leinen M 5.75.
- DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI.  
In Leinen M 6.25.
- LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. In Halbleinen  
M 4.50.
- MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMEN-  
TO. In Leinen M 5.—.
- DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi  
erster Teil. In Leinen M 6.—.
- DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter  
Teil. In Leinen M 6.—.
- DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. In Halbleinen M 5.—.
- MICHAEL UNGER. Roman. In Leinen M 6.50.
- WALLENSTEIN. In Pappband M 3.25.
- GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.75.

- HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND.**  
Gekürzte Ausgabe. In Leinen M 2.50.
- HUMBOLDT, WILHELM VON: BRIEFE AN EINE FREUNDIN**  
(Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann*.  
In Leinen M 3.50.
- DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON**  
**HUMBOLDT.** Herausgegeben von *Leitzmann*. In Leinen M 6.50.
- HUXLEY, ALDOUS: NACH DEM FEUERWERK.** Novellen.  
Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 6.50.
- **ZWEI ODER DREI GRAZIEN.** Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 6.—.
- **KONTRAPUNKT DES LEBENS.** Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. 7. Tausend. In Leinen M 7.50.
- **PARALLELEN DER LIEBE.** Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 7.50.
- INSEL-ALMANACH AUF DAS GOETHE-JAHR 1932.** Mit  
8 Bildtafeln. Kartoniert M 1.—.
- JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE** in einem  
Bande auf Dünndruckpapier. Übertragen von *Mathilde Mann, Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helsted* 1885  
radierten Porträt. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.
- KANT: SÄMTLICHE WERKE** in sechs Bänden. Herausgegeben  
von *Felix Groß*. Taschenausgabe in Dünndruckpapier. In Leinen  
M 45.—; in Leder M 75.—.
- **KRITIK DER REINEN VERNUNFT.** Taschenausgabe auf  
Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.
- **KANT-AUSSPRÜCHE.** Herausgegeben von *Raoul Richter*.  
In Leinen M 3.50.
- KASSNER, RUDOLF: DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIO-**  
**GNOMIK.** In Leinen M 4.—.
- KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN.** Herausge-  
geben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.
- KLEIST, HEINRICH VON: SÄMTLICHE WERKE.** Heraus-  
gegeben von *Friedrich Michael*. Taschenausgabe auf Dünndruck-  
papier in einem Band. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.
- **BRIEFE.** Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 3.50.
- DES KNABEN WUNDERHORN.** Ausgewählt und eingeleitet von  
*Friedrich Ranke*. Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. In Leinen  
M 3.50.
- KOCH, RUDOLF: DAS BLUMENBUCH.** Zeichnungen von *Rudolf Koch*. In Holz geschnitten von *Fritz Kredel*. Druck der Mainzer  
Presse. Drei Teile. In Pappband M 80.—.
- KÜHNEMANN, EUGEN: GOETHE.** Zwei starke Bände. In Leinen  
M 20.—.

- LAGERLÖF, SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. Neue Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 4.50.
- LANDSBERGER, FRANZ: DIE KUNST DER GOETHEZEIT. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Abbildungen. In Leinen M 14.—.
- LAWRENCE, DAVID HERBERT: LIEBENDE FRAUEN. Roman. Neu übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. 9. Tausend. In Leinen M 8.—.
- DER HENGST ST. MAWR. Roman. Übertragen von *Herberth E. Herlitschka*. In Leinen M 5.—.
- DER REGENBOGEN. Roman. Übertragen von *F. Franzius*. In Leinen M 6.—.
- SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Neu übertragen von *Georg Goyert*. 6. Tausend. In Leinen M 8.—.
- MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. Neue Ausgabe mit 12 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.75.
- MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. Neue, erweiterte Ausgabe. In Pappband M 3.—.
- MOTTRAM, RALPH H.: DER „SPANISCHE PACHTHOF“. Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von *John Galsworthy*. Übertragen von *T. Francke* (720 Seiten). 12. Tausend. In Leinen M 8.50.  
*Der große englische Kriegsroman.*
- WESEN UND GESCHICHTE DER FINANZSPEKULATION. Deutsche Ausgabe nach der Übertragung von *Karl Lerbs* besorgt von *Erich Dittrich*. In Leinen M 8.50.
- MOZART, WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.—.
- MUMELTER, HUBERT: ZWEI OHNE GNADE. Roman. In Leinen M 6.—.
- NAPOLEONS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Friedrich Schulze*. Mit 19 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.
- NEXÖ, MARTIN ANDERSEN: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande (1250 Seiten). In Leinen M 11.50.
- DER NIBELUNGEN NOT und KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 6.—.  
*Der mittelhochdeutsche Text in musterhafter Ausgabe.*
- NIETZSCHE: BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. In Leinen M 4.75.

- PENZOLDT, ERNST: DER ARMÉ CHATTERTON.** Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 5.—
- PONTOPPIDAN, HENRIK: HANS IM GLÜCK.** Ein Roman. Aus dem Dänischen übertragen von *Mathilde Mann*. 10. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 10.—
- REISINGER, ERNST: GRIECHENLAND.** Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln, davon 62 nach Aufnahmen der *Preußischen Meßbildanstalt*. In Halbleinen M 7.—
- RENDL, GEORG: DER BIENENROMAN.** In Leinen M 5.—  
*Nur ein Bienenzüchter kann so tief in die Psyche der Bienen und ihres Staates eindringen, nur ein Sohn der Natur das Jahr der Blumen und der Tiere so schildern, nur ein Dichter ein so beglückendes und inniges Buch daraus gestalten, wie es hier gelang.*
- RILKE, RAINER MARIA: GESAMMELTE WERKE** in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 35.—; in Halbleder M 45.—

In der gleichen Ausstattung:

- **ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT.** 10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—
- **BRIEFE UND TAGEBÜCHER AUS DER FRÜHZEIT.** 1899 bis 1902. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—
- **BRIEFE AUS DEN JAHREN** 1902 bis 1906. 15. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—
- **BRIEFE AUS DEN JAHREN** 1906 bis 1907. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—

★

- **ERSTE GEDICHTE.** 19. Tausend. In Leinen M 6.—
- **FRÜHE GEDICHTE.** 23. Tausend. In Leinen M 5.—
- **NEUE GEDICHTE.** Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.—
- **DAS BUCH DER BILDER.** 34. Tausend. In Leinen M 5.25.
- **DUINESER ELEGIEN.** Neue Ausgabe. 15. Tausend. In Leinen M 3.50.
- **DAS STUNDEN-BUCH.** (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben — Von der Pilgerschaft — Von der Armut und vom Tode.) 85. Tausend. In Halbleinen M 4.25.
- **DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE.** 31. Tausend. In Leinen M 6.50.
- **GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT.** 50. Tausend. In Leinen M 4.50.
- **AUGUSTE RODIN.** Mit 96 Bildtafeln. 53. Taus. In Leinen M 7.—

★

- ROLLAND, ROMAIN: BEETHOVENS MEISTERJAHRE** (von der *Eroica* bis zur *Appassionata*). Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 29 Bildtafeln und einem Faksimile. In Leinen M 10.—

**SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE.** (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer, Beham* u. a. Zwei Bände. In Halbpergament M 10.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden. In Halbpergament M 16.—; in Schweinsleder M 30.—.

**SCHAEFFER, ALBRECHT: HELIANTH.** Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). In Leinen M 15.—.

*Der große Zeitroman des Dichters.*

— **ELLI ODER SIEBEN TREPPEN.** Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 5.25.

— **GEDICHTE** aus den Jahren 1915 bis 1930. In Leinen M 4.—.

— **GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS.** Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.—.

— **GRIECHISCHE HELDENSAGEN.** Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

— **KAISER KONSTANTIN.** Eine Zeitwende. Roman. Leinen M 5.—.

— **JOSEF MONTFORT.** Roman. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

— **DAS OPFERTIER.** Erzählungen. In Leinen M 5.—.

— **PARZIVAL.** Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen. M 7.50.

— **DAS PRISMA.** Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

— **ROSS UND REITER.** Ihre Darstellung in der plastischen Kunst. In Gemeinschaft mit *Robert Diehl* herausgegeben von *Albrecht Schaeffer*. Mit 37 Bildtafeln. In Leinen M 7.—.

**SCHEFFLER, KARL: DER GEIST DER GOTIK.** Mit 100 Bildtafeln. 44. Tausend. In Leinen M 7.—.

— **DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEM JAHRHUNDERT.** Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Leinen M 11.—.

— **HOLLAND.** Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.

— **ITALIEN.** Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 12.50.

— **PARIS.** Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 12.50.

— **LEBEN, KUNST UND STAAT.** Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M 4.25.

**DER JUNGE TOBIAS.** Eine Jugend und ihre Umwelt. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

**SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE** in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 70.—.

**SCHNEIDER, EDUARD: ELEONORA DUSE.** Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

- SCHOPENHAUER: APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT.**  
Taschenausgabe. In Leinen M 3.50.
- SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: DER WANDERER UND DIE HEIMAT.** In Leinen M 4.75.
- **MITTE DES LEBENS.** Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.—
- SCHULZE-MAIZIER, FRIEDRICH: DIE OSTERINSEL.** Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 10.—
- SCHURIG, ARTHUR: WOLFGANG AMADE MOZART.** Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. In Leinen M 14.—
- SCHWARZ, HEINRICH: DAVID OCTAVIUS HILL (1802—1870).** Der Meister der Photographie. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.
- SPUNDA, FRANZ: DER HEILIGE BERG ATHOS.** Landschaft und Legende. Mit 40 Bildtafeln. In Leinen M 10.—
- STEINDORFF, GEORG: DIE KUNST DER ÄGYPTER.** Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50.
- STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE.** Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—
- Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.
- Jeder Band ist auch einzeln käuflich.*
- STIFTER, ADALBERT: DER NACHSOMMER.** Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. In Leinen M 7.—
- **WITIKO.** Roman. Vollständige Ausgabe. In Leinen M 7.—; in Leder M 12.—
- **BUNTE STEINE.** Erzählungen. In Leinen M 7.—
- **AUS DEM ALTEN WIEN.** Mit 28 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.
- STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE** in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 40.—
- TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST.** Roman. In Halbleinen M 4.75.
- TAUSENDUNDEINENACHT DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN.** Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—
- Die Bände sind auch einzeln in Leinen je M 9.50; in Leder je M 15.— erhältlich.

- TAUSEND UND EINE NACHT. DIE SCHÖNSTEN GESCHICH-  
TEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Aus-  
gabe in einem Bande. In Leinen M 4.50.
- TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH.  
Eine Biographie. Mit einem Geleitwort von *Karl Straube*. Mit  
55 Bildtafeln. In Leinen M 13.50.
- TIMMERMANS, FELIX: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit  
Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tau-  
send. In Leinen M 6.—.
- DIE DELPHINE. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit  
Zeichnungen des Dichters. Übertragen von *Peter Mertens*. 15. Tau-  
send. In Leinen M 6.—.
- DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Übertragen von *Anton  
Kippenberg*. 24. Tausend. In Leinen M 6.—.
- DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeich-  
nungen des Dichters. Übertragen von *Anna Valetton-Hoos*. 15. Tau-  
send. In Leinen M 6.—.
- DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman.  
Übertragen von *Peter Mertens*. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.
- DAS SPIEL VON DEN HEILIGEN DREI KÖNIGEN. Nach  
der Weihnachtslegende von *Felix Timmermans* für die Bühne  
bearbeitet von *Eduard Veterman* und *Felix Timmermans*. Über-  
tragen von *Anton Kippenberg*. 5. Tausend. Geheftet M 2.—; in  
Pappband M 2.50.
- PALLIETER. Übertragen von *Anna Valetton-Hoos*. 92. Tausend.  
In Leinen M 2.50.
- TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher  
Auswahl von *Martin Buber*. In Leinen M 3.75.
- TSUDZUMI, TSUNEYOSHI: DIE KUNST JAPANS. Heraus-  
gegeben vom *Japan-Institut*, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und  
127 Abbildungen. In Leinen M 20.—.
- VALÉRY, PAUL: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHI-  
TEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ.  
Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 4.50.  
*Diese Übertragung ist das letzte Werk Rainer Maria Rilkes.*
- HERR TESTE. Übertragen von *Max Rychner*. In Halbleinen  
M 4.—.
- VILLERS, ALEXANDER VON: BRIEFE EINES UNBEKANN-  
TEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Mit  
2 Bildnissen. In Leinen M 6.50.
- WAGGERL, KARL HEINRICH: BROT. Roman. 12. Tausend.  
In Leinen M 6.—.
- SCHWERES BLUT. Roman. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.
- WILDE, OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit  
10 Bildtafeln sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von  
*Heinrich Vogeler*. In Halbleinen M 4.50; in Leder M 10.—.

- WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Mit 10 Bildtafeln. In Leinen M 6.50.
- WOOLF, VIRGINIA: DIE FAHRT ZUM LEUCHTTURM. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.—.
- EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Roman. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 6.—.
- ORLANDO. Roman. Übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 6.—.
- ZWEIG, STEFAN: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 7.50.
- DIE HEILUNG DURCH DEN GEIST (Mesmer — Mary Baker Eddy — Sigmund Freud). 25. Tausend. In Leinen M 7.50.
- MARC ELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10. Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.—.
- DIE KETTE. Ein Novellenkreis. Drei Bände in Leinen M 15.—. Inhalt: Erstes Erlebnis — Amok — Verwirrung der Gefühle.
- ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 46. Tausend. In Leinen M 6.—.
- VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 90. Tausend. In Leinen M 6.—.
- DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 7.—.
- DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 7.—.
- DREI DICHTER IHRES LEBENS (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 7.—.
- JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. Endgültige Ausgabe. 28. Tausend. In Leinen M 4.50.
- AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 150. Tausend. In Leinen M 2.50.

## DER DOM

### BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

*Gesamtpreis der 13 Bände in Halbpergament M 54.—.*

*In einem großen Bogen umspannt der „Dom“ acht Jahrhunderte deutscher Mystik von der Frühgotik bis zu der Romantik. Wie in den Domen aus Stein die Menschen ihre Herzen Gott entgegenheben, um sie mit seinem Licht zu erfüllen, so öffnen die Mystiker dieser Sammlung die Fenster ihres Ich der Unendlichkeit, um die Gottheit einzulassen, mit der innig zu verschmelzen ihr Ziel und ihre Sehnsucht ist.*

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbpergament M 5.—.

HILDEGARD VON BINGEN, SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Joh. Bühler*. In Halbpergament M 5.—.



- JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN.** Herausgegeben von *Hans Kayser*. In Halbpergament M 6.50.
- MEISTERECKHART: DEUTSCHE PREDIGTEN UND TRAKTATE.** Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 6.50.
- GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA.** Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet von *Max Fischer*. In Halbpergament M 5.—.
- J. G. HAMANN: SCHRIFTEN.** Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbpergament M 5.—.
- JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE.** Auszugweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbpergament M 6.50.
- THEOPHRASTUS PARACELTUS: SCHRIFTEN.** Herausgegeben von *Hans Kayser*. In Halbpergament M 6.50.
- JAN VAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND DIE KLEINEREN SCHRIFTEN.** Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbpergament M 5.—.
- HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN.** Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbpergament M 5.—.
- JOHANN TAULER: PREDIGTEN.** In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbpergament M 5.—.
- EINE DEUTSCHE THEOLOGIE.** Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. In Halbpergament M 5.—.
- MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN.** Herausgegeben von *Fr. Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 6.50.

## DEUTSCHE MEISTER

*Die Meister zu ehren, indem sie ihnen den gebührenden Ruhm wiedergibt, der durch Jahrhunderte verdunkelt gewesen; der Nation zu dienen, indem sie ihr das Erbe einer großen Vergangenheit wiederschonkt, die durch lange Zeit in Vergessenheit versunken gewesen, ist eine der würdigsten Aufgaben und der höchsten Pflichten deutscher Kunstgeschichtsschreibung. Dieser Aufgabe zu dienen, hat sich die Bücherreihe vorgesetzt, die den Titel trägt: „Deutsche Meister“.*

- ALBRECHT ALTDORFER.** Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 9.—.
- DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI.** Von *Wilhelm Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 10.50.
- DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS.** Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.50.
- BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN.** Von *Hermann Beenken*. Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

- LUKAS CRANACH.** Von *Curt Glaser*. Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 9.—.
- ALBRECHT DÜRER.** Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 9.—.
- WOLFGANG HUBER.** Von *Martin Weinberger*. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 10.50.
- HANSMULTSCHER.** Von *Curt Gerstenberg*. Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 10.50.
- MICHAEL PACHER.** Von *Johannes von Allesch*. Mit 113 Abbildungen. In Leinen M 16.—.
- PHILIPP OTTO RUNGE.** Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 9.—.
- KARL FRIEDRICH SCHINKEL.** Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 9.—.
- PETER VISCHER.** Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.50.
-

# INHALT

	Seite
<i>Kalendarium</i> auf das Jahr 1933.....	5
<i>Felix Timmermans</i> : Der göttliche Kehrreim .....	11
Übertragen von Peter Mertens.	
<i>Egon Caesar Conte Corti</i> : Eine raffinierte Spekulation .....	22
<i>Prinz Pao Yü</i> .....	29
Aus dem Chinesischen von Franz Kuhn.	
<i>Mahatma Gandhi</i> : Über das Heimatland .....	35
<i>Rainer Maria Rilke</i> : Von der Landschaft .....	40
<i>Aldous Huxley</i> : Katzenpredigt .....	46
Übertragen von Herberth E. Herlitschka.	
<i>Karl Scheffler</i> : Die Zukunft der Großstädte .....	55
<i>Max Mell</i> : Malerlegende .....	67
<i>Auguste Rodin</i> : Testament.....	75
<i>Hans Carossa</i> : Die Bekehrung der Mutter. Ein Erlebnis Dr. Gions	81
<i>D. H. Lawrence</i> : Die Apokalypse und das Christentum .....	88
Übertragen von Georg Goyert.	
<i>K. H. Waggerl</i> : Ein Mann namens Adam .....	94
<i>Rudolf Alexander Schröder</i> : Die dritte Satire des Horaz .....	107
<i>Otto Freiherr von Taube</i> : Der Geisterblick .....	114
<i>Martin Beheim-Schwarzbach</i> : Sehnsucht nach einem Globus..	131
<i>Albrecht Schaeffer</i> : Strophen aus einem Wort .....	137
<i>Marcus Lauesen</i> : Franziska.....	139
<i>Stefan Zweig</i> : Ein Kind wird verheiratet.....	153
Die beiden Königskinder. Aus dem Paderbornschen.....	166
<i>Ernst Bertram</i> : Blick vom Michaelsberg .....	169
<i>Hugo von Hofmannsthal</i> : Zu einer Gedächtnisfeier für Goethe am Burgtheater 1899 .....	180
—————	
<b>Bücher aus dem Insel-Verlag</b> .....	183

# DIE BILDER

	Seite
Der heilige Franziskus. Zeichnung. <i>Von Wolfgang Huber</i> . . . . .	17
Im Spielsaal von Homburg . . . . .	25
<i>Aus Corti: Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo.</i>	
Zeichnung von Felix Timmermans . . . . .	49
<i>Aus Ernest Claes: Hannes Raps.</i>	
Kopf eines Bürgers von Calais. <i>Von Auguste Rodin</i> . . . . .	81
<i>Aus Rainer Maria Rilke: Auguste Rodin.</i>	
Kuhschelle. Scherenschnitt von <i>K. H. Waggerl</i> . . . . .	95
<i>Aus K. H. Waggerl: Das Wiesenbuch.</i>	
Marie Antoinette am Clavecin. <i>Von François Hubert Drouais</i> . . .	161
Marie Antoinette auf dem Wege zum Schafott. <i>Von Louis David</i>	165
<i>Aus Stefan Zweig: Marie Antoinette.</i>	

**Die M 2.50-Bücher (in Leinen gebunden)**

**LEONHARD FRANK**  
**DIE RÄUBERBANDE**  
ROMAN

**MAXIM GORKI**  
**ERZÄHLUNGEN**  
EINGELEITET VON STEFAN ZWEIG

**RICARDA HUCH**  
**DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND**  
GEKÜRZTE AUSGABE

**FELIX TIMMERMANS**  
**PALLIETER**  
ROMAN

**STEFAN ZWEIG**  
**AMOK**  
NOVELLEN EINER LEIDENSCHAFT

\*

**Die M 4.50-Bücher (in Leinen gebunden)**

**GOETHE UND SEINE WELT**  
IN 580 BILDERN  
UNTER MITWIRKUNG VON ERNST BEUTLER  
HERAUSGEGEBEN VON HANS WAHL UND ANTON KIPPENBERG

**GUSTAV SCHWAB**  
**SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS**  
NEUE VOLLSTÄNDIGE AUSGABE MIT 96 BILDERN  
NACH FLAXMAN (1120 SEITEN)

**TAUSENDUNDEINE NACHT**  
**DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN**  
**AUS TAUSENDUNEINER NACHT**  
WOHLFEILE AUSGABE IN EINEM BANDE

---

**INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG**











**MAIN STACKS**

The Ohio State University



3 2435 06145042 5

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY



D	AISLE	SECT	SHLF	SIDE	POS	ITEM	C
8	03	14	12	8	14	008	2